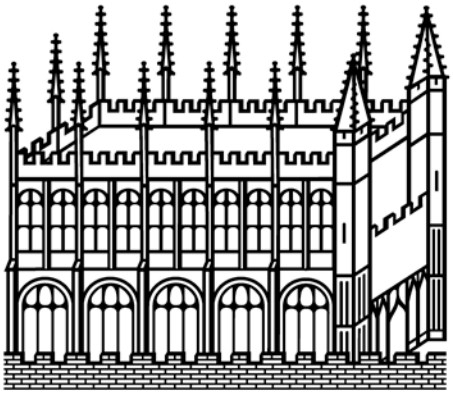


Bodleian Libraries

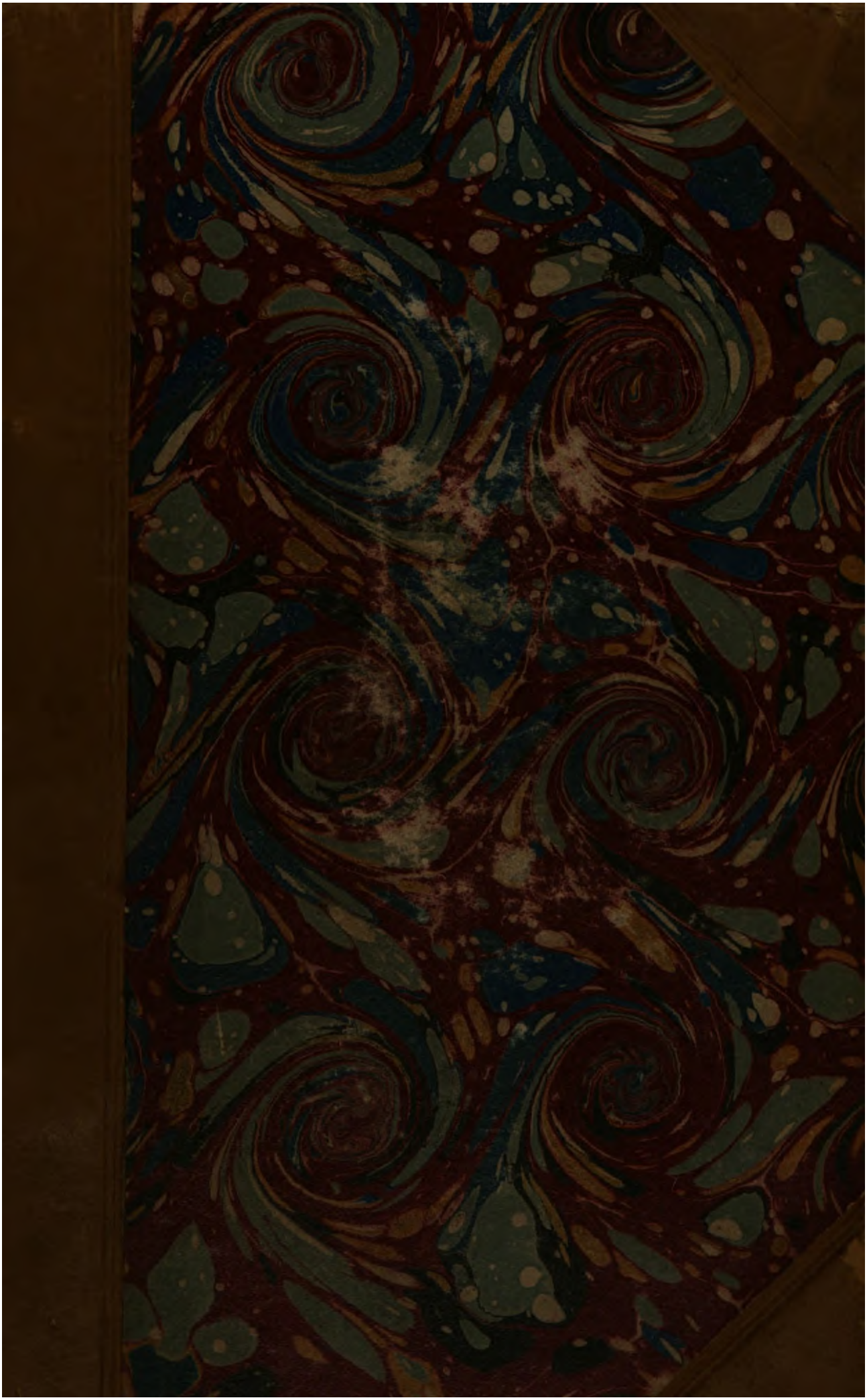
UNIVERSITY OF OXFORD

This book is part of the collection held by the Bodleian Libraries and scanned by Google, Inc. for the Google Books Library Project.

For more information see:

http://www.bodleian.ox.ac.uk/dbooks

This work is licensed under a Creative Commons Attribution-NonCommercial-ShareAlike 2.0 UK: England & Wales (CC BY-NC-SA 2.0) licence.



162 d 46
~~1769 9~~
~~37. a. 23~~

162 d 46
~~196 g 9~~
~~37. a. 23~~

Geschichten aus alter Zeit.

Von

W. H. Riehl.

Erſter Band.

Stuttgart.
Cotta'ſcher Verlag.
1863.

Der Verfaſſer behält ſich das Recht der Ueberſetzung in fremde Sprachen vor.

Buchdruckerei der J. G. Cotta'ſchen Buchhandlung
in Stuttgart und Augsburg.

Ludwig Richter

in Dresden

gewidmet.

Ich habe dieſes Buch „Geſchichten“ genannt; ich hätte es ebenſogut mit vornehmerem Wort „Novellen“ nennen können. Denn wenn das Weſen der Novelle darin beſteht, ein Seelengeheimniß in der Verknüpfung und Löſung erdichteter Thatſachen zu enthüllen, dann ſind dieſe Geſchichten Novellen. Das deutſche Wort aber ſaß mir beſſer als das italieniſche; einmal, weil mir die gemüthliche deutſche Art des Erzählens zunächſt in der Seele klang, dann aber auch, weil es ein heilſames Mahnwort iſt. Die „Geſchichte“ mahnet nämlich, daß fort und fort etwas geſchehe, daß nicht die Reflexion, ſondern die That den Knoten ſchlinge und löſe, und daß die Luſt am Erzählen nicht von

der verführeriſchen Luſt des Grübelns und Schilderns überwuchert werde.

Wer aber wirklich erzählt, der ſucht vor Allem die feſte, reine Linie der Handlung, deutet Licht und Schatten blos an, läßt Schmuck und Beiwerk und die weite Fernſicht des Hintergrundes mehr errathen, als daß er ſie ausſpräche. Sein höchſtes Ziel ſtehet dahin, außen grob und inwendig fein zu ſeyn, außen ſparſam und innen reich. In dieſem Urbilde begegnen ſich die deutſche „Geſchichte“ und der ächte Holzſchnitt.

Sie aber, verehrter Freund, dem ich dieſe „Geſchichten“ widme, während ich ihm Novellen nicht dargeboten hätte, ſind der Mann,

welcher die ächte Art des deutſchen Holzſchnittes vor Andern wiedergefunden und volksthümlich gemacht hat. Gar oft ſuchte ich mich beim Erzählen im rechten Maß und Tone zu halten durch einen Blick auf Ihre Holzſchnittblätter. Die feſte, ſchlichte Form allein aber würde Ihnen doch das Herz des deutſchen Volkes nicht gewonnen haben, wenn nicht ſo inniges Gemüth, ſo friſcher Humor und ein ſo frommer, reiner Sinn aus Ihrer Zeichnung ſpräche, ja die Vorzüge der Form ſind Ihnen erſt erwachſen aus jenen Vorzügen der künſtleriſchen Seele. Mein Empfinden und Streben rang bei dieſen Geſchichten nach einem Hauche des gleichen Geiſtes; wäre mir die Ausſprache

deſſelben auch nur annähernd heiter und tief gelungen, ſo würde mir dieſes beſcheidene Büchlein mehr Freude machen als alle meine früheren Schriften. Denn gute Menſchen zu erheben, indem wir ſie erheitern, bleibt doch die erquickendſte und liebenswürdigſte Aufgabe des ſchaffenden Mannes in der Schrift ſowohl wie in der Kunſt.

München, Neujahr 1863.

W. H. Riehl.

Inhalt.

	Seite
Der ſtumme Rathsherr	1
Liebesbuße	53
Die Lüge der Geſchichte	81
Jörg Muckenhuber	123
Der Leibmedicus	157
Der Dachs auf Lichtmeß	205
Der Fluch der Schönheit	229
Geſpenſterkampf	313

Der ſtumme Rathsherr.

Erſtes Kapitel.

Hunde mitzubringen in die Rathsſitzung einer Reichsſtadt, war im Mittelalter gerade nicht der Brauch. Nun geſchah es aber doch einmal, daß ein Hund faſt ſieben Jahre lang Sitz — wenn auch keine Stimme — in einem reichsſtädtiſchen Rathe erhielt.

Das kam alſo:

Gerhard Richwin, Bürger und Wollenweber in Wetzlar, war ein reicher Mann, weil ſein Vater geſpart und gearbeitet hatte. Dafür feierte nun der Sohn und vergeudete, und wenn er's noch zehn Jahre ſo fort trieb, ſo war bis dahin vermuthlich aus dem reichen der arme Richwin geworden.

In der Lahngaſſe, enggepackt zwiſchen andern hochgiebeligen Häuſern, ſtand Richwins Haus, ein ſtattlicher Holzbau, erſt vor zehn Jahren von Grund aus neu aufgeführt, wie die Jahrzahl — 1358 —

über der großen Thüre bezeugte. Durch dieſe Thüre trat man in die Verkaufshalle; denn Richwin handelte nicht blos mit ſelbſtgewebter Waare, ſondern mehr noch mit fremden Zeugen und würde zur Kaufmanns-gilde gezählt haben, wenn es eine ſolche in Wetzlar gegeben hätte. So aber gehörte er zur vornehmſten Zunft, zu den Wollenwebern, und innerhalb dieſer zu einem kleinen vornehmen Kreiſe, den ſogenannten „flandriſchen Zunftgenoſſen," vom Verkauf der koſt-baren flandriſchen Tücher alſo benannt; unter den vornehmen „Flandriſchen" aber war Richwin wiederum der Reichſte und Vornehmſte, und es dünkte ihm, er ſey doch faſt um einen Kopf über die Zünfte über-haupt hinausgewachſen und auf ein Haar ſo groß wie ein Patrizier.

Durch die große Thüre trat man, wie geſagt, in die Verkaufshalle; nämlich wenn man auf der Schwelle nicht über zwei böſe Buben ſtolperte, die daſelbſt gewöhnlich zu ſpielen und zu raufen pflegten. Es waren Richwins ältere Kinder. Die jüngeren, zwei Mädchen, machten im oberen Geſchoß der Mutter das Leben ſauer; denn da es dem Vater zu lang-weilig war, Zucht zu üben bei den wilden Rangen,

ſo lernten die Brüder jede Unart von ſelber und die kleinen Schweſtern lernten die Unart von den Brüdern; die Mutter allein aber vermochte die unbändige Rotte nicht im Zügel zu halten.

Klagte die arme Frau Eva dem Manne ihr Leid wegen der Kinder, ſo hörte er mit dem rechten Ohre gar nicht zu und mit dem linken halb und gab keine Antwort, oder, wenn er beſonders achtſam war, eine verkehrte. So ging's auch in andern Stücken. Gerhard merkte nicht, wie arg er ſeine Frau vernachläſſigte; hätte er's gemerkt, er würde es beſſer gemacht haben; denn er hatte ein gutes Herz und liebte ſeine Frau. Aber Eva merkte um ſo mehr, daß er oft ganze Tage nichts mit ihr ſprach, und wenn ja, ſo waren es kalte, zerſtreute Worte, ſchlimmer als nichts.

Sie trug ihr Kreuz in Geduld und wußte doch nur zu wohl, daß es bald ein doppeltes Kreuz werden würde; denn ſie ſah den Verfall von Hab und Gut langſam aber ſicher heranſchleichen, ohne ihm irgend ſteuern zu können.

Viel Unrechtes that Gerhard Richwin nicht, er that nur auch nichts Rechtes. Jedem Einfall, jeder Laune des Augenblickes gab er ſich hin; dieſe Einfälle

aber fielen, ſeltſam genug, niemals auf die Arbeit, welche im Augenblick zu vollführen dringend Noth war. Wenn es galt, in der Weberei nachzuſehen, dann hatte er die größte Luſt, auszureiten, und wenn er aufſitzen ſollte zu einem Ritt nach den benachbarten Grafenſchlöſſern in Weilburg, Dillenburg, oder Braunfels, wo oft bedeutende Geſchäfte abzuſchließen waren, dann däuchte es ihm wunderſchön bei den Webſtühlen. Standen Käufer im Waarenlager, dann ſchaute Meiſter Richwin wohl durchs Fenſter ſeinen böſen Buben zu, ſann, wie er ihrer Unart doch auch einmal wehren wolle, vergaß aber darüber geraume Zeit die Kunden und redete ſie zuletzt mit grimmiger väterlicher Strenge an und fuhr mit der Elle ins Zeug, als wolle er die Käufer ſtatt der Buben prügeln.

Die treueſten Geſchäftsfreunde fühlten ſich nachgerade doch gar zu ſäumig und grob behandelt, denn die Diener und Lehrlinge des Hauſes ſchrieben ſich des Meiſters Beiſpiel hinter's Ohr und wurden noch um einen Grad ſäumiger und gröber als er ſelber; kein Wunder alſo, daß es allmählich etwas ſtiller ward in Richwin's berühmter Waarenhalle.

Böſe Zungen meinten, wenn das ſo fortgehe, dann werde Richwin bald der einzige Kunde ſeines Kaufladens ſeyn, der beſte ſey er ohnedies ſchon. Er leuchtete nämlich in jener modeſüchtigen Zeit allen andern Bürgern vor durch reiches Kleid und ſteten Wechſel der Tracht, und ſah man ihn im Prunkrock mit den langen Aermeln, deren breite Tuchſtreifen bis an die Füße reichten, in den buntgeſtreiften Hoſen und ſpitzigen Schnabelſchuhen, auf dem Kopfe die vorn und hinten aufgeſchlagene Kugelmütze, das Haar geradlinig auf der Stirne abgeſchnitten, indeß nur rechts und links über den Ohren zwei Locken ſtehen geblieben waren, dann konnte man glauben, er ſey kein Zünftler oder Kaufmann, ſondern ein Herr.

Hätte aber Jemand Meiſter Richwin wegen ſeines Putzes einen Gecken genannt, ſo würde er das übel genommen haben, denn er war verletzbar wie ein geſchältes Ei, und obgleich er des innerlich Unſchicklichen wahrlich genug that, fürchtete er ſich doch grauſam, gegen das äußerlich Schickliche zu verſtoßen. Dieſer Zug verkündete nun eben nicht den derben, geraden Bürgersmann. Und in der That hatten ihn

ſeine Genoſſen, die Zünftler, im Verdacht, daß er auf zwei Achſeln trage und aus Hoffart heimlich zu den Patriziern ſtehe.

Solch ein Verdacht aber war bitterböſe in jenen Tagen; denn in den Gemüthern der reichsſtädtiſchen Zunftgenoſſen gährte es gewaltig. Die edeln Geſchlechter tagten allein im Rath und beherrſchten die Stadt; ſie hatten neuerdings den gemeinen Säckel mit Schulden überbürdet, die Stadt in verderbliche Bündniſſe und Fehden verſtrickt, ſie waren dem Volke von Grund aus verhaßt und das Maß ihrer Herrſchaft ſchien voll zum Ueberlaufen. Eine Verſchwörung der Zünfte gegen die Geſchlechter wucherte auf, verborgen aber weitverzweigt. Hatte doch ſo manche andere Reichsſtadt in den letzten Jahren ihrem patriziſchen Rathe den Stuhl vor die Thüre geſetzt: warum ſollten die Wetzlarer ihre Patrizier nicht auch zum Teufel jagen können?

Und dieſem ſtillen Wühlen, Planſchmieden und Vorbereiten ſeiner Zunftbrüder gegenüber verhielt ſich Gerhard Richwin kalt und zweideutig! Er war doch noch immer der vornehmſte Mann der vornehmſten Zunft, hatte in den Trinkſtuben großes

Anſehen, und wenn ſich auch die Geſchäftsfreunde minderten, ſo mehrten ſich doch die Zechfreunde; ein empfindlicher Mann, eigenſinnig, geſcheidt, wenn er geſcheidt ſeyn wollte, ein Mann, mit deſſen Vermögen es bergab ging: war ein ſolcher nicht wie gemacht zum Demagogen? Es lohnte wohl der Mühe, ihn für die neue Sache zu gewinnen. Man winkte und flüſterte ihm zu, ſchmeichelte, beredete, drängte ihn. Es verfing alles nicht. Er hatte Freunde unter den Geſchlechtern, und ihr hoffärtiges, eigenwilliges Weſen däuchte ihm ganz edel und fein. Ueberdies war Parteizucht dem Manne unbequem, dem jede Zucht mißfiel; er rührte ſich nicht, wo er Hände voll Geld gewinnen konnte: wie ſollte er ſich rühren, wo vielleicht nur der Galgen zu gewinnen ſtand?

Zweites Kapitel.

In jenen aufgeregten Tagen hatte Richwin einen prächtigen jungen Hund zum Geſchenk erhalten, der mindeſtens doppelt ſo aufgeregt war wie die Wetzlarer Bürger und dreimal ſo eigenſinnig wie ſein Herr, einen großen ſchwarzen Wolfshund von ſpaniſcher Race, kaum dreiviertel Jahre alt, noch ganz ungezogen, täppiſch und allen Muthwillens voll.

Der Hund hieß „Thaſſo“ und machte ſeinem Namen Ehre, welcher einen Schläger oder Streiter bedeutet. Denn Streiten und Raufen ohne Ende war ſeine Luſt, und obgleich er, höchſt gutartig, faſt nur im Spiel kämpfte, ſo war doch ein Spiel mit Thaſſo nicht Jedermanns Vergnügen. Ging ein ehrſamer Bürger auffallend raſchen Schrittes durch die Straße, flugs ſprang Thaſſo hinterdrein und zupfte ihn neckiſch am Wams, riß aber auch gleich

einen handgroßen Fetzen Tuch mit herunter. Oder er ſah ein Kind, ſprang ſpielend zu ihm hin und warf es im erſten Anlauf mit ſeinen breiten Tatzen in die Goſſe. Am ergötzlichſten aber war Thaſſo, wenn ein Reiter raſch vorbei trabte. Gleich einem Raubthier ſetzte dann der Hund in Rieſenſprüngen dem Pferde nach, umkreiste es, hüpfte ihm zum Kopfe hinauf, dann wieder zum Schweif, ſchnappte dem Reiter nach der Hand oder ſchlüpfte dem bäumenden Roſſe unter dem Bauche durch, ohne jemals einen Huftritt davonzutragen. Er biß nicht, er ſpielte blos; aber die Pferde ſcheuten, wichen zurück, ſtiegen hoch auf oder gingen trotz Zügel und Schenkel geſtreckten Laufes durch, als ſäße ihnen der Satan im Nacken.

Rief dann Meiſter Richwin den Hund zurück, ſo hielt dieſer augenblicklich ein, blickte ſeinen Herrn an, als wollte er ſagen: ich kann's noch viel beſſer, und verfolgte drauf das Pferd mit verdoppelter Luſt. Drohte und ſchalt Richwin aber gar, ſo verwandelte ſich das Spiel des Hundes in Zorn, er bellte und biß und lief dann aus Furcht vor der Strafe davon, durchſchwärmte die halbe Stadt, trieb unterwegs

allerlei neuen Unfug und ſchlich erſt ſpät und ganz heimlich nach Hauſe zurück. Nun erhielt er freilich ſeine Hiebe. Dieſe verſtand der Hund jetzt aber falſch; denn, da er die erſte Urſache der Strafe längſt vergeſſen hatte, ſo glaubte er, man prügle ihn, weil er nach Hauſe komme und blieb das nächſtemal um ſo länger fort.

Alſo nahm ſich Meiſter Richwin vor, den Hund auf friſcher That zu beſtrafen. Da lief dann der Hund hinter dem Reiter her und Richwin hinter dem Hund. Endlich ſtand der Hund und ließ, tief zerknirſcht, den Schwanz zwiſchen den Beinen, ſeinen Herrn herankommen. Sowie dieſer ſich aber auf zehn Schritt genähert hatte, nahm Thaſſo wieder Reißaus. Meiſter Richwin ging langſam, lockte, ſchmeichelte und heuchelte ein freundliches Geſicht: der Hund kam herbei, — aber nur auf zehn Schritt, dann lief er wieder davon. Der Herr mochte eilen, ſchleichen, ſtille ſtehen — das Thier blieb immer bei ihm, aber auch immer zehn Schritt vom Leibe. Die Gaſſenbuben jubelten, und die ganze Straße lief an Thür und Fenſter, um zu ſehen, wer denn endlich gewinne, Meiſter Richwin oder Meiſter Thaſſo? Der

ſtolze Bürger zitterte vor Wuth und warf gar mit Steinen nach dem Sünder. Thaſſo aber wich jedem Wurfe wunderbar gewandt aus, ſprang dem Steine nach, apportirte ihn wie zum Spotte mit fliegender Haſt und war ſchon wieder zwanzig Schritt voraus, ehe ſein Rächer nur ordentlich zum Hiebe ausgeholt hatte.

Jeder Tag brachte neue Scenen ähnlicher Art. Der Hund entfaltete einen ſtaunenswerthen Erfindungsgeiſt in immer neuen Unarten und in der Kunſt, einem rechtzeitigen Hiebe zu entrinnen.

Es war aber, als ſey mit dem Hunde erſt das leibhaftige Unheil in Richwins Haus gezogen. Die vier unartigen Kinder ſpielten und balgten mit dem Thiere von früh bis ſpät, und Thaſſo's Geiſt kam dabei dergeſtalt über ſie, daß man ſchwer entſcheiden mochte, ob der Hund ärgeren Muthwillen trieb oder die Kinder. Die arme Frau Eva konnte den Hund nicht leiden; das nahm Meiſter Richwin äußerſt übel, und hatte er ſie vorher nur durch ſeine Kälte gekränkt, ſo ſchalt und zankte er jetzt obendrein; war Thaſſo ſeiner Peitſche entlaufen, ſo ließ er den Zorn an der Frau aus und redete dieſe irgend ein un-

bequemes Wort, ſo mußte ſie gleich ihren Haß gegen den edeln Hund auf dem Butterbrod eſſen. Seit der Hund im Hauſe war, gab ſie ihren Mann, ſich und die Ihrigen völlig dem Verderben geweiht. Hatte ſich der Meiſter vorher ſchon wenig um Haus und Beruf bekümmert, ſo that er es jetzt noch viel weniger. Er wollte vor allen Dingen ſeinen Hund dreſſiren, und dieſes wichtigſte Werk beſchäftigte ihn den ganzen Tag. Da er aber durchaus planlos und launiſch dabei verfuhr, heute alle Untugend nachſah und morgen wieder überhart ſtrafte, ſo verlor Thaſſo vielmehr das bischen Zucht noch vollends, welches er mitgebracht hatte.

Fort und fort kamen Klagen über den Störenfried. Der Meiſter mußte Schaden erſetzen, Schmerzen vergüten, gute Worte geben und böſe einſtecken. Die Beſchädigten drohten, das Thier zu vergiften oder todtzuſchlagen, und die Freunde drangen in den Meiſter, er möge die zuchtloſe Beſtie doch abſchaffen oder an die Kette legen. Allein Richwin blieb bei ſeinem Satz: er ſelber wolle den Hund erziehen, er wolle ihn lammfromm machen und dann mit dem edeln, gefürchteten Thiere einherſtolzieren wie Ritter Kurt mit ſeinem großen Fanghund.

Nun geſchah es, daß die Wetzlarer Bürger am Aſchermittwoch einen altherkömmlichen ſeltſamen Auf=zug begingen. Sie zogen nämlich gewaffnet in die geiſtlichen Höfe, vom Hofe der Deutſchherren bis zum Altenberger Nonnenhof, um bei den Deutſchherren ein lebendes weißes Huhn, bei den Nonnen einen Schinken, beim Dechanten einen Goldgulden zu em=pfangen als Zeichen der Stadt=Gerechtſame in den geiſtlichen Höfen. Als Hauptſtück glänzte dabei aber allezeit das lebende weiße Huhn, weßhalb man den Aſchermittwoch in Wetzlar noch bei Menſchengedenken den „Hinkelchestag“ nannte. Tadellos weiß, mit bunten Bändern geſchmückt, mußte die Henne von einem Knaben dem Zuge voran durch die Straßen getragen werden.

Meiſter Richwin ging heuer an der Spitze ſeiner Zunft im Zuge und hatte zu Hauſe den ſtrengſten Befehl gegeben, daß man den Hund wohl eingeſperrt halte, bis der Lärm vorüber ſey. Thaſſo aber brach dennoch aus, verfolgte die Spur ſeines Herrn und ſprang mitten in die feſtlichen Reihen, als der Amt=mann des Deutſchordens eben das Huhn dem Knaben übergab. Den ſchreienden, flügelnden Vogel mit

den flatternden Bändern hatte er im Nu erſpäht, flog darauf los, entriß ihn der Hand des Kindes und zerrte ihn, daß die Federn und Bänder in der Luft umher flogen. Der Amtmann, welcher abwehren wollte, wurde kräftigſt in die Waden gebiſſen, und als es Meiſter Richwin endlich gelang, den Hund zu bändigen, flügelte das Huhn noch einmal, und ſchloß dann ſeinen Schnabel für immer.

Nun hatte man kein lebendes, weißes Huhn mehr! Aber ohne lebendes Huhn keinen Umzug, ohne Umzug keine Gerechtſame in den geiſtlichen Höfen. Die Sache war ſehr ernſthaft. An den pünktlich erfüllten Wahrzeichen des Rechtes hing damals das Recht ſelber.

Mit tauſend Bitten und Beſchwörungen erreichte endlich Meiſter Richwin, daß man den ganzen Vorgang als ungeſchehen anſehen wolle, wenn er binnen zwei Stunden ein anderes tadellos weißes, lebendes Huhn zur Stelle ſchaffe. Die feierliche Uebergabe ſollte dann von neuem beginnen, doch mit der beſtimmten Rechtsverwahrung, daß man nicht etwa in Zukunft den Deutſchherren die Laſt aufbürde, zwei Hühner zu liefern, ein todtes und ein lebendes.

Auch ſollte Gerhard Richwin diesmal dem Amtmann zehn Ellen des feinſten flandriſchen Tuches ſchenken als Schadenerſatz und Schmerzensgeld.

Von Zorn, Aerger und Angſt gegeißelt lief der Meiſter in alle Hühnerhöfe der Stadt, fand aber kein tadellos weißes Huhn. Endlich, faſt in der letzten vorgeſtreckten Minute kam er ſchweißtriefend auf den Deutſchordens-Hof mit einer mageren alten Henne, die urſprünglich weiß und etwas grau geſprenkelt geweſen; durch das Ausrupfen etlicher Hände voll Federn aber hatte er ſie in ein tadellos weißes Huhn verwandelt. Man ließ das neue Rechtsſymbol gelten, und ſo kamen denn noch alle Betheiligten, wie man zu ſagen pflegt, glücklich mit einem blauen Auge davon, die erwürgte erſte Henne natürlich ausgenommen.

Die Beſtrafung Thaſſo's am Abende war muſtergültig.

Meiſter Richwin aber gelobte ſich heilig, von Stund an den Hund nach einer ganz neuen, planvollen und gründlichen Weiſe zu erziehen. Um aller Welt Güter hätte er das Thier gerade jetzt nicht abgeſchafft; er wollte Recht behalten und den

Wetzlarern zeigen, daß er trotz des letzten Auftrittes dennoch den unbändigen Halbwolf lammfromm machen könne.

Er brütete — zum erstenmal in seinem Leben — die ganze schlaflose Nacht über Erziehungsplänen.

Drittes Kapitel.

Am andern Morgen ſtand Meiſter Richwin mit dem erſten Dämmerlichte auf, wie er's vordem gar nicht gepflegt hatte, denn er war ein Langſchläfer. Er wollte aber Thaſſo ſtufenweiſe an einen ruhigen Gang durch die Straßen gewöhnen, noch ehe ſie von Menſchen und Pferden wimmelten. Den Hund am Stricke durchzog er die ganze Stadt. So wie das Thier auf einen Reiter oder Fußgänger ſpannte, faßte es auch augenblicks ſeinen richtigen Peitſchenhieb. Vorher hatte Thaſſo bei ſeinen Miſſethaten zwar immer ſichtbar Reue empfunden, zur Buße dagegen durchaus keine Luſt gezeigt. Jetzt kam Reue, Buße und Sühnung alles mit einemmale. Richwin fand dieſe Frühſtunde wie gemacht zu unbelauſchter Dreſſur. Mit den wachſenden Februar- und Märztagen ſtand er daher immer früher auf

und war ſtets ſchon vor der Sonne mit Thaſſo auf den Beinen.

Ging er an einer offenen Kirchenthüre vorbei, ſo zog er den Strick beſonders feſt und ließ einen mahnenden Streich auf Thaſſo's Rücken fallen. Denn der Hund hatte bis dahin eine beſondere Luſt, in die offenen Kirchen zu laufen und die Gemeinde anzubellen, und je lauter ihn ſein Herr zurückrief, um ſo toller ſchlug er Lärm. Das verlernte er jetzt gänzlich. Wenn nun Meiſter Richwin ſo vor die offene Thüre kam und hörte, wie innen die Frühmeſſe geleſen wurde, ſo blieb er wohl auch eine Weile andächtig im Portale ſtehen — denn wegen des Hundes wagte er ſich nicht hinein — und nahm ſich ein Stück Morgenſegen mit. Bis dahin war er ein ſeltener Gaſt im Gotteshauſe geweſen; bald aber glaubte er nun, der Tag ſey gar nicht recht begonnen ohne die Frühmeſſe unter der Kirchenthür, auch gehe der Hund nachher immer viel ruhiger.

Als der Meiſter zum erſtenmale von dem Morgengang nach Hauſe kam, ſchien ihm der Tag doch ſehr lang, der ihm früher, als er noch lange ſchlief, ſo kurz gedäucht hatte. Zum Zeitvertreib ging er

darum mit Thaſſo in die Werkſtatt, wo zur Stunde ſchon fleißig gearbeitet werden mußte. Es ſah aber noch gar ſtill aus, denn Geſellen und Lehrlinge verließen ſich auf den geſunden Schlaf des Meiſters und kamen ſo ſpät es ihnen beliebte. Wie ſtaunte und wetterte der Meiſter über den Unfug, und wie ärgerten ſich die Geſellen, als er Tag für Tag immer früher in die Werkſtatt trat! Die Reiter und Spaziergänger ſchwuren dem unbändigen Thaſſo nicht mehr den Tod, aber die Geſellen hätten den gebändigten Thaſſo jetzt gerne vergiftet, denn ſie merkten wohl, daß er allein Schuld ſey an den frühen Beſuchen des Meiſters.

Aber Richwin hielt den Hund Tag und Nacht bei ſich nach dem ganz richtigen Grundſatze, daß man ein Thier nur dann gut erziehen und treu gewöhnen kann, wenn man ſtets mit ihm zuſammen lebt.

Dieſes Zuſammenleben hatte im Verkaufsgewölbe freilich ſeinen beſonderen Haken. Trat nämlich ein Käufer ein, ſo fuhr Thaſſo bellend unter der Bank hervor; wollte aber Jemand den gekauften Pack Waaren mitnehmen und weggehen, ſo war der Hund gar nicht zu halten, er achtete Kauf offenbar für

Diebſtahl und packte den harmloſen Kunden ſo feſt, daß ihn nur der Herr ſelber mit Noth wieder befreien konnte. Meiſter Richwin als Erzieher betrat hier den Weg der Milde. Denn ſollte er dem Hunde ſeine beſte Tugend, die Wachſamkeit, ausprügeln? Nein! Er wollte ihn nur unterſcheiden lehren, was Käufer und was Diebe ſind. Kam alſo ein Käufer, ſo reichte ihm Richwin äußerſt freundlich die rechte Hand, indeß er mit der linken die knurrende Beſtie ſtreichelte und bot dann auch weiter im Geſpräch ſeine heiterſte Laune, ſeine lichteſte Miene auf, damit der Hund ſehe, daß es hier einem Geſchäftsfreund und keinem Diebe gelte. Und ging der Kunde mit den gekauften Waaren hinweg, ſo duldete es Meiſter Richwin anfangs gar nicht, daß er ſeinen Pack ſelber zur Thüre trug — denn Thaſſo ſtand ſchon zähnefletſchend auf dem Sprunge —, ſondern nahm ihm denſelben höflichſt ab und trug ihn über die Schwelle, mit manchem verſtohlenen Rückblick nach dem Vierfüßler. Die Leute aber ſtaunten das Wunder an und begriffen's nicht, wie der gröbſte Kaufmann über Nacht zum höflichſten geworden ſey, der ſtolzeſte zum dienſtfertigſten.

Da brauſete aber einmal juſt im bedenklichſten Zeitpunkt das wilde Heer der Kinder durch die Halle. Jetzt war alle Mühe vernichtet, Thaſſo fuhr wie beſeſſen zwiſchen die Kinder und dann zwiſchen die Beine der Käufer, als wolle er die verhaltene Luſt nun doppelt zügellos genießen. Den Kindern bekam's übel. Mit furchtbarem Schelten wurden ſie hinauf zur Mutter geſchickt und die beiden Knaben ſchon anderen Tages dem Schulmeiſter zur ſchärferen Zucht übergeben. Auch das Lungern und Balgen auf der Gaſſe ward ihnen ſtrengſtens unterſagt. „Sie haben den Hund zu tauſend Unarten verführt," meinte Meiſter Richwin, „und wie kann man überhaupt umtobt von ſo wilden Kindern einen jungen Hund erziehen?" Er beſchloß, von nun an ſeinen böſen Rangen den Daumen ſcharf auf's Auge zu drücken, damit der Hund Ruhe habe und unverführt bleibe.

Frau Eva mußte dem Mann ihre Freude über alle die Verwandlungen ausſprechen.

„Es iſt doch ein rechter Segen," ſagte ſie, „daß du morgens wieder zur Meſſe gehſt."

„Ja wohl, Eva! der Hund liegt wie ein Standbild, wenn ich unter dem Portale kniee."

„Die Kunden mehren ſich wieder, ſeit du ſo freundlich geworden.“

„Ja wohl, Eva! der Hund knurrt nur noch ganz leiſe, er bellt nicht mehr im Kaufladen und denkt nicht von Weitem an's Beißen.“

„Die Kinder beſſern ſich zuſehends, ſeit du ſie kürzer hältſt.“

„Freilich, Eva! das war dem Hunde grundverderblich, daß er immer das böſe Beiſpiel der Kinder ſah.“

„Und wie thut mir's wohl, Gerhard, daß du jetzt wieder ſo manches freundliche Wort mit mir redeſt!“

„Ei freilich, liebe Eva! da du jetzt ſo freundlich von dem Hunde geſprochen“ — ſie hatte keine Sylbe von ihm geſagt — „wie ſollte ich dir's nicht danken?“

Frau Eva dachte für ſich: „Meiſter Richwin erzieht den Hund und ahnet nicht, daß noch vielmehr der Hund den Meiſter Richwin erzieht,“ und warf zum erſtenmale einen freundlichen Blick auf Thaſſo und ſtreichelte ihn. Das beſiegelte den neuen Hausfrieden.

Aber trotz der großen Fortſchritte, die Thaſſo machte in ſeines Herren Zucht und ſeiner Herrin Gunſt, brachen doch manchmal die alten Tücken wieder hervor. Dabei waltete aber ein ſeltſamer Inſtinkt des Thieres: es ſchien die Zünftler von den Patriziern zu unterſcheiden, und wenn es ja ſeinem Muthwillen wieder einmal freien Lauf ließ, ſo war er gewiß gegen einen Patrizier gerichtet. Wie es Hunde gibt, die keinen Bettelmann und Landſtreicher ohne Gebell vorüber laſſen, ſo konnte Thaſſo keinen geputzten, ſtolz ſchreitenden, ritterlich reitenden Patrizier ſehen, ohne daß ſich der alte Adam in ihm regte.

Nach dem Feierabend pflog Meiſter Richwin durch die nunmehr von Menſchen wimmelnden Straßen zu gehen, damit der Hund, des Strickes frei, bewähre, was er in der einſamen Frühſtunde, angefeſſelt, gelernt hatte. Thaſſo ſchleicht ganz ſittſam in den Fußſtapfen ſeines Herrn. Da ſchreitet ein Junker aus den Geſchlechtern tänzelnd und geziert über den Marktplatz; flugs ſpringt Thaſſo zu ihm hinüber, kein Rufen, kein Pfeifen hilft, wie im Rauſch hat er alle Lehren des nüchternen Morgens vergeſſen und

kriecht erſt, demüthigſt wedelnd und um Verzeihung bittend, zu dem wüthenden Meiſter zurück, nachdem er den bis zum Fuß niederfallenden langen Aermel des Patriziers mitten entzwei geriſſen.

Des andern Tages ſchickte Meiſter Richwin dem Geſchädigten ſeinen eigenen Prunkrock mit den langen Aermeln zum Erſatz. „Wie konnte ich ſolch ein Geck ſeyn," rief er aus, „ein ſo widerſinniges Kleid zu tragen? Müſſen die langen, flatternden Tuchſtreifen, müſſen die hundert Bänder und Flitter nicht jeden Hund herausfordern, daß er daran zupfe?"

Meiſter Richwin begann einen ſtillen Grimm auf die Kleiderpracht und andere Hoffart der Geſchlechter zu werfen und ging von da an nur noch im ſchlichteſten bürgerlichen Gewand.

Dazu dünkte ihm, die Patrizier hätten ganz beſonders höhniſche Blicke, wenn er mit ſeinem Zöglinge an der Schnur durch die Gaſſen ſchritt, oder wenn der entfeſſelte Thaſſo wieder einmal die Ohren verſtopfte und durch Steinwürfe an ſeine Pflicht gemahnt werden mußte. Wie ſpöttiſch hatte nicht neulich jene vornehme Jungfrau gelächelt, als Meiſter Richwin ſie mit tiefer Verbeugung grüßte, indeß der

Hund am Strick unwiderſtehlich zum nächſten Eckſtein hinüberzog, ſo daß die Verbeugung ſich faſt zum Fußfall geſteigert hätte? Und waren die edeln Herren nicht allezeit am gröbſten, wenn Thaſſo ja noch einmal an ihren galoppirenden Pferden hinaufſprang? Wie duldſam nahmen das dagegen die friedlichen Schrittes einher reitenden Zünftler auf!

So vollbrachte Thaſſo auch hier, was keinem Andern gelungen war: an der Hundeſchnur zog er ſeinen Herrn ganz leiſe von der Neutralität zur Partei der erbittertſten Zünftler hinüber.

Das wurde feſt und fertig, als die Wetzlarer Kaufleute und Handwerker auf Oſtern 1368 zur Frankfurter Meſſe gingen. Sie bildeten einen ſtattlichen Trupp, der geſchloſſen zuſammenhielt bei der Fahrt durch die Wetterau, wegen räuberiſcher Angriffe. Die Geſchlechter waren vordem auch mitgeritten in der Reiſeſchaar ihrer Stadt, und Meiſter Richwin auf ſeinem ſtolzen Rappen hielt ſich ſonſt lieber zu den vornehmen Leuten als zu den Zunftgenoſſen, die zu Fuß oder auf langſamen Kleppern die Nachhut bildeten. Heuer aber ließ er den Rappen zumeiſt bei ſeinen Saumthieren und ging zu

Fuß unter den Zünftlern. Denn Thaſſo lief zur Seite, und vom Roß herab hätte er den Hund doch nur in halber Zucht halten können. Die Zunftgenoſſen aber freuten ſich gar ſehr über die neue leutſelige Art des Meiſters, der den ſchönſten Rappen beim Troß führen ließ, um mit ihnen zu Fuß zu gehen. Da fiel gar manches Schmeichelwort, und die Reden der Volksmänner, welche früher bei Richwin gar nicht verfangen hatten, fanden jetzt die beſte Statt in ſeiner Seele. Und als der Zug an der Friedberger Warte hielt und herab ſah auf die Thürme von Frankfurt, da war Meiſter Richwin eingeweiht und eingeſchworen in den Bund der Zünfte wider die Geſchlechter. Johannes Kodinger, der Hauptmann des Geheimbundes, ſchüttelte ihm dankend die Hand und rief: „Ach Meiſter, wie ſeyd Ihr ein beſſerer Mann geworden, ja erſt jetzt ein ganzer Mann, und das in der kurzen Friſt von Aſchermittwoch bis Oſtern!“

Gerhard fuhr auf wie aus einem Traum und erwiderte: „Ei freilich! Ich wußte wohl, daß der Hund von edler Art ſey, und daß ihm nur die

rechte Zucht fehle. Ja, Meiſter Kodinger, es geht nichts über eine gleichmäßige, ausdauernde und feſte Schule, die bändigt ſelbſt eine Beſtie. Aber Thaſſo kann nun freigeſprochen werden von der Lehre, und das ſoll geſchehen, ſobald wir nach Wetzlar heimgekehrt ſind.“

Viertes Kapitel.

Der Sturm war in Wetzlar losgebrochen, die Geſchlechter waren verjagt, die Zünfte hatten das Feld und zugleich das Regiment der Reichsſtadt gewonnen. Meiſter Richwin hatte voran geleuchtet im Kampfe durch Ausdauer, Strenge gegen ſich ſelbſt und Andere und durch ſeinen unverſöhnlichen Haß gegen die Patrizier. Die Mitbürger ſtaunten über den verwandelten Mann.

Als der neue Rath nunmehr rein demokratiſch aus den Zünften gebildet wurde, fiel die Wahl auch auf Meiſter Richwin. Noch vor einem Jahre, da er ſich doch gar nicht um das Gemeinwohl kümmerte, war es das ſüßeſte Traumbild ſeines Ehrgeizes, einmal Rathsherr zu werden; heute, wo er heiß gearbeitet und gerungen hatte für die Stadt, lehnte er ab. Niemand errieth die Urſache und Alle

beſtürmten den Meiſter, daß er in den Rath eintreten oder doch mindeſtens den Grund ſeiner Weigerung offenbaren möge.

Nach langem Zögern und mancherlei Ausflucht ſprach er endlich: „Der Grund wird euch kindiſch ſcheinen. Mir aber iſt er ernſt und ſchwer. Ich kann nicht täglich auf dem Rathhauſe ſitzen in dieſer drangvollen Zeit, weil ich meinen Hund nicht mitnehmen darf. Laſſe ich aber das Thier allein daheim, ſo kommt wieder alles Unheil über mein Haus wie vordem. Ich ſage wohl, der Hund hat ausgelernt; aber wer lernt jemals aus? Kein Menſch und kein Hund! Uebergebe ich Thaſſo manchmal auf einen Tag dem Lehrjungen, ſo wird er gleich wieder rückfällig, und es iſt mir begegnet, daß ich ſelber an einem ſolchen Tage auch wieder rückfällig geworden bin. Wir ſind Beide noch etwas ſchwach, wir dürfen uns nicht von einander trennen. In der Vorhalle der Kirche mag ich die Meſſe ſo gut hören, wie drinnen im Schiff, und der Hund ſteht an meiner Seite; als Rathsherr aber kann ich doch nicht allezeit vor der Thüre des Rathsſaales bleiben. Nehmet meinen Grund für keine Grille. Ich hege

den Aberglauben, daß mein Haus erſt wieder feſt ſtehen werde, wenn Thaſſo einmal ganz fertig gezogen iſt; ich darf mich noch nicht trennen von dem Hunde. Und wie ſollte ich das wankende Gemeinweſen feſten helfen, wenn mein eigen Haus noch viel ärger wankt?“

Nach dieſer Rede des Meiſters, die dem Einen ernſt, dem Andern ſpaßhaft dünkte, beſchloſſen die Rathsgenoſſen, es ſolle Thaſſo vor allen Hunden der Stadt das Vorrecht eines Sitzes im Rathsſaale unter dem Stuhle ſeines Herrn erhalten, jedoch mit der Klauſel, daß dieſes Recht augenblicks erlöſche, ſowie ſich der Hund eine Stimme anmaße.

Nach einigem Sträuben fügte ſich Meiſter Richwin nun doch dem Willen ſeiner Mitbürger und erſchien pünktlich zu jeder Friſt mit Thaſſo auf dem Rathhauſe. Dieſen aber nannten die Wetzlarer ſeitdem den „ſtummen Rathsherrn“, und ſtumm blieb er in der That; man hörte in Jahr und Tagen nicht, daß er wider die Klauſel ſeines Privilegs geſündigt hätte.

Auch auf der Straße ſchreckte er Niemand mehr durch ſeine unbändige Spielerei; er war den

Flegeljahren entwachſen und ſchritt, nach großer Hunde Art, ſo ſtill und ſtolz hinter ſeinem Herrn einher, als ſey er ſich des Vorrechtes vor allen andern Hunden der Reichsſtadt klar bewußt. Nun geſchah es, daß Meiſter Richwin in der Ernte durch's Feld ging, hart an dem Graben, welcher das Stadtgebiet von einem Walde des Grafen von Solms ſchied. Thaſſo ſchlich ruhig neben ihm. Mit einemmale aber war er verſchwunden. Richwin ſpähte ringsum, rief und pfiff. Der Hund kam nicht. Da rauſchte und krachte es in dem Dickicht jenſeit des Grabens, und von Thaſſo wie von einem Wolfe gehetzt, brach ein königlicher Hirſch hervor, ein Zwanzigender zum mindeſten, ſtutzte, als er das freie Feld und den Mann ſah, kehrte um, warf den Hund mit der ganzen Wucht ſeines Geweihes zur Seite und machte ſich rückwärts wieder freie Bahn in die Büſche, unter dem Rauſchen und Knicken der Blätter und Zweige. Aber auch Thaſſo erhob ſich von ſeiner augenblicklichen Niederlage und fuhr wie beſeſſen hinter dem Thiere drein, und man hörte bald nur noch fernher das Rauſchen und das Pfeifen, womit der Hund Laut gab. Der arme Richwin pfiff ſich die Lippen

trocken und rief ſich die Lungen athemlos; all ſeine feine Dreſſur war verſchlungen von Thaſſo's Jagdfieber. Zweimal trieb er ihm den Hirſch zum Graben entgegen, gleich als wolle er ihn dem Herrn zum Schuſſe ſtellen, und zweimal brach der Hirſch wieder zurück.

Beim drittenmale aber trat ein Solms'ſcher Forſtwart aus dem Walde hervor und legte ſeine Armbruſt an, nicht auf das Wild, ſondern auf den Hund. „Schämt Euch, der Ihr ein Jäger ſeyn wollt und zielet auf den edelſten Hund, der doch nur von dem gleichen Jagdmuth berauſcht iſt, wie Ihr ſelber!“ rief der Meiſter dem Dienſtmann entgegen.

Getroffen von der Wahrheit dieſes Wortes und zugleich von der Schönheit des kämpfenden herrlichen Hundes, ließ der Forſtmann die Armbruſt ſinken und ſchritt trutzig zu dem Bürger. „Der Hund iſt mir verfallen,“ rief er, „weil er in meines Grafen Bann gejagt hat. Ihr folget mir mit Euerm Hunde zum Grafen, und will er das Thier in ſeine Meute nehmen, ſo ſey ihm das Leben geſchenkt.“

Meiſter Richwin widerſetzte ſich natürlich, der Dienſtmann aber hielt ihn feſt, und als ſich der Bürger mit Gewalt frei machen wollte, ſchlug ihm Jener die blanke Klinge über den Arm. Im ſelben Augenblicke jedoch ward der Dienſtmann von hinten durch Thaſſo zu Boden geriſſen; denn ſowie das Thier den Herrn in Gefahr ſah, wich auch das Jagdfieber einer Treue, die nicht Dreſſur war. Mehrere Wetzlarer Leute liefen nun auf den Lärm gleichfalls aus dem Felde herbei, befreiten den Forſtwart von dem Hunde und führten den Mann gefangen zur Stadt, weil er einen Bürger auf reichsſtädtiſchem Boden verwundet hatte. Denn die Städter waren in dem ſiegreichen Kampfe mit den Geſchlechtern raufluſtig genug geworden und fürchteten ſich nicht vor einem neuen Strauß.

Der Rath aber kam doch ſtark in Verlegenheit, was er mit dem gefangenen ſolmſiſchen Dienſtmanne anfangen ſolle.

Den Arm in der Schlinge, konnte Meiſter Richwin ſchon am nächſten Tage der Sitzung beiwohnen, in welcher über den kitzlichen Fall verhandelt ward. Alle Rathsleute waren gewaltig aufgeregt, nur

Thaſſo lag in behaglichſter Ruhe unter dem Stuhle, als gehe ihn die Sache gar nichts an. Und doch ging es ihm an den Kragen und er fand wenig Fürſprecher. So ſehr man ihm als dem ſtummen Rathsherrn gewogen war, ſchien es doch, als ob man ihn diesmal der großen auswärtigen Politik opfern müſſe.

Es hauste nämlich zur Zeit (1372) der böſe Ritterbund der „Sterner“ ſo arg in den Nachbargauen, daß man in Wetzlar im Stillen ſich rüſtete zum offenen Kampfe. Die Sterner aber zählten gar viele Grafen, Ritter und Herren zu ihren Genoſſen, die Reichsſtadt hingegen hatte wenig Freunde und es kam ihr ſehr überquer, gerade zu dieſer Friſt einen ſo kriegstüchtigen Nachbarn wie den Grafen Johann von Solms zu erzürnen, von dem noch unbekannt war, ob er für oder wider die Sterner Partei nehmen werde.

Als daher ein Rathsherr darthat, der Forſtwart ſey im Rechte geweſen, nickten manche Köpfe bejahend, und als er hinzufügte, auf Begehren des Grafen dürfe man ſich nicht weigern, den Jäger freizugeben und den Hund auszuliefern, fiel ihm

ſtracks die Mehrzahl zu, und Etliche meinten, Thaſſo habe vordem ſchon Unfug genug verübt, man dürfe ſich nun doch nicht vollends noch den Solmſer durch ihn auf den Hals hetzen laſſen.

Thaſſo blieb ganz ruhig und ſchaute nur fragenden Auges um ſich, als er ſeinen Namen nennen hörte. Sein Herr aber erhob ſich. Er ſprach:

„Iſt Graf Johann der ſchlaue Fuchs für uns, ſo wird er ſich um des Hundes willen nicht gegen uns kehren; iſt er wider uns, ſo gewinnen wir ihn auch nicht mit einem geſchenkten Hund. Der Mann kennt ſeinen Vortheil und ſchaut nach ganz andern Dingen als nach Hirſchen und Hunden. Soll die Verletzung des Wildbannes geſühnt werden, ſo erbiete ich mich, den dreifachen Werth des Hirſches und Hundes in gutem Gelde zu erlegen. Den Hund aber liefere ich keinem Menſchen aus; eher erſteche ich das Thier auf der Stelle. Ihr wißt nicht, was ich dieſer unvernünftigen Creatur Gottes ſchulde, die zugleich ſichtbar Gottes Werkzeug geweſen iſt. Wenn Gott nicht will, ſo bekehren uns ſeine heiligſten Prediger nicht, und wenn er will, ſo bekehrt uns ein Hund. Dieſer Hund hat Ordnung meinem

Geſchäfte gebracht, Zucht meinen Kindern, den Hausfrieden meiner Frau, er hat mir den Weg gezeigt zu meinen Freunden und Zunftbrüdern, den Weg zur Kirche und den Weg zum Rathhauſe; indem ich den Hund zu erziehen glaubte, erzog der Hund vielmehr mich. Das hat mir meine Hausfrau oft geſagt, und ich achtete es als einen artigen Spaß: jetzt, da Ihr mir meinen Hund nehmen wollt, erkenne ich mit einemmale, daß es bitterer Ernſt geweſen iſt."

Dieſe wenigen Worte nur ſprach Meiſter Richwin, aber er ſprach ſie mit feuchtem Auge, und Thaſſo, der ſeines Herren Bewegung ſah, erhob ſich langſam, rührte ihn leiſe mehrmals mit der breiten Vordertatze an und leckte ihm die Hand, als wolle er den Bekümmerten tröſten.

Es war ganz ſtille geworden im Rathsſaal; man konnte die Athemzüge hören.

Da ſtreckte der Rathsdiener den Kopf zur Thüre herein und meldete einen Boten des Grafen von Solms. Die Bürger erſchracken und ahnten Schlimmes. Um ſo überraſchender klang die Botſchaft.

Der Graf hatte mit Bedauern vernommen, daß

ſein Dienſtmann einen Wetzlarer Bürger auf ſo geringfügigen Anlaß geſchlagen, ja verwundet habe. Doch bat er, man möge um guter Nachbarſchaft willen den Forſtwart wieder freigeben, er — der Graf — mache ſeinerſeits ja auch von dem verletzten Wildbann kein weiteres Aufheben, und damit die Stadt erkenne, wie freundlich er geſinnt, ſo ſchicke er dem hohen Rathe anbei einen Hirſch, den er ſelber erlegt habe und der mindeſtens eben ſo gut ſey, als der von dem Hunde gejagte und nicht erlegte, nebſt einem Fäßlein Bacharacher, damit auch der Trunk zum Schmaus nicht fehle.

Die Rathsherrn waren ſtarr vor freudigem Staunen, da ſtatt des gefürchteten Donnerwetters plötzlich ſo heller Sonnenſchein über ſie hereinbrach. Sie ſagten dem Boten manch artiges Wort und beglückwünſchten den Meiſter Richwin ſammt ſeinem Thaſſo. Der Meiſter aber erhob ſeine ſtarke Stimme, den durcheinander wirbelnden Redeſchwall laut übertönend, und bat, daß man vor ertheilter Antwort den Boten noch einmal abtreten laſſen und ihm auf wenige Minuten Gehör ſchenken möge.

„Mißtrauet den ſüßen Worten des Grafen!“ rief er. „Hätte er uns ſeinen Zorn entboten, ich würde nicht erſchrocken ſeyn, aber da er uns ſeine Huld entbietet, erſchrecke ich. Der Graf ſchenkt uns ſeinen Hirſch nicht umſonſt. Wir bedürfen des Grafen nicht; ſein Vetter, der Braunfelſer Otto und Landgraf Hermann von Heſſen ſind uns beſſere Bundesgenoſſen: Graf Johann aber bedarf unſer. Und hat er uns erſt am kleinen Finger, ſo hat er uns auch ganz. Thaſſo, Thaſſo! du ſchaffſt uns großes Leid, nicht weil du jenen ſolmſiſchen Hirſch in's Wetzlarer Feld, ſondern weil du dieſen Hirſch in die Wetzlarer Rathsküche jagteſt! Ich beſchwöre Euch, werthe Freunde, lehnet das Geſchenk freundlich ab, fordert unſer Recht und gebt dem Grafen das ſeine. Schicket den Hirſch zurück und behaltet den Jäger, bis der Graf des Dienſtmannes Uebermuth nach der Ordnung ſühnen will“ — —

Hier unterbrachen die Andern den Redner und hielten ihm vor, er treibe ſeinen Groll wegen des leichten Hiebes doch zu weit, daß er nicht einmal durch ſo viel Güte zufrieden zu ſtellen ſey.

Meiſter Richwin aber erwiderte: „Spräche ich für mich, ich wäre wohl der Zufriedenſte mit des Grafen Vorſchlag, vorab wegen meines Hundes. Aber ich rede hier als Rathsherr der Reichsſtadt und ſage: Fordert unſer Recht und gebt dem Grafen das ſeine: dem Grafen iſt der Hund verfallen, weil er ſeinen Wildbann durchbrochen, uns iſt der Forſtwart verfallen, weil er unſern Burgfrieden verletzt hat. Aus Furcht vor dem Zorne des Grafen wollte ich dieſen Hund, meinen treueſten Freund, nicht ausliefern, aber aus Furcht vor des Grafen Freundſchaft liefere ich ihn aus. Vorhin, da ich als des Hundes Anwalt ſprach, hätte ich weinen mögen über das arme Thier; jetzt ſpreche ich als der Anwalt unſerer Gemeine und da möchte ich noch viel bitterere Thränen weinen, nicht über den Hund — was kümmert mich der! — ſondern über das heranſchleichende Verderben meiner armen Vaterſtadt!“

Der Meiſter hatte in den Wind geſprochen; er blieb allein mit ſeinem Argwohn. Das Geſchenk ward mit Dankesworten angenommen und paſſend erwidert, der Dienſtmann freigegeben, und Graf Johann von Solms war bald, was er gewollt,

der erklärte Freund und Beiſtand des Wetzlarer Rathes.

Als der Hirſch bei feſtlichem Mahle verzehrt und der Bacharacher getrunken wurde, blieb Meiſter Richwin ſchmollend zu Hauſe, und Thaſſo bekam nicht einen Knochen von dem Wild, welches er doch den Rathsherren in die Küche gejagt.

Fünftes Kapitel.

Dies war geſchehen im Jahre 1372. Im folgenden Jahre ſchlug man vor dem Oberthor von Wetzlar die heiße Schlacht, in welcher der Sternerbund beſiegt ward und vernichtet. Die Bürger der Reichsſtadt fochten unter der Führung des Grafen Johann von Solms, und ihre Weiber vertheidigten die Thore, indeß die Männer draußen im Felde kämpften. Der Landgraf von Heſſen und Otto von Solms-Braunfels theilten ſich mit ihnen in die Ehre des Tages. Meiſter Richwin war auch mit dabei.

Noch am Abend nach der Schlacht ließ Graf Otto die gefangenen Ritter der Sterner, welche in ſeine Hand gefallen, enthaupten; Graf Johann dagegen begnadigte die Uebrigen ohne ſeiner Verbündeten Vorwiſſen.

„Merket auf!“ ſprach der Meiſter Richwin zu

ſeinen Mitbürgern. „Ein neues Warnungszeichen! Graf Johann hat doppeltes Spiel im Sinn und hält ſich den Weg offen nach rechts und links.“

Die Wetzlarer aber achteten's nicht und meinten, der Meiſter bilde ſich doch gar zu treu nach ſeinem Hunde. Weil Thaſſo nicht mehr ſpiele, ſondern jetzt lieber knurre und beiße, ſo vermeine Richwin, er müſſe nun auch knurrig und biſſig werden. Ein launiſcher Mann ſey er nach wie vor und haſſe jetzt grundlos den Grafen Johann, welcher doch der Stadt ſolchen Ruhm gebracht, wie er auch vordem Liebe und Haß nach Grillen und Einfällen gewechſelt habe. Die Volksgunſt hatte ſich gar raſch von dem Meiſter abgekehrt.

Im Rathe ſaß er nun meiſt faſt ebenſo ſtumm, wie der ſtumme Rathsherr unter ſeinem Stuhle. Sprach er ja ein Wort, ſo war es eine Warnung vor der übermäßigen Freundſchaft des Grafen Johann; der locke ſo ſüß wie der Vogler, bevor er die Vögel fange. Häufig erſchien Meiſter Richwin auch gar nicht im Rathe, zumal wenn er wußte, daß Graf Johann auf den Saal komme, um den Bürgern irgend einen neuen Dienſt anzubieten. Denn

faſt ſchien es, als ob der Graf neben dem adoptirten ſtummen Rathsherrn unter dem Stuhle nun auch als Rathsherr adoptirt ſey, aber nicht als ein ſtummer. Das einzigemal, wo Richwin zugleich mit dem Grafen im Rathe ſaß, hatte Thaſſo bei jedem Worte des Solmſers dermaßen geknurrt, daß ihn ſein Herr hinausführen mußte, damit der Hund nicht ſeines Privilegs verluſtig gehe. Der Meiſter meinte, das Thier könne eben die ſolmſiſchen Farben nicht mehr ſehen, ſeit es den Strauß mit dem Forſtwart gehabt, und nahm dies als eine gute Ausrede, um jedesmal wegzubleiben, wenn der Solmſer kam. Denn ohne den Hund gehe er nun durchaus nicht mehr auf's Rathhaus. Die Wetzlarer aber ſprachen: Richwin treibe denn doch den Spaß etwas zu weit und machten Spottverſe auf den unbeliebten Mann. Es lief ein gar luſtig gezeichneter Bilderbogen mit vielen Reimen um, worauf die gemeinſamen Erlebniſſe des Meiſter Thaſſo und des Meiſter Richwin naturgetreu abconterfeit waren mit der Ueberſchrift:

„Auf dieſen Bildern man erſieht,
Wie ein Hund einen Rathsherrn erzieht.“

Meiſter Richwin ließ ſich das wenig anfechten; er waltete ſtill ſeines aufblühenden Hauſes und ließ geſchehen, was er nicht hindern konnte. War es doch nicht das kleinſte Verdienſt Thaſſo's, daß er mit ſo vielen tauſend Unarten ſeinen Herrn gelehrt hatte, geduldig zu ſeyn und die überfeine Empfindlichkeit in die Taſche zu ſtecken.

So vergingen wiederum zwei Jahre. Da ward eines Tages — es war um Sommer-Johanni — Meiſter Richwin auf das Rathhaus entboten. Ungeſäumt ſolle er ſich einſtellen, keine Ausrede gelte diesmal; Graf Johann von Solms ſey erſchienen mit einer Botſchaft des Kaiſers. Der Meiſter ſtutzte. Eine Botſchaft des Kaiſers, das war freilich eine gewichtige Sache! Und dennoch erklärte er, er könne nicht kommen: ſein Hund werde knurren und bellen, wenn der Graf die kaiſerliche Botſchaft vortrage; denn Thaſſo, ſo geſcheidt er auch ſey, wiſſe doch nicht des Kaiſers Wort von des Grafen Vortrag zu unterſcheiden und könne alſo ſo zu ſagen die kaiſerliche Majeſtät ſelber anknurren, und ohne den Hund gehe er nun einmal nicht auf's Rathhaus. Selbſt Frau Eva redete ihrem Manne zu; er aber blieb

ſtandhaft. Da kam ein zweiter Bote und mahnte, der Meiſter müſſe kommen, mit oder ohne Hund, der Rath müſſe diesmal vollzählig ſeyn; es gelte die Ehre und Würde der Stadt.

Der Meiſter faßte Argwohn über dieſes Drängen. Aber es galt die Ehre und Würde der Stadt. Alſo rief er dem Lehrjungen, daß er den Hund an die Kette lege und rüſtete ſich zum Fortgehen. Es grauste ihm faſt, zum erſtenmale allein, ohne den Hund, den Rathsſaal zu betreten.

Da kam der Lehrjunge von der Straße herein, um Thaſſo anzuketten. „Meiſter!“ flüſterte er, „es gehen ſeltſame Dinge vor. Ein Glück für Euch, daß Ihr ſo lange gezögert habt! Hinter dem Rathhauſe ſtehen Bewaffnete, wohl über hundert, und hinter den Bewaffneten ſchauen altbekannte Geſichter hervor, patriziſche Geſichter, und man meint, ſie ſähen etlichen Herren vom alten Rathe, den man vor ſieben Jahren vertrieben hat, auf's Haar ähnlich. Auch drängen ſich ſolmſiſche Knechte nach den Stadtthoren, als wollten ſie den Ausgang wehren.“

Der Meiſter erbleichte; doch war er raſch wieder gefaßt. Er ſprach zu ſeiner Frau: „Nimm die Kinder,

den Lehrjungen und die zwei Käſtchen mit dem Geld und den Kleinoden. Schleicht euch zur Mühle an der Lahn, dort iſt das kleine Pförtchen, das wird noch offen ſtehen; vor dem Pförtchen liegt ein Kahn; den löſet und fahret zum andern Ufer. Meidet nur um Gotteswillen die Brücke und die großen Thore. Seyd ihr glücklich hinüber, ſo gehet eilends den jenſeitigen Fußpfad nach Gießen. In Gießen treffe ich euch, ſo Gott will, wieder.“

Er drängte die fragende Frau vorwärts, bis ſie zitternd vollführte, was er befahl. Dann faßte er Thaſſo an ſeiner Kette mit der linken Hand, mit der rechten aber nicht, wie ſonſt, die Peitſche, ſondern das Schwert, und eilte auch nicht auf's Rathhaus, ſondern auf den Markt.

Dort ſah er die Bürger bereits gewaffnet, zu Hunderten eng geſchaart. Aber auch das Rathhaus war ſchon dicht umzingelt von fremden Rittern und Reißigen. Vorſichtig ſchlich ſich Meiſter Richwin in die hinteren Reihen der Bürger, die gleichfalls Gefahr geahnt hatten und herbeigeeilt waren, um ihren Rathsherren beizuſtehen. Vor den Bürgern aber ſtand Graf Johann von Solms in glänzendem

Harniſch, umgeben von zwanzig Rittern, das Reichspanier in der Hand und verkündete, er ſey gekommen in des Kaiſers Namen, um Frieden zu ſtiften zwiſchen den weiland verjagten Geſchlechtern und dem neuen zünftleriſchen Rathe. Keinem werde ein Leids geſchehen, am wenigſten ſeinen guten Freunden, den Rathsherren drinnen im Rathhauſe. Friedliche Sühne ſey Alles was er fordere im Namen des Kaiſers. Ein neues, reicheres Gedeihen der Stadt, eine Mehrung ihrer Vorrechte werde die Frucht dieſes ſchönen Tages ſeyn. Als treuer Freund und Nachbar erſuche er darum die Bürger, die Waffen abzulegen, welche ſie voreilig für ihre Obrigkeit ergriffen hätten; denn dieſer drohe zur Stunde nicht die mindeſte Gefahr.

„Zur Stunde? Ja!“ ſprach Richwin zu den Nächſtſtehenden. „Aber ob nicht in der folgenden Stunde? Behaltet die Waffen, bis die Rathsleute wieder frei unter uns ſtehen!“

Doch ſchon ſah er, daß die Vorderen, gewonnen durch des Grafen ſüßes Wort, die Schwerter einſteckten und die Spieße nach Hauſe trugen. Die Männer aber, zu welchen Richwin geredet, ſchalten

ihn, meinten, ſein Platz ſey doch auch vielmehr auf dem Rathhauſe als hier auf dem Markte, und ob er denn immer der gleiche biſſige Hund bleiben wolle, der die beſten Freunde der Stadt anbelle und die Bürger unter einander hetze?

Da Richwin ſolchergeſtalt ſah, daß Alles ververloren ſey, machte er ſich eiligſt davon, gewann noch zur rechten Friſt das Hinterpförtchen an der Lahn und ſchwamm mit dem Hunde durch den Fluß, weil der Nachen, welcher ſeine Frau gerettet, nun am andern Ufer ſtand.

Nach wenigen Stunden erreichte er die Seinigen und fand in Heſſen eine ſichere Zuflucht; denn Landgraf Hermann war dem Grafen Johann feind geworden nach der Schlacht bei Wetzlar wegen der eigenmächtig begnadigten Gefangenen.

In's Heſſenland aber drang bald eine neue Mähr aus der Reichsſtadt. Der Graf von Solms hatte, nachdem er den Bürgern die Waffen aus der Hand geſchmeichelt, den zünftleriſchen Rath in den Thurm geworfen, die Güter der Rathsherrn eingezogen und drei derſelben, Kodinger, Dufel und Vollbrecht enthaupten laſſen, zwei andere Rathsherrn, Beyer und

Heckerſtump, warfen die Solmſiſchen von der Brücke in die Lahn und erſäuften ſie kurzer Hand, um dem Scharfrichter die Umſtände zu erſparen. Den ſechsten Mann zu dieſen fünfen hätte man gar gerne dann zur Abwechslung aufgehängt: es war dies Meiſter Gerhard Richwin, den der Graf am bitterſten haßte. Allein in Wetzlar wie in Nürnberg hängt man Keinen, bevor man ihn hat. Die alten Geſchlechter aber, mit welchen der Graf längſt unter Einer Decke geſteckt, gewannen wieder die volle Herrſchaft wie vordem.

Obgleich Meiſter Richwin den beſten Theil ſeines Beſitzthums in Feindeshand hatte laſſen müſſen, konnte er doch mit dem Geretteten ſpäter in Frankfurt als Bürger ſich einkaufen und ein neues Geſchäft beginnen. Wenn er nun dort in wieder geſichertem Behagen bei ſeiner Hausfrau ſaß, den treuen, bereits ergrauenden Thaſſo zu Füßen, dann ſprach er wohl manchmal, mit einem wehmüthigen Blick auf den „ſtummen Rathsherrn“: „Gott verzeih' mir's, daß ich Kinderzucht und Hundezucht vergleiche! Die Zucht der Kinder lohnt uns Gott und wir erwarten nicht, daß ein Kind den Sold all

unſerer Mühen uns gleich bar bei Heller und Pfennig heimzahle. Aber dieſer Hund hat zum Dank für meine Zucht mich ſelber erzogen und zum Entgelt für tauſend richtig empfangene geſalzene Prügel mir endlich Anno 1375 gar das Leben gerettet! Niemals ward ein Schulmeiſter ſo raſch und vollgültig gelohnt, wie ich durch meinen und der Reichsſtadt Wetzlar ſtummen Rathsherrn.“

Liebesbuße.

I.

In einem kleinen, nun gerade tauſend Jahre alten Büchlein erzählt uns der Diaconus Gozbert:

Zur Zeit Pippin's des Kleinen war Otmar Abt von St. Gallen, ein Held der Demuth und Entſagung, wie Wenige. Stand ein Faſttag im Kalender, ſo machte er für ſich zwei daraus, und aß auch am folgenden Tage nichts. Ueber dem Beten vergaß er oft den Schlaf und jeden Wechſel der Stunde, daß ihn die Brüder wohl des Morgens noch an demſelben Platz vor dem Altare fanden, wo ſie ihn am Abend verlaſſen hatten. Er geizte nach Armuth, wie Andere nach Reichthum; ſtatt nach der meiſten Aebte Art auf ſtolzem Roſſe zu reiten, beſtieg er nur einen armſeligen Eſel. Als er einmal den König Pippin beſucht, und dieſer ihm ſiebzig Pfund Silber geſpendet hatte, verſchenkte er

faſt all das Silber auf dem Heimwege, verſchenkte den Eſel und auch ſeinen Mantel dazu und kam faſt nackt zu Fuß nach Hauſe. Nur zwei Gulden von jenem Silber hatten die begleitenden Brüder in der Reiſetaſche zurückzuhalten vermocht: hiefür erkaufte er ein Stück Land abſeits des Kloſters und baute dort ein Spital für Ausſätzige. Er ſelber aber pflegte und wuſch dieſe Kranken, die Jedermann floh. Denn lieber hätte er Andere für ſich eſſen laſſen, als daß er's Andern ſtatt ſeiner überließ, den Armen zu helfen und die Kranken zu warten.

Jedes Gut gab Otmar gerne her; nur das Grund- und Stammgut des Kloſters nicht. Warin und Rudhart, zwei Grafen im Thurgau und in der Baar, griffen nach allerlei Ländereien von Otmars Kloſter die ihnen beſonders bequem lagen. Da zog der Abt, der Alles wegſchenkte, aber ſich nichts nehmen ließ, noch einmal zum König Pippin und verklagte die Grafen. Der König forderte die Grafen vor und drohte ihnen mit ſeiner Ungnade, wenn ſie den geraubten Beſitz nicht zurückgäben.

Den beiden Grafen aber, damals gewaltig in ganz Allemannien, waren die fetten Güter mehr

werth als des Königs Gnade, und vom Bodenſee war es weit bis zu Pippin's Hof. Sie behielten darum was ſie hatten und nahmen noch den Abt dazu.

Von ihren Dienſtleuten gefangen und gebunden, ließen ſie ihn vor die verſammelten Edeln und Freien des Volkes führen und hielten Gericht über ihn. Lantpert, ein Kloſterbruder von St. Gallen, trat als Kläger auf und berichtete, erkauft von den Grafen, daß Otmar's Beten, Faſten und Almoſengeben nur eines Heuchlers Mantel ſey, unter welchem er insgeheim das üppigſte und lüderlichſte Leben führe. Otmar ſchwieg anfangs, wie Chriſtus vor dem Hohenprieſter. Da man aber in ihn drang, ſich zu vertheidigen, ſprach er: „Ich habe viele Sünden begangen, nur gerade die einzige nicht, deren man mich anklagt.“

Seine Entlaſtungszeugen konnte er nicht in den Ring des Gerichtes ſtellen, nämlich die Armen, denen er unerkannt geholfen, die Kranken, die er geheilt, die Todten, welche er begraben, und als Hauptzeugen unſern Herrgott ſelber, der in der verſchwiegenen Zelle ſein Beten und ſein Geiſtesringen geſehen. Alſo ſchwieg er, heiteren Geſichtes, nach

jenem Wort, und ließ ſich ruhig verdammen und im Dorfe Bodmann einſperren.

Dort würde er verhungert ſeyn, hätte er vordem das Faſten nicht ſo gründlich gelernt; denn man gab ihm mehrere Tage weder Brod noch Waſſer, bis ihm Perahtgotz, einer ſeiner Kloſterbrüder, des Nachts heimlich Speiſe brachte. Später aber führten die Feinde den gefangenen Abt auf die Rheininſel bei Stein, unfern des Bodenſees. Dort ſah und hörte er keinen fremden Menſchen mehr, und vollendete den ganzen Reſt ſeines Lebens einſam in geiſtiger Beſchauung.

So etwa berichtet Gozbert, der Diaconus.

II.

Aber die Sage umrauſcht jene Inſel und flüſterte dem Erzähler in's Ohr, daß Otmar doch noch einmal fremde Menſchen geſehen, von denen Gozbert's altes Büchlein nichts weiß.

In ſtürmiſcher Märznacht ruderte ein Kahn vom

Unterſee herab. Der einzige Mann, welcher den ſchmalen Einbaum führte, ward nur mit Noth des Windes und der Wogen Herr; eine zweite Geſtalt, in einen weiten Mantel verhüllt, ſaß ſchweigend dem Fergen gegenüber. Kein Wächter hinderte, daß ſie anlegten und die Inſel betraten; denn Otmar war jetzt ſteinalt und ſeines Verbannungsortes ſo gewohnt, daß er ihn auch unbewacht nicht mehr verließ. Gebeugt, zögernd und doch gebieteriſch ſchritt die verhüllte Geſtalt voraus, deren Wuchs faſt einem Manne gehören konnte, doch verrieth der Gang das Weib. Als ſie zur Klauſe kamen, winkte ſie dem Fährmann, ihrem Knecht, daß er an die Thüre klopfe.

Voll Staunen erſchien der alte Abt. Doppelt aber wuchs ſein Staunen, da er beim Licht ſeiner Lampe, das grell in die dunkle Nacht hinausfiel, ein ſtolzes, ſchönes Frauengeſicht aus dem verhüllenden Mantel hervorglänzen ſah, und ein reiches Gewand, glitzernde Spangen und einen goldverzierten Gürtel. Er winkte erſchreckt zurückweiſend.

Die Frau aber ſprach: „Bleibe Du unter der Thüre, heiliger Mann, und laß mich hier im Freien

ſtehen als eine Bittende, die nur Rath und Troſt von Dir begehrt.“

Otmar gewährte, was er nicht wohl weigern konnte, und die Frau begann draußen, indeß ihr Gewand und Haar im Sturmwind flatterte, mit lauter, tiefer und doch weicher Stimme:

„Ich bin Hildegard, die Frau Arnulf's, des Centrichters. Ich liebe meinen Mann mit der ganzen Kraft meiner Seele und habe ihm zwei Söhne geboren. Arnulf liebte mich eben ſo ſtark und heiß. Da nahmen wir vor einem Jahre meine jüngere Schweſter Tagalint in's Haus, damit mein Gemahl ſie unter ſeine Munt ſtelle und ihr einen Mann ſuche, denn unſere Eltern waren geſtorben. Von dem Tage an aber wich Arnulf's Liebe ganz leiſe von mir und zog ſich langſam und leis zu Tagalint. Die Schweſter hat ein zahmes Reh. Sonſt mochte Arnulf ſo zahmes Wild gar nicht anſehen; jetzt aber ſtreichelt er das Reh, beſchaut es oft viertelſtundenlang und ſagt, die ſanfte Tagalint ſehe dem zarten Thierlein gleich. Ich habe ein feuriges weißes Roß, das war vordem auch Arnulf's Freude, und beſonders freute es ihn, daß Niemand das Thier

bändigen konnte außer mir, und er verglich des edeln Roſſes Art mit der meinigen und ſprengte gern an meiner Seite durch Feld und Wald. Jetzt achtet er mein Roß keines Blickes und geht lieber zu Fuß neben der ſchüchternen Tagalint. Die Frauen unſerer Hörigen, welche unter meiner Obhut in der Halle ſitzen und ſpinnen und weben, lächeln ſich verſtohlen an, wenn Arnulf am Herdfeuer nur auf Tagalint ſein Auge heftet oder ihr die ſchönſte Jagdbeute zu Füßen legt. Der Schweſter einen Mann zu ſuchen, kommt ihm aber gar nicht in den Sinn, und wenn ich ihn mahne, meint er, das habe noch gute Weile. So heiß wie meine Liebe, iſt nun auch meine Qual; ich möchte vergehen vor Scham und Gram, und kann doch nicht kalt ſeyn gegen den kalten Mann, ja ich muß ihm meine Liebe immer heftiger kundgeben, je mehr er ſich zur Schweſter wendet, die doch nur geſenkten Auges hinnimmt, was er ſagt und thut, ohne ihm je mit gleichem Wort und gleicher Miene zu begegnen.

Nun ſinne ich Tag und Nacht über meine Noth, und da fand ich, daß Dein Loos, ehrwürdiger Vater, im Grunde dem meinigen gleich ſey. Der Spruch

ſagt: Womit Jemand ſündiget, damit wird er auch geſtraft. Du aber biſt vielmehr mit Deiner beſten Tugend geſtraft worden. Denn weil Du ein ſo feſter Abt warſt, erregteſt Du den Zorn der Gaugrafen, und weil Du ſo demuthvoll, fromm und mildthätig, den Neid des Bruders Lantpert, der falſch wider Dich zeugte; weil Du Deine guten Werke vor den Menſchen verbargſt, wurdeſt Du verdammt und duldeſt die Strafe eines Schlemmers, Heuchlers und Wüſtlings, da doch Niemand ehrlicher gefaſtet und ſich kaſteiet hat, als Du. So fliehet mich Arnulf um meiner beſten Tugend willen, und wird um ſo kälter, je heißer er meine Liebe ſieht; ich muß die Strafe leiden, die ein liebloſes, ungetreues Weib verdient — und doch liebt Keine ihren Mann ſo tief und treu wie ich. Tauſend Sünden habe ich begangen ungeſtraft, und nur da, wo ich niemals ſündigte, muß ich büßen, daß mir das Herz zerbrechen möchte.

Gangolf, der treue Knecht, der mich hierher geführt, und den Du einſt als einen verlaſſenen Kranken in St. Gallen gepflegt, enthüllte mir Deine wahre Geſchichte, und daß auch Du geſtraft worden

ſeyeſt, nicht mit Deiner Sünde, ſondern mit Deiner beſten Tugend und für dieſelbe. Darum machten wir uns heimlich in dieſer Sturmnacht auf, damit Du mir das Räthſel Deiner und meiner Buße löſeſt und mir Hülfe brächteſt oder doch den Troſt, welchen Du für Dich gefunden haſt.“

Otmar erwiderte: „Niemand wird mit ſeiner Tugend geſtraft. Unbemerkt ſteckt in unſerer beſten Tugend oft unſere größte Sünde, die Selbſtſucht. So bin ich, obgleich der demüthigſte Menſch, doch gerade in meiner Demuth vielleicht der hoffärtigſte geweſen, nicht vor Anderen, aber vor mir ſelbſt und vor Gott, und zur Strafe für dieſe geheimſte Hoffart ward ich ein Märtyrer der Demuth. Auch in Deiner Liebe mag Selbſtſucht ſtecken, und doch iſt die Liebe nur voll und rein, wenn ſie alle Selbſtſucht in ſich verſchlungen und vernichtet hat. Prüfe Dich! Der Arzt heilt die Blutwunde mit einem glühenden Eiſen: verſuche dieſe Heilart an Deiner Liebesqual. Du mußt Deine Liebe verbergen, dann ſieht ſie Dein Gemahl; je mehr Du ſie dagegen offenbar machſt, je weniger wird er ſie ſehen. Beginne mit dem leichteſten Verſuch: verbirg Deine

Liebe vor der Schweſter, zumal in Arnulf's Gegenwart. Und haſt Du dies in Monatsfriſt vermocht, dann komme wieder hierher und erzähle, ob Dir geholfen iſt."

III.

Hildegard befolgte des Abtes Rath. Wäre ſie freilich nicht ein ſo feſtes Weib geweſen bei all dem wilden Feuer, das ruhelos in ihrer Bruſt loderte, ſo würde ſie ſchon bei dieſem erſten Verſuch erlegen ſeyn. Allein ſie bezwang ſich.

Arnulf, von der Jagd heimgekehrt, ſaß des Abends am Herdfeuer, die Frau und die Schwägerin zu ſeiner Seite, die beiden Knaben ſpielten in den dunkeln Winkeln der Halle. Der müde Jäger mochte in ſolch traulicher Stunde gerne den Frauen lauſchen, wenn ſie in einer Rede, die halb Geſang, alte Verſe ſprachen, uralte Sagenlieder, und die Spindel ſchnurrte und das Feuer kniſterte begleitend mit. Tagalint ſang und ſagte gar ſüß, aber auch

Frau Hildegard war Meiſterin in dieſer Kunſt. Nur fügte es ſich ſeltſam, daß die ſanfte Tagalint jetzt zumeiſt von Helden und Kämpfen und wilden Abenteuern ſang, indeß die ſtolze Hildegard in zarten Minneſagen den Schmerz ihrer Seele zu löſen ſuchte, und im Bilde fernher tönender Geſchichten verſtohlen um die Liebe ihres eigenen Gemahles warb. Denn Frauenminne, die den Mann verehrt, lag jener harten Zeit noch eigener im Sinn, als Männerminne, die den Frauen huldigend begegnet. Aber Arnulf hatte bis dahin des ſanften Mädchens rauhe Sagen lieber gehört, als die rührenden Kunden der ſtolzen, gebeugten Frau.

So erzählte Tagalint denn heute die Sage vom „Türſt und der Sträggelen," die vom Luzernerſee herübergewandert war zum Bodenſee. Die Sträggelenjungfrau zog zur Jagd wie ein Mann, und wenn ſie mit Hörnerklang und Hundegebell des Sonntags durch den Wald fuhr, dann ſprach ſie wohl, ſie höre jetzt auch ihre Meſſe. Da kam zur Weihnacht ein Jäger zu der Jungfrau, das war der böſe Türſt, in liebliche Geſtalt verkappt, und bat das Mädchen, daß ſie auch mit ihm einmal zur Jagd ziehe. Aber als ſie nun zuſammen den

Hirſch hetzten, und beim Waidwerk ſpotteten über das Pfaffenwerk am Chriſttag, und die Glocken von der Kirche zum Tann herüber geklungen und verklungen waren, ließ der Türſt den Hirſch laufen und faßte die Jungfrau, die er ſich zum Weibe erjagt hatte, und wuchs auf zu ſeiner ungeheuern Rieſengeſtalt, und die Sträggelenjungfrau und der Hund wuchſen mit ihr über alle Bäume hinaus, und rasten zuſammen jagend weiter durch den ganzen Tag und den Abend und die Nacht bis zum nächſten Morgen: da verſanken ſie mit Flammen in der Erde.

Arnulf lauſchte mit brennendem Auge dem Mädchen, deſſen leiſer Mund ſo ſchaurig zu erzählen verſtand. Da hätte Hildegard gern mit ihrem vollen, tiefen Ton eine andere Mähr berichtet, welche aus noch viel älterer Zeit und viel weiterer Ferne vom Norden herübergekommen war zu den Alpen, die Mähre von der edeln Frau, die über der Leiche ihres erſchlagenen Mannes ſo heiße Thränen weinte, daß die Seele des Gefallenen im Himmel der Sehnſucht des Weibes nicht widerſtehen konnte und herabkam, ſie zu tröſten, als die Thränen auf die kalte Bruſt der Leiche fielen.

Aber eingedenk der Mahnung Otmar's, ſchwieg diesmal Hildegard und ſpann nur im ſtillen Sinn ihre Mähre, indeß Tagalint von dem wilden „Türſtengejäg" erzählte, und wie ſo die Spindel ſchnurrte und das Feuer kniſterte und die Schweſter ſo leiſ' und ſchaurig ſang, war es ihr, als ſey auch Arnulf ein Geſtorbener, und ihre Thränen müßten auf ſeine kalte Bruſt fallen, daß ſeine Seele den Weg wieder zu ihr zurück fände und ſie tröſtete.

Als Tagalint geendet hatte, ſah Arnulf, wie Hildegard inwendig erzitterte und glaubte, das gelte der Sträggelenjungfrau und ihrem grauſigen Ausgang. Hildegard ließ ihn bei dieſem Glauben: mit ihrer alten Sage verbarg ſie ihre Liebe.

So trieb ſie's alle Tage. Schmückte ſich Tagalint, ſo ging ſie im ſchlichten Kleide; ſie wollte nicht mehr wetteifern mit der Schweſter. Schritt Arnulf mit Tagalint in's Geſpräch verſunken im Hofe auf und ab, ſo führte ſie ihnen nicht, wie ſie ſonſt wohl gethan, die beiden Knaben in den Weg, daß ihr ſtummer Anblick den Mann an alte Liebe erinnern ſolle: ſie verbarg ihre Liebe.

IV.

Im verhüllenden Sturme einer Aprilnacht ruderte zum zweitenmale der Kahn zu Otmar's Inſel hinab.

Hildegard ſprach zu dem Abte: „Ich habe das Probeſtück durchgerungen; ich verbarg meine Liebe vor der Schweſter, zumal in Arnulf's Gegenwart. Ich habe das glühende Eiſen auf die Blutwunde gedrückt; aber die Wunde brennt und blutet nur um ſo ſtärker, und die Heilung iſt qualvoller als die Krankheit. Hundertmal hätte ich verſinken mögen vor verhaltenem Schmerz, daß ich nicht einmal mehr ſichtbar in Liebe die Schweſter überbieten durfte! Du biſt ein Heiliger und kennſt die Liebe nicht, und Deine Gottesminne muß ganz anders geartet ſeyn, als Frauenminne. Nicht gelöst haſt Du mein Räthſel, ſondern noch dichter verwirrt; denn je tapferer ich kämpfte in meiner Tugend, um ſo ſchwerer ward ich in meiner Tugend geſtraft!“

Da erwiderte der Mönch wie vor einem Monat: „Niemand wird in ſeiner Tugend geſtraft. Nicht für Deine Liebe mußt Du büßen, ſondern weil Du Deine Liebe noch lange nicht genug verborgen haſt;

denn darin ſitzt die Selbſtſucht Deiner Liebe. Verbirg dieſe Liebe nicht bloß bei der Schweſter, verbirg ſie auch vor Deinem Mann, ſelbſt in der einſamſten Stunde. Und haſt Du dies in Monatsfriſt vermocht, dann komme wieder.“

In dem unglücklichen Weibe kämpfte Stolz und Trotz und nagende Pein bei dieſem harten Worte; aber als ſie dem wunderbaren Greiſe in's Geſicht ſah, ſchlug ſie die rollenden Augen nieder und gelobte noch einmal treue Folge. So kehrte ſie heimlich und ungetröſtet wie ſie gekommen nach Hauſe zurück.

Dort aber konnte Hildegard in derſelben Nacht noch ihren feſten Willen erproben. Denn da ſie gerade durch den Zaun des Hofes eingetreten war und zum Frauenhauſe hinüberſchlüpfen wollte, trat ihr Arnulf in den Weg. Er war zufällig um einen Tag früher heimgekehrt und ſtaunte nicht wenig, daß die Frau mitternachts in Sturm und Regen vom See heraufkam. Auf ſeine Frage ſchwieg ſie wie vom Tode berührt. Denn zur Nothlüge war Hildegard zu ſtolz, und mit der Wahrheit hätte ſie ja zugleich die ganze Qual und Buße ihrer Liebe

bekennen müſſen und ſollte doch ihre Liebe verbergen vor dem Manne.

Arnulf war fern von böſem Verdacht; aber er mahnte ſie ſtrenge, das wilde Abenteuern nicht gar zu weit zu treiben und zu bedenken, was Frauenſitte und was ſie ſich ſelbſt und der Würde des Hauſes ſchuldig ſey. Hildegard ſchwieg; nie war die Stunde ſo günſtig geweſen, dem Mann die ganze Tiefe ihres Leids und ihrer Liebe aufzudecken, als jetzt, da ſie von ihm auf der friſchen That ihrer Liebesbuße betreten ward. Dennoch ſchwieg ſie und nahm das ungerechte Mahnwort geduldig dazu.

Als ſie aber nachher einſam auf dem Lager ſaß, empfand ſie erſt ganz den Schrecken jenes Augenblicks, wie der Bergſteiger, dem ein Sturz in den Abgrund drohte, erſt nach der Heimkehr in dunkler Nacht die beſtandene Gefahr ſo hell vor Augen ſieht, daß ihn im Bette der Schwindel ergreift, welcher ihn auf dem Felſen rettungslos zur Tiefe gezogen hätte. Nur vierzig Silberſchillinge brauchte nach dem Volksrecht der Allemanne zu zahlen und das mitgebrachte Gut zurückzugeben, ſo konnte er ſeine Frau wieder heimſchicken, woher ſie gekommen war. Das durfte

Arnulf jederzeit nach dem ſtarren Recht, und jetzt konnte er dazu noch gar leicht ſein Gewiſſen beſchwichtigen vor ſich und der Welt, da er die Frau auf ſo verdächtigem Wege außer der Schranke der Sitte ertappt hatte. Und ſie hatte kein entſchuldigendes Wort vorbringen können. Wenn er ſie aber heimſchickte, ſo fand Hildegard kaum eine Heimath mehr; denn ihr Haus war ja ausgeſtorben und eben darum die Schweſter in ihres Mannes Haus getreten. Sie ſah ſich ſchon im Geiſte heimathlos umher irren bei fremden Leuten und wollte oftmals in der langen Nacht aufſpringen vom Lager und zum Manne hinüberſchleichen und ihm doch noch bekennen, was ſie auf dem Hofe verſchwiegen hatte. Aber dann hätte ſie ja auch ihre Liebe nicht verſchwiegen! Eine Heldin, nicht bloß von Geſtalt und Geſicht, ſondern auch des Herzens, blieb ſie darum doch zuletzt mit ihrer Qual allein.

Und ſo führte es Hildegard weiter, Tag für Tag. Sie hatte in der letzten Zeit ihr weißes Roß kaum mehr beſtiegen; jetzt überwand ſie ſich und tummelte das Thier wieder ſcheinbar ſo muthig wie vorher. Sie war ſeit einem Monate in ſchlichtem

Gewand, faſt wie eine Dienerin, neben der geſchmückten Tagalint gegangen; jetzt legte ſie wieder Schmuck und ſchöne Kleider an: ſie wollte die Pein ihrer Liebe nicht einmal in einem äußeren Zeichen vor Arnulf zur Schau tragen. Und doch ſchien es nicht, daß er die verhüllte Liebe nun deutlicher ſehe als vordem die offene. Er ſtaunte wohl über das verwandelte Weſen ſeines Weibes, aber er ſprach kein Wort darüber, und wenigſtens für Hildegards Auge wuchs ſeine Neigung zu Tagalint eher, als daß ſie abgenommen hätte.

Elender als je zuvor trat darum Hildegard im Maimonat wiederum vor den Einſiedler auf der Inſel. Immer dunkler däuchte ihr das Räthſel, grauſamer und fruchtloſer ihre Buße. Otmar aber ſprach: „Du haſt Deine Liebe eben doch noch nicht genug verborgen, und wohl gar das ſchlimmſte Stück der Selbſtſucht iſt zurückgeblieben. Nicht bloß vor der Schweſter, nicht bloß vor dem Manne mußt Du Deine Liebe verbergen, ſondern auch vor Dir ſelber. Das iſt die letzte und ſchwerſte Probe. Denn wenn Du auch jede That, jedes laute Wort meideſt, in welchem ſich Deine Liebe den Andern entgegen trägt und aufdringt,

ſo grübelſt Du doch in Dir ohne Unterlaß über dieſe Liebe, klagſt und verklagſt, fleheſt und zürneſt in Gedanken. Auch ungeſagt, empfindet das Arnulf, und ſo lange Du in Dir ſo ruhelos biſt, nimmſt Du auch dem Mann die Ruhe fort. Im inneren Frieden aber beginnt erſt die lautere, ſelbſtloſe Liebe. Iſt es doch ſchon der bloße Schein dieſes Friedens, der den ungeſtümen Mann ſo mächtig zur ſanften, ablehnenden Tagalint hinüberzieht. Die heimlichſte Liebe brennt am heißeſten, und kein Heiliger kann einer Minne widerſtehen, deren Nähe er ahnt und empfindet und die ſich doch nicht einmal vor ſich ſelbſt zur Schau trägt."

V.

Widerſtrebend und doch willenlos vor dem Zauber des ſtrengen milden Greiſes ſchwur ſich Hildegard auch dieſe letzte Buße zu. Aber ſie kam nicht wieder nach Monatsfriſt.

Erſt tief im Spätſommer, da ein ſchweres Ge-

witter die Fluthen des Seees aufwühlte und in den Rhein gegen die Inſel ſchleuderte, arbeitete ſich der Kahn im Abenddunkel mühſam durch die hochgehenden Waſſer. Zwei Fährleute führten heute die Ruder; denn Gangolf, der treue Knecht, hatte erklärt, ſolchen Sturm könne er allein nicht bezwingen und darum den Andern als einen zuverläſſigen Mann mitgebracht. Den Mantel über Kopf und Nacken geworfen wider den aufſpritzenden Schaum, die ſehnigen Arme frei, arbeiteten Beide aus aller Kraft, und doch ſchien es oft, als müſſe der raſende See das Schifflein verſchlingen und als führen die vermummten drei Geſtalten, bald in Wogen- und Wetternacht verſenket, bald hoch auf die Wellen geſchleudert und vom Blitze erhellt, die ſichere Fahrt des Todes.

Dennoch gewannen ſie die Inſel.

Als aber Hildegard vor die Thür der Zelle trat, wiederum von dem Lichtſtrahl der Lampe beleuchtet, da war ſie ein ganz anderes Weib als in jener Märznacht. Ihr edles Geſicht war bleich und abgemagert, die Lippen zornig aufgeworfen, nicht wie einer Büßerin, ſondern wie einer Rachegöttin; doch

wenn gleich das Lebensfeuer auf Wangen und Lippen erloſchen ſchien, ſo glüheten nun allein die Augen noch feuriger und wilder als je zuvor.

Zitternd ſprach ſie mit dem leiſen klangloſen Tone der tiefſten Leidenſchaft: „Längſt habe ich gewußt, daß Liebe thörigt macht. Und dennoch hätte ich nicht geglaubt, daß ſie mich noch einmal in ſo arge Thorheit verſtricken könne. Denn es war wohl überthörigt, daß ich mir bei einem achtzigjährigen Mönche Raths holte in der Kunſt der Liebe. Verzeih' mir, heiliger Mann, aber Du weißt ja ſelber nicht, was Frauenliebe iſt! Ich habe Wochen und Monate gerungen, meine Liebe vor mir ſelbſt zu verbergen. Doch je heißer ich rang, je weniger vermochte ich's. Es ging mir wie einem Fieberkranken, der gerne einſchlafen will und zählt, betet, ſingt für ſich, um ſich ſelbſt zu vergeſſen und in Schlaf zu ſenken, aber je beſtimmter er ſich ſelbſt vergeſſen will, um ſo weniger vergißt er ſich und findet keinen Schlaf. Dann ſpricht er wohl zu ſich: ſo mache ich's, daß ich ſchlafe: ich lege mich auf die Seite, ſchließe die Augen, jetzt falle ich in Halbtraum, jetzt wird der Schlaf kommen. Aber je mehr er nachdenkt und nachmacht, wie man

ſchläft, um ſo ſicherer fliehet ihn der Schlaf. Ganz ſo erging es auch mir. Indem ich verſuchte meine Liebe in mir ſelbſt zu vergeſſen, grübelte ich um ſo tiefer in meiner Liebe und nie iſt ſie mir vernichtender klar geworden, als da ich Tag und Nacht ſie zu verbergen ſann. Ja noch mehr. Wie ein Spiel erſchien mir nun, was vordem mir ſo ſchwer gedünkt, daß ich nämlich meine Liebe verborgen hatte vor der Schweſter und dann auch vor Arnulf, wie ein Spiel gegen die Kunſt, meine Liebe vor mir ſelber zu verbergen. Und doch verlor ich nun mit dem letzten Verſuch wiederum alles, was ich vorher errungen: indem ich meine Liebe vergebens vor mir ſelber verbergen wollte, trug ich ſie wider Willen nun auch wieder vor Tagalint und Arnulf zur Schau und nahm mit meiner Unruhe Beiden erſt recht ihre Ruhe fort. Und obgleich ſie fragten und ſorgten, was mir fehle, wuchs Arnulfs Liebe doch nicht von Tagalint zu mir herüber. Ja mir ſcheint, zuwider bin ich ihm jetzt, ein verſtimmtes, verblühtes, zerfallenes Weib, wo ich ihm früher nur gleichgültig war. Und nur ein Mittel weiß ich noch nach alledem, meine Liebe völlig zu verbergen: es iſt der Tod!“

Ruhig erwiderte der Mönch: „Du hältſt dich für ein ſtarkes Weib; ich aber will Dir die Geſchichte eines wahrhaft ſtarken Weibes erzählen. Sie iſt bis auf ein Kleines ähnlich der Deinigen. Chlotar, der Frankenkönig, war ſeit vielen Jahren vermählt mit Ingunde und hatte ſechs Kinder von ihr. Da bat ihn Ingunde, die er ſehr liebte, er möge zu ihrer jüngern Schweſter Aregunde reiſen und ihr einen Mann ſuchen. Aregunde aber gefiel dem Könige ſo ſehr, daß er bei der Heimkehr zu Ingunden ſagte: Ich habe Deinen Wunſch erfüllt und Deiner Schweſter den beſten Mann geſucht, den ich finden konnte, einen beſſern aber fand ich nicht als mich ſelber. So will ich ſie denn ſtatt Deiner zum Weibe nehmen und dies wird Dir, wie ich glaube, nicht mißfallen. Da ſagte Jene: Was meinem Herren gut gethan ſcheint, das thue er; nur möge ich, Deine Magd, auch ferner in der Gnade des Königs leben.“

Da brach Hildegards Stimme wie ein anderer Donner durch den Donner des Himmels: „Leicht konnte dieſes fränkiſche Weib ihre Liebe vor ſich ſelbſt verbergen, denn ſie beſaß keine Liebe! Den Stolz der Liebe zum mindeſten hatte ſie nicht und

viel weniger noch den Zorn der Liebe; und wenn nur die ſelbſtloſe Liebe rein ſeyn mag, ſo wird ſie doch nur voll und ganz, wo ſie den Stolz der Liebe in ſich ſchließt und den Zorn der Liebe. Jener Chlotar freilich war viel zu ſchlecht, als daß er des Zornes der Liebe werth geweſen wäre; mein Arnulf aber iſt kein ſolcher niederträchtiger Mann, er iſt groß und gut, auch wenn er jetzt in der Irre geht, darum liebe ich ihn mit dem vernichtenden Zorn der Liebe!“

Bei dieſen Worten trat der zweite Fährmann aus dem Dunkel hervor und warf ſich zu den Füßen des zürnenden Weibes, als wolle er ſich ſelber ihrem Zorne zum Opfer darbringen.

Es war Arnulf.

Als aber Hildegard erkannte, wer flehend und gebrochen vor ihr lag, vergaß ſie den Zorn und fand nur noch die Liebe in der Liebe und zog den Reuigen milde zu ſich empor.

Erſt ſeit Hildegard ſo gewaltig rang, ihre Liebe vor ſich ſelber zu verbergen, hatte Arnulf, aus dem heitern Spiele mit Tagalint auftaumelnd, die Tiefe der Liebe und des Kummers ſeiner Gemahlin zu

ahnen begonnen. Gangolf, der treue Knecht, half ihm weiter auf der Spur, und ſo zog er als deſſen Rudergehülfe verkleidet mit zu Otmars Inſel, um hier erſt von Hildegards heldenhafter Liebesbuße wie vom Donner gerührt zu werden, daß ihm die ganze Größe ihres Herzens und ſeiner Sünde mit Einem Schlage aufging und der forſchende Lauſcher ſelbſt in einen Büßer verwandelt ward, der zunächſt ſein eigen Gewiſſen zitternd zu durchforſchen begann.

Der greiſe Abt aber ſprach: „Es mag wohl über Menſchenkraft gehen, daß die Liebe ſich ganz vor ſich ſelber verbirgt; aber auch ſchon das bloße Ringen darnach machte die verhüllte Gluth dem Auge Arnulfs offenbar, welches die offen lodernde nicht ſah. Wer möchte auch einer Liebe widerſtehen, die ſo ſtark iſt, daß ihr ſogar die bloße Frage eigennützig dünkt, ob ſie wieder geliebt werde! Der Frauenminne vergleicht ſich aber die Gottesminne, und darum war es nicht thörigt, edle Frau, daß Du bei einem achtzigjährigen Mönche Dir Raths holteſt. Gott lieben, verborgen vor der Welt, iſt leicht; ſchwerer iſt es, Gott zu lieben ohne einen Gedanken an Gottes Lohn; aber am ſchwerſten, dieſe Liebe nicht einmal vor ſich ſelbſt

im ſtillſten Herzen zur Schau zu tragen. Ja das Letzte mag wohl dem heiligſten Menſchen noch nicht ganz gelungen ſeyn, und ſo bleibt all unſere Gottesminne ein ungelöster Liebeskampf und unvollendete Liebesbuße. Wir hoffen aber im Himmel auf jene höchſte Stufe ſelbſtloſer Gottesminne.

Glücklich darum die irdiſch Liebenden, die wie ihr im Streben ſchon den Kampf gelöst und mit leiblichem Auge die Buße vollendet ſchauen!“

Bei dieſen Worten ſegnete er das Paar, mitten in Sturm und Wetter, worin es ſich wiedergefunden, zum erneuten, heiligeren Ehebund. Und der verhallende Donner rollte ſein Amen.

Die Lüge der Geſchichte.

Erſtes Kapitel.

In einem Kloſter des bayeriſchen Hochgebirges war vor hundert und mehr Jahren der ſeltenſte und ſeltſamſte Gaſt eingezogen, ein niederrheiniſcher Graf, altberühmten Stammes. Er ſuchte für etliche Monate den Balſam der Bergluft und tiefe ländliche Einſamkeit, und die gaſtfreien Mönche boten ihm gerne ein ſtilles Aſyl; denn in jener Zeit gab es noch keine Gaſthöfe in abgeſchiedenen Thalſchluchten, auch pflegten Grafen damals noch nicht in Bauernhütten Villeggiatur zu halten.

Der vornehme junge Herr war für die Fratres ein ſeltener Gaſt, weil er ein Graf, und ein ſeltſamer Gaſt, weil er doch wieder kein rechter Graf war. Zum mindeſten kein gewöhnlicher Graf; denn der Abt meinte, er ſey eigentlich als Profeſſor geboren und nur zufällig als Graf auf die Welt

gekommen. Der Küchenmeiſter erklärte es dagegen für jammerſchade, daß der Graf kein Koch geworden, denn Niemand beſitze eine tiefere Kenntniß der neueſten Pariſer Saucen, Braten und Paſteten. Pater Placidus endlich behauptete, der Graf ſtehe genau mitten inne zwiſchen einem geborenen Profeſſor und einem geborenen Koch; denn er ſey ein geborener Schöngeiſt und Poet. Seinen einzigen Fehler aber theile er mit allen vornehmen Leuten, nämlich fortwährend zu fragen und niemals das Ende der Antwort abzuwarten; in dieſem Stücke ſey er ein geborener Graf.

Der Abt beſchränkte dann wohl auch ſein Urtheil ein klein wenig, und fügte jener Klauſel des Pater Placidus den Nachſatz bei: „Wenn Kenntniſſe, Forſchenstrieb und ſchneidend ſcharfes Urtheil den Gelehrten machen, dann gebührt dieſer Titel dem Grafen. Allein er iſt dazu gar ſo ein feiner Herr, ſo ſchön von Geſicht und Geſtalt, ſo glänzend glatt in Form und Ton, und dies alles pflegen Profeſſoren keineswegs zu ſeyn. Inwendig ſitzt der Gelehrte und auswendig der Cavalier.“

Fürwahr, der junge Graf war ein glückliches

Menſchenkind in der Fülle ſeiner Talente! Die Freunde daheim weiſſagten ihm eine große Zukunft, ſey es im Kabinet oder im Felde, als wirklicher Hofmann oder als Höfling Apollo's und der neun Muſen. Eine große Zukunft bei den Frauen brauchte man ihm gar nicht mehr zu weiſſagen, denn hier hatte er im fünfundzwanzigſten Jahre ſchon eine große Vergangenheit. Nur ein einziger Freund — als ſauertöpfiſcher Sittenprediger übel berufen — fügte zu all jenen prophezeiten Größen das zweifelnde Wort: „vorausgeſetzt, daß ſich etwas Großes denken läßt, ohne ſittliche Größe. Denn dieſe Kleinigkeit ausgenommen, beſitzt der Graf allerdings zu jeglicher Größe das Zeug.“

Wie alle geiſtreichen Naturen liebte er die Antitheſe in der Rede und im Leben. Vor vierzehn Tagen noch hatte er zu Paris bei Frau Geoffrin mit den feinſten Köpfen Frankreichs in literariſcher Feinſchmeckerei geſchwelgt, und heute ergötzte ihn der altmodiſche Mutterwitz weltverlaſſener Mönche. Allen Sinnenreiz der üppigen Hauptſtadt hatte er im Sommer ſo durchtrieben ausgekoſtet, als wäre er ſelber ein Franzoſe, und im Herbſt begrub er ſich zwiſchen

Felſen und Wäldern und Kloſtermauern, wie der empfindſamſte Deutſche.

Pater Placidus galt für einen ſattelfeſten Philoſophen; wohl bewandert in den Kirchenvätern und Scholaſtikern, diſputirte er ſo mittelalterlich zunftgerecht, wie man's damals nur in der beſten Jeſuitenſchule lernen konnte. Da er zuerſt dem Grafen ſeine Weisheit am Schnürchen herſagte, dünkte er ſich angeſichts des jungen Herrn gleich einem Gerbert, als dieſer zu Ravenna vor Kaiſer Otto die Eintheilung der Philoſophie vortrug. Es fehlte ihm nur ein Otrich, mit welchem er ſo ritterlich wie Gerbert vor dem Kaiſer hätte turnieren können. Aber der Graf ſelbſt ſchlug ihm plötzlich, gefährlicher als ſechs Otriche, mit ungeahnten Querhieben in die Parade, und warf ihm Locke'ſche Kritik und Hume'ſche Zweifel und Bayle'ſchen Witz zwiſchen die ſcholaſtiſchen Sätze, daß Pater Placidus ſtaunend ſich beſiegt gab, obgleich der Graf im Grunde ſo wenig von der altmodiſchen Philoſophie des Mönches verſtand, wie der Mönch von der neumodiſchen des Grafen. Das waren für den Letzteren Gegenſätze zum Entzücken; wie luſtig konnte er ſpäter in den

Pariſer Bureaux d'esprit von dieſem unerhörten Turnier erzählen!

Faſt noch beißenderen Hochgeſchmack aber bot ihm der Verkehr mit dem Abte, der als ein trocken fleißiger Geſchichtsforſcher die Chronik des Kloſters ſchrieb und auf Tritt und Schritt den Gaſt am Rockknopfe faßte, um ihm von Schenkungsurkunden, Kloſterbränden, Gültbriefen, Abtswahlen, Kriegshändeln und Kirchenbauten zu erzählen. Der Graf hörte ihm eine Weile höchſt achtſam zu, bis ſich der ehrliche Chroniſt etwas warm geredet hatte; dann fiel er ihm in's Wort, pries ſeinen ſcharfen Forſchergeiſt, wußte aber in feiner ironiſcher Wendung das Lob, welches er der Perſon ſpendete, allmählich in eine vernichtende Kritik der Sache zu verwandeln. „Je tiefer und redlicher man forſcht," ſo ſchloß er wohl, „um ſo reicher glaubt man die Geſchichte zu machen, und macht ſie doch nur um ſo leerer. Denn faſt jeder neue Fund des Forſchers zeigt, daß wir wieder einmal eine Thatſache für beglaubigt hielten, die eigentlich gar nicht beglaubigt war. Was heißt überhaupt beglaubigte Thatſache? Der Augenzeuge von geſtern erzählt heute ſchon, was er geſehen, ganz

anders, als er es geſtern erzählt haben würde. Was iſt hiſtoriſche Wahrheit? Das gewaltigſte Ereigniß, welches wir vor einem Jahre ſelber erlebt, ſteht uns heute nur noch wie der Schatten eines Traumes vor der Seele; wollten wir auch im ehrlichſten Nachſinnen tagelang unſer Gedächtniß zermartern, wir könnten es doch nicht mehr in nackter hiſtoriſcher Treue berichten, auf's Haar genau ſo wie es geſchehen. Jeder Tag hat inzwiſchen unvermerkt einen unmerkbar feinen Zug in der Erinnerung ausgelöſcht, einen andern eingewoben und aus tauſenden ſolcher feinen Züge wird unmerkbar ein ganz neues Bild. Und man will aus dunkeln, durch Jahrhunderte unmerkbar und arglos verfälſchten Zeugniſſen die hiſtoriſche Wahrheit aufbauen! Die Geſchichte iſt der große Tempel der Lüge, und als erſte und Hauptlüge ſteht über der Pforte geſchrieben: Hier iſt der Tempel der Wahrheit! Große Forſcher, wie Ihr Herr Abt, leiſten der Menſchheit den größten Dienſt; denn je mehr ſie forſchen, deſto leerer wird die Geſchichte an Thatſachen, das heißt an unfreiwilligen Lügen. Die Geſchichte muß aus der Geſchichte hinausgeforſcht werden, und der weiſe Mann wird dann als das

tiefſinnigſte Mährchenbuch, als den poeſievollſten Roman rein und frei genießen und bewundern, was man heute noch Geſchichte nennt. Es wird eine Zeit kommen, wo man Thatſachen, auf die jetzt jeder Schulknabe ſchwört, nur noch als Sagen forterzählen und an die ſieben Könige Roms ſo wenig mehr als an Kaiſer Karl's Kreuzfahrt glauben wird."

Hatte der Graf in ſolchen und ähnlichen Worten ſein Lieblingslied von der Unwahrheit der hiſtoriſchen Wahrheit genügend abgeſungen, dann empfahl er dem Abt mit der ernſthafteſten Miene von der Welt Bolingbroke's Briefe über das Studium der Geſchichte und Voltaire's hiſtoriſche Schriften. Sey Voltaire auch nicht der größte Hiſtoriker, ſo müſſe man ihn doch den wahrhaftigſten nennen; denn er behandle die Geſchichte rückhaltlos als das, was ſie wirklich ſey, nämlich als einen Roman.

Dem Abt waren dies Alles böhmiſche Dörfer; er lauſchte dem Grafen mit demſelben Vergnügen, mit welchem man von fernen, unbekannten Ländern Wunderdinge erzählen hört, und der Widerſpruch gegen ſeine eigenen Liebhabereien verletzte ihn keineswegs. Noch viel weniger ſtörten die Zweifel des

Grafen ſeine alte Arbeit; er forſchte nach wie vor in Urkunden und Chroniken und meinte nur, die neue Weisheit ſey doch nebenbei gar luſtig und unterhaltend, ohne zu ahnen, daß dieſe luſtige Weisheit in kurzer Friſt ſein ganzes Kloſter über den Haufen werfen werde. Und ſchließlich dachte er mit Bruder Placidus, der Graf ſey der angenehmſte Geſellſchafter von der Welt, wenn er die einzige Unart ablegte, andere Leute niemals ausreden zu laſſen; doch dafür ſey er eben Graf.

Dieſer würde inzwiſchen des Zeitvertreibs mit den Mönchen doch wohl bald genug ſatt geworden ſeyn, hätte ihn nicht dazu noch ein anderes anmuthigeres Spiel gefeſſelt. Im grauen Jägerrock ſtieg er fleißig in die Berge, und ſo geſchah es, daß er eines Tags auf einſamer Hochalp, hart an der Tyroler Grenze, in eine Sennhütte trat, deren Bewohnerin von eben ſo ſeltener Art war, wie er ein Graf von ſeltener Art; ſie war nämlich jung und ſchön. In den Büchern ſind dies freilich alle Sennerinnen; in den Bergen aber ſind ſie in der Regel häßliche Mannweiber. Die Hübſchen läßt man klüglich unten, und die Garſtigen ſchickt man hinauf in

die gefährliche Einſamkeit. Das Miedei auf der Niedereckalp aber war wirklich einmal ein Juwel von einer anmuthigen Sennerin. Sie war ſo zierlich, flink und friſch, daß die nächſtſchöne Dirne der Gegend, neben das Miedei, als die zweifellos ſchönſte, geſtellt, doch immer nur ſich ausnahm, wie ein Kalb neben einer Gemſe. Stand ſie im rothen Sonntagskleid, auf ihren Bergſtock gelehnt, an der ſteilſten Spitze der Felswand und ſchaute, im Morgenſchein leuchtend, über das noch dämmerige Wellenmeer von Thälern und Bergen zu ihren Füßen, dann war es, als ſey ſie die Königin des Lichtes und der Schönheit, welche über allen Häuptern throne, um die Welt mit ihrem Stabe zum lichten, ſchönen Tag zu wecken.

So ſagte wenigſtens der Graf, da er ihr das feinſte Schmeichelwort ſagen wollte; ſie verſtand es freilich nicht, aber ſie lächelte doch behaglich, denn die Rede ſchien ihr zwar ein wenig verrückt, außerdem aber wunderſchön geſetzt.

Die guten Mönche ſpotteten insgeheim über den unverdroſſenen Waidmann, der Tage und Nächte in den Bergen umherſtieg und ſo ſelten eine dürftige

Jagdbeute heimbrachte; ſie ahnten nicht, daß er einem edleren Wilde, als dem jagdgerechten, nachging.

Der Graf ſchwelgte im geiſtreichen Spiel der Gegenſätze: unten die engen Zellen und die ſcholaſtiſchen Mönche, welche ſo luſtig abſtachen gegen die kaum erſt verlaſſenen Pariſer Salons mit der Blüthe der feinſten und freieſten Damen und Herren, und oben die königliche Wildniß der Alpengipfel und inmitten derſelben die empfindſamſte Liebſchaft, fünftauſend Fuß über der Meeresfläche! Das war dem Grafen in der That etwas Neues; ſelbſt der ausſtudierteſte Pariſer Vergnügling hätte ihm zugeſtehen müſſen, daß er hier einen neuen Genuß entdeckt habe. Er liebte das Miedei ſo weit es ihm nur möglich war, nämlich mit den Sinnen und mit dem Verſtand, er liebte ſie, wie der Schöngeiſt ſich in die keckſte Antitheſe verliebt, welche ſein Witz zu erſinnen vermochte. Das arme Miedei dagegen liebte den fremden Jäger, in welchem es keinen Grafen ahnte, blos ſchlechtweg mit dem Herzen. Es nahm alle die ſchönen Mährchen und Fabeln, welche er ihm über ſich ſelber vordichtete, für buchſtäblich

wahr, indeß dieſer gar nicht daran dachte, daß andere Leute lügen genannt hätten, was er dichten nannte, und betrügen, was er einen Roman ſpielen hieß. Miedei däuchte ihm ein Gegenſtück zum Huronen Voltaire's, der „Ingenu“ in's Weibliche überſetzt, und wie jener Dichter an dem Phantaſiegebilde ſeines Naturkindes pſychologiſch experimentirt, ſo der Graf an der argloſen, einfältigen Seele dieſes wirklichen Kindes der Natur.

Sinnliche Leidenſchaft beherrſchte ihn, wenn er in die Berge hinaufſtieg; zog er aber vom Riedereck wieder hinab zum Kloſter, dann ergötzte er ſich in Gedankenſpielen über die Situation und legte ſich alle Fäden zu dem neuen Voltaire'ſchen Romane zurecht, den er nach ſeinen jüngſten Erlebniſſen im Geiſte zuſammenweben, aber ja nicht ſchreiben, ſondern blos erzählen wollte. Denn Schreiben war ihm zu langweilig; auch ärgerte ihn die impertinente Beſtimmtheit des Wortes, welches ein für allemal ſchwarz auf weiß feſtſteht.

Ein feiner Geiſt ſucht aber nicht blos Gegenſätze, ſondern er verknüpft auch wieder das fremdartigſte, als ſey es nothwendig zuſammengewachſen.

So fand der Graf in ſeinen Beſuchen auf dem Riedereck die ganz natürliche Fortſetzung ſeines Redegefechts mit den Mönchen. Er meinte, beides ergänze ſich, wie Schule und Leben. Im Kloſter beweiſe er den gelehrten Brüdern, daß alle ſogenannte hiſtoriſche Wahrheit der großen Weltgeſchichte ein eitles Trugbild ſey, und in der Sennhütte einem kindlich einfältigen Mädchen, daß all unſer vergangenes Leben doch eigentlich nur der Schatten eines Traumes, daß wir heute nicht mehr auf's Haar getreu wieder erzählen könnten, was uns geſtern begegnet; denn mit jedem Tage würden wir Andere, und der neue Sinn des heurigen Jahres verändere uns unvermerkt auch die erlebten Thatſachen des vergangenen. Darum ergreife der kluge Mann, was ihm der Augenblick biete, genieße es bis auf den Grund ohne zu fragen, was geweſen und was kommen werde.

Das Mädchen erbebte vor dieſen Gedanken, die es halb verſtand; wäre der fremde Jäger, da er ſie ausſprach, nicht zugleich gar ſo gut und freundlich geweſen, ſie hätte ſich vor ihm gefürchtet. Und doch lauſchte ſie auch wieder gerne ſeinen ſchaurig klugen

Reden, wie man Geſpenſtergeſchichten mit dem ſüßen Behagen des Schreckens lauſcht und ſich freut, daß es Einem eiskalt über den Rücken läuft.

Als der Graf dem Miedei wieder einmal das Gedächtniß an Eltern und Freunde und ihre fromme Jugendzeit im Vaterhauſe wegzureden ſuchte, und ihr nachwies, wie doch jede Nacht ſchon Gras wachſe über das, was wir ſelber am vorigen Tage geweſen, da blickte ſie bewegt nach der gegenüberliegenden Hochmulde und ſprach: „Ueber dieſer Alpe wächst kein Gras.“

Der Graf lächelte und meinte, vom Weidegras habe er freilich nicht geredet.

Miedei aber erwiderte: „Du denkſt wohl, daß mein Wort auf Deines paſſe wie die Fauſt auf's Auge. Und dennoch paßt's. Dort drüben liegt die verbrannte Alp, wie wir's heißen. An dem kleinen ſchwarzen See, der ſo hoch in den Bergen ſteckt wie kein anderer, ſtand vordem eine arme Sennhütte; jetzt wächst da kein Gras mehr, oder was im Frühjahr dürftig aufkommt, das verbrennt die Sonne raſch. Es iſt aber auch kein Gras gewachſen über der Geſchichte, die ſich dort begab, ob es gleich ſchon

hundert Jahre her ſeyn mag. Des Weberbauern Wolfgang von Rohnbach beſuchte fleißig die Sennerin. Gott weiß, was ſie zuſammen trieben und wie ſich Alles gewendet hat. Genug, der Wolfgang erſchlug zuletzt die Sennerin, die doch ſein Schatz geweſen und zündete beim Gewitter die Hütte über der Leiche an, daß man glauben ſolle, der Blitz habe das Mädchen erſchlagen und ſammt der Hütte verbrannt. Daran zweifelten zwar Manche; denn ſie ſagten, jener Blitz hätte einen uralten Spruch Lügen geſtraft: der Blitz ſchlägt in keine Sennhütte. Die Meiſten aber glaubten es, und zuletzt glaubte es der Wolfgang ſelber und erzählte den Leuten, ſo oft ſie's hören wollten, daß der Blitz ſeinen Schatz erſchlagen. Allein er glaubte ſein Mährlein doch nur bei Tag und in der Nacht; am Abend glaubte er's nicht. Er konnte nämlich das Avemaria nicht mehr läuten hören und ſchlich ſich allemal aus dem Wirthshauſe ſobald die Stunde kam. Denn als er das Mädchen erſchlagen und die Stille hier oben noch einmal ſo ſtill geworden war, da trug der Wind plötzlich das Abendläuten ganz leiſe vom Thal herauf. Ueber dem Wetterkreuz, ſagt man, gibt's keine Sünde,

weil wir hier oben ſo ganz allein ſind und Keiner ſieht, was wir thun; aber das Avemaria-Läuten war heraufgekommen, wohl tauſend Fuß über das oberſte Wetterkreuz, und Wolfgang meinte, die Glocke ſey ſein einziger Zeuge geweſen, die Glocke werde ihn verrathen. Und als die Glocke ſchwieg, da war das Gewitter hereingebrochen und Wolfgang hatte die Hütte angezündet, daß ihn die Glocke nicht verriethe. Aber als die Hütte eben lichterloh brannte, da ward es im Weſten ſchon wieder hell und die Sonne ging feurig unter hinter den ſchwarzen Wolken und warf ihr Feuer auf die Schneeſpitze des Gamskahrs, und der Schnee warf ſein Feuer in den Spiegel des ſchwarzen Bergſee's und Wolfgang glaubte, das Feuer der Hütte brenne in den Himmel hinauf und in die Hölle hinunter, in dem Waſſer, in der Luft, auf der Erde, daß alle die drei Elemente durcheinander im Feuer glühten, wie am jüngſten Tag. Wenn nun Wolfgang auch zu jeder Stunde ſich einredete, daß der Blitz das Mädchen erſchlagen, ſo glaubte er's doch nicht beim Abendläuten, und wenn er zu jeder Stunde ſchwur, der Blitz habe die Hütte angezündet, ſo glaubte er's doch nicht, wenn er das

Alpenglühen in Luft und Waſſer geſpiegelt ſah. Dann verſchwand die gelogene Wahrheit und die wahre Wahrheit kam über ihn, und zuletzt zeigte er ſich ſelbſt dem Richter an, weil er das Avemaria-glöcklein nicht mehr hören und kein Alpenglühen mehr ſehen konnte. Ach, es gibt Dinge, die ſo wahr und klar in unſerm Herzen ſtehen, daß wir ſie mit der Wurzel nicht herausreißen können, wenn wir auch tauſendmal heute nicht wiſſen, was wir geſtern gethan, ja, die uns heute, wo ſie geſchehen, nicht ganz wahr und klar waren, aber in Jahr und Tag werden ſie uns ſo wahr, daß wir vergehen möchten, ſo leibhaftig ſchrecken und quälen ſie uns!“

Dem Grafen war es ernſthaft zu Muthe. Erſt ſchwieg er weichgeſtimmt; dann fand er dieſen Ernſt unbequem und er däuchte ſich faſt kindiſch, daß ihn das Mädchen ſo weich habe ſtimmen können; — ſie war ja im Grunde doch nur eine hübſche Kuh-hirtin.

Er nahm Abſchied und verſprach baldige Wiederkehr. Heute zum erſtenmal ſagte er nicht wann.

Miedei wartete Tag für Tag. Der Jäger blieb aus.

Auf Aegidi fuhr ſie mit ihrer Heerde zu Thal und forſchte unten im Dorfe verſteckt nach dem Jäger aus Franken, — denn für einen ſolchen hatte ſich der Graf auf der Sennhütte ausgegeben —: Niemand wußte von ihm. Das Kloſter lag in einem andern Thalgebiet, das hieß für jene Hochgebirgsbauern in einer andern Welt.

Das Mädchen harrte monatelang in Geduld, hatte ſie doch längſt auf den einſamen Bergen das Warten gelernt. Mit Schrecken erlebte ſie die Wahrheit ihres eigenen Wortes, daß es Dinge gibt, die ſo wahr in unſerm Herzen ſtehen, daß wir ſie niemals wieder mit der Wurzel herausreißen können, ja die uns immer wahrer und klarer werden, je weiter ſie hinter uns liegen.

Der Jäger hatte ihr die Ehe verſprochen; ſo wenigſtens verſtand ſie damals ſeine dunkeln, ſchönen Worte in ihrem einfältigen Sinn und glaubte daran, wie an's Evangelium. Es fiel ihr ſchwer auf's Herz, daß auch ſie in des Jägers Nähe gedacht, über dem Wetterkreuz gebe es keine Sünde: hatte er vielleicht denſelben Gedanken gehegt, um doppelt an ihr zu ſündigen?

Doch verbiß ſie ihre Qual und entdeckte ſich keinem Menſchen.

Als der Schnee im Thale ſchmolz, konnte Miedei wenigſtens ihre Sünde vor den Leuten nicht mehr verbergen, ob ſie ihnen auch den Mitſchuldigen verſchwieg. Der Bauer, bei dem ſie von Kind an diente, nahm ſie hart vor, aber ſie verrieth den Jäger nicht; ſie wollte warten, bis er ſelber komme.

Sie dachte, auch ihm müſſe jetzt ihre Liebe immer wahrer werden, je mehr die Zeit verſtrich, ſo ſteigend wahr und klar wie ihr ſelber Qual und Kummer.

Als die Matten grün wurden und der Himmel blau, ſtarrte Miedei oft ſtundenlang in den wolkenlos blauen Himmel und konnte nicht faſſen, wie der Himmel ſo ſchön ſeyn könne und die Erde ſo ſchön und doch ſo unendlich viel Jammer zwiſchen Himmel und Erde.

In den erſten Maitagen ſchrieb der Bader den Todtenſchein für das ſchöne Miedei und bemerkte als Todesurſache: „an den Folgen einer Niederkunft geſtorben.“ Ein Bader braucht von Amtswegen nicht zu wiſſen, daß man auch am gebrochenen

Herzen ſterben kann. Der Bauer, bei welchem Miedel ſo lange und bis zum letzten Jahre tadelfrei gedient, zog das Kind der elternlos und ungefreundet Verſtorbenen um Gotteswillen groß.

Der Graf war in die Heimath zurückgekehrt, wo ſich ihm eine glänzende Laufbahn öffnete. An den deutſchen Fürſtenhöfen war er ein gefeierter Gaſt, man warb um ſeine diplomatiſchen Dienſte. Gelehrte und Schöngeiſter bewunderten die Kenntniſſe, den philoſophiſchen Geiſt und die Voltairiſche Sprachgewandtheit eines ſo hochgeborenen Mannes. Ich brauche Kennern der damaligen Flugſchriftenliteratur nur die anonymen „Briefe über den Pariſer Hof“ von 1765 zu nennen, eine Schrift voll überraſchender Enthüllungen, und ſie werden zugeſtehen, daß jene Bewunderung mehr als bloße Schmeichelei war. Das Büchlein iſt ſehr ſelten; denn der Graf ließ es nur für Freunde drucken, weil es ihm zu bürgerlich ſchien, auf den Buchhändlermarkt zu treten. Er ſchrieb es namenlos; denn der Name auf dem Titelblatt däuchte ihn doch etwas gar zu impertinent Beſtimmtes. Vielmehr findet ſich ſtatt des Namens ein fragendes Motto aus der Schrift, das

Wort des Pilatus: „Was iſt Wahrheit?“ Joh. 18, 38. Es iſt dies freilich die einzige Bibelſtelle im ganzen Buch.

Daß der Graf, dem Schreiben, das beſtimmte Wort ſchwarz auf weiß, ſo zuwider war, doch auch einmal ein Buch geſchrieben, darf uns nicht wundern; denn indem er ſich ſelber fort und fort untreu wurde, blieb er ſich ſelber ja gerade am treueſten.

Gewann der geſchriebene Roman jener Briefe, der ſich den täuſchendſten Anſtrich von Geſchichte gab, ſchon reichen Beifall, ſo ſchienen doch die mündlichen Romane aus des Grafen Leben, in den erleſenſten Kreiſen am Kaminfeuer läßig und doch ſo geiſtreich hingeplaudert, noch viel anziehender. Zumeiſt aber entzückte da allezeit die Geſchichte von der Miedei, dem Naturkinde im Hochgebirg, welcher der Graf die franzöſiſche Philoſophie in's Altbayeriſche überſetzt hatte. Er wußte äußerſt drollig zu ſchildern, wie er unten den Mönchen und oben der Sennerin dieſelbe Weisheit, nur in verſchiedenen Zungen gepredigt, und um die Antitheſe noch ſpitziger zu ſtellen als ſie geweſen, drehte er die Novelle ſo, daß der Abt in ſeiner Schule zuletzt verliebt geworden,

das Hirtenmädchen aber eine grübelnde Denkerin. Durch dieſen kühnen Zug vermied er peinliche Erinnerungen, er brauchte die Epiſode von der verbrannten Alp nicht einzuweben, er brauchte neugierige Fragen über den Ausgang ſeines eigenen Liebesabenteuers, fünftauſend Fuß über der Meeresfläche, nicht zu beantworten, und wenn ſich auch nicht gerade Alles genau ſo zugetragen, wie er's erzählte, ſo hätte es ſich doch genau ſo zutragen können.

Die Mähr vom verliebten Abt und der philoſophiſchen Sennerin wurde ihm von Jahr zu Jahr wahrer, wenigſtens redete er ſich's alſo ein. Doch mußte ſie ihm noch nicht ganz wahr geworden ſeyn; denn er fürchtete ſich lange Zeit, von dem wirklichen Miedei unverſehens Kunde zu erhalten, weil ihm dies die allmählich ſich feſtigende ſubjective Wahrheit ſeiner Geſchichte hätte lockern können.

Zweites Kapitel.

Zwanzig Jahre waren vergangen. Der Graf ſtand auf dem Höhepunkte des Mannesalters, und doch begann ihm das Leben ſchon langweilig zu werden. Er hatte allen Genuß erſchöpft und, wie er meinte, auch alle Arbeit. Weil er nämlich ſeine Kraft auf allen Gebieten ein bischen verſucht hatte, ſo bot ihm kein Wirken mehr den Reiz des fremdartig Unerhörten. Irgend ein Werk durchzuführen war nicht nach ſeinem Geſchmack. Mit einer Dame gleichen Standes und verwandten Sinnes verheirathet, lebte er in einer äußerlich glücklichen, inwendig langweiligen kinderloſen Ehe. Wie er früher ruhelos nach Anregung gejagt, ſo jagte er jetzt nach Zerſtreuung.

Ein weichmüthiges Zurückſehnen in die Lagen ſeiner jungen Jahre, ein Wiederaufſuchen altbekannter

Orte und Menſchen, die ſeinem Auge lange entrückt waren, ergötzte ihn noch am meiſten. Der ſentimentale Zug, auf welchem er ſich dabei ertappte, war ihm neu, und der Zauber der Antitheſe, des Widerſpieles von Sonſt und Jetzt, bot auch hier wieder ſo manche feine Würze. Zudem ließen ſich prächtige Studien machen über das biegſame Wachs der ſogenannten hiſtoriſchen Wahrheit.

Getrieben von dieſem Geiſte kam der Graf als geſtandener Fünfundvierziger dann auch wieder einmal in das bayeriſche Hochgebirg. Das Kloſter ließ er links liegen; denn er wollte unerkannt bleiben. Dagegen ſtieg er in die Berge zur Riedereckalpe, nicht um das Miedei wiederzuſehen — denn wie ſollte ſie nach zwanzig Jahren noch da droben ſitzen — ſondern blos um der Scenerie willen, in welcher er das Geſchöpf ſeines phantaſievollen Witzes ſo oft und glücklich hatte ſpielen laſſen. Er wollte ſich die Hütte nur von Weitem betrachten und mit flüchtigem Bleiſtift abzeichnen, er wollte das Heerdengeläute gerade hier einmal wieder hören, den friſchen Odem der Bergluft gerade hier einmal wieder ſchmecken, daß die luſtigen alten Abenteuer auf's

neue recht leibhaftig vor ſeiner Seele ſtünden. Begegnete er ja wider Erwarten dem alten Miedei wieder am alten Ort, ſo durfte ſie ihn doch kaum wieder erkennen. Und wenn auch! Hatte er ihr doch vor zwanzig Jahren ſo manches ſchöne Geſchenk gemacht, deſſen klingenden Werth das einfältige Kind damals gar nicht ahnte, und jetzt konnte er ihr zwanzigmal mehr ſchenken, und vierzigjährige Kinder wiſſen dergleichen wohl beſſer zu ſchätzen als zwanzigjährige.

Beim Anſteigen nahm er ſich beſonders in Acht; es war ihm, als könne er heute noch fallen. Aber ſo leicht und ſicher wie nur je in alten Tagen kam er über die gefährlichen Stellen hinweg. Schon war er um eine Felsecke gebogen und ſah die wohlbekannte Hütte am jenſeitigen Hang der Bergkuppe.

Da hörte er plötzlich über ſich ein Pfeifen, dann ein Geprаſſel von rollenden kleinen Steinen, die ihm über den Pfad hüpften. Er blickte hinauf. Fünf Gemſen waren es; von ſeinem Fußtritt aus dem Knieföhrenbuſch geſcheucht erklommen ſie in den keckſten Sprüngen die ſchräge Wand. Wie das luſtig ausſah! Noch nie hatte der Graf dieſe Thiere ſo

nahe, noch nie auf ſo halsbrechender Flucht geſchaut. Er verfolgte ſie mit leuchtendem Auge; ſchon hatten ſie faſt die Spitze erreicht, wohl fünfhundert Fuß über ihm! Da krachte unverſehens ein größerer Stein hernieder, von dem Tritt der Thiere gelöst. Erſt in kürzeren, dann in weiteren Bögen ſprang er wie eine Bombe die Wand abwärts, und der Graf merkte erſt die Gefahr, als ihm der Stein mit furchtbarer Kraft den linken Fuß geprellt hatte und ſauſend fort zum Abgrunde fuhr.

Der Graf taumelte vor Schmerz; er mußte ſich niederſetzen. Aber vergebens verſuchte er wieder aufzuſtehen. Der Fuß ſchwoll an, daß der Verletzte eilends Schuh und Strumpf zerſchnitt, damit der raſende Schmerz nicht noch ſchneidender brenne. Der beſchauliche Erinnerungsgang war alſo etwas unſanft unterbrochen. Doch unſer Graf war der Mann nicht, welcher gleich Kopf und Muth verlor. Er wollte noch eine Weile den erſten überwältigenden Schmerz austoben laſſen, um dann zur Sennhütte hinüber zu hinken und zu kriechen, ſo gut es eben ging; denn ſchon ſank die Sonne hinter den Bergen.

So ſaß er wie an den Felſen geſchmiedet und

ſchaute nach der Hütte. Sie däuchte ihm jetzt ganz anders denn vorher, ſie blickte ihn an genau wie vor zwanzig Jahren. Hart an der Hütte weidete das Vieh; das waren ja noch dieſelben Kühe wie dazumal: voran die braune und die ſcheckige, alle Andern überragend! Dann beſann ſich aber der Graf wieder und bedachte, daß jene Kühe ja längſt geſchlachtet und gegeſſen ſeyen und daß es mehr als Eine ſcheckige Kuh gibt. Es wirbelte Rauch aus der Hütte: der konnte doch noch immer von Miedei's Herdfeuer kommen. Jetzt hörte der Graf ganz nahe das landesübliche Jauchzen: genau ſo glockenhell hatte Miedei's Stimme geklungen, genau denſelben Tonfall hatte ſie angeſchlagen. Der Graf zitterte.

Da trat eine weibliche Geſtalt um die Ecke, leicht und keck wie eine Gemſe. Im rothen Sonntags=kleid, den Bergſtock in der Hand, ſchaute ſie for=ſchend über die dämmerigen Schluchten — bei Gott, das war Miedei ſelber! nur faſt noch ſchöner, faſt noch jugendfriſcher wie vor zwanzig Jahren. Genau ſo hatte ſie dageſtanden und ausgeſehen, als ihr der fremde Jäger die Schmeichelworte ſagte, daß ſie eine Königin des Lichtes und der Schönheit ſey, welche

über allen Häuptern throne, um die Welt mit ihrem Stabe zum lichten, ſchönen Tag zu wecken! Aber damals war es Morgen geweſen und jetzt ging der Tag zu Ende und auch des Grafen Tag neigte ſich; nur Miedei ſtand noch morgendlicher heute im Abendglühen als damals im Frühſchein.

Der Graf ſchrack tief in ſich zuſammen. War es das Wundfieber des verletzten Fußes, welches ihm dies Traumbild vorgaukelte? Er griff an den Puls und ſtarrte ſeitwärts in den Abgrund. Es war zum erſtenmale in ſeinem Leben, daß er's nicht wagte, einem ſchönen Mädchen in die Augen zu blicken.

Jetzt bemerkte ihn das Kind. „Haſt Du den heiligen Jacobus nicht geſehen?“ rief ſie ihm entgegen. Die Stimme ſchnitt dem Grafen durch Mark und Bein: das war Miedei's Stimme.

Den heiligen Jacobus? Die räthſelhafte Frage rief ihn wieder zur Beſinnung. „Welchen heiligen Jacobus?“ ſtammelte er.

„Nun, den bayeriſchen heiligen Jacobus!“ ſprach das Mädchen faſt verwundert. Der Graf fuhr an ſeine Stirn: war er verrückt, oder war es das Mädchen?

Die Sennerin wartete eine Weile. „Man merkt, daß Du fremd biſt hier zu Land," ſagte ſie dann. „Dort an der Tyroler Gränze ſteht die Kapelle mit den Holzbildern der zwei heiligen Jacobus. Der Pfarrer nennt den einen den Major und den andern den Minor, wir aber heißen den einen den bayeriſchen und den andern den tyroler heiligen Jacobus. Denn weil die Gränze gerade durch den Altar geht, ſo glaubt man, daß der Major auf der bayeriſchen Seite die Bayern beſonders beſchütze und der Minor auf der tyroler Seite die Tyroler. Nun war am letzten Sonntag eine herzhafte Rauferei zwiſchen den bayeriſchen Burſchen und den Tyrolern, und wir haben die Tyroler übel heimgeſchickt. Da haben uns die Heimtücker am Montag zur Rache unſern heiligen Jacobus geſtohlen und hier in die Berge verſteckt, damit er uns nicht helfen könne, wenn er nicht auf ſeinem Altare ſteht. Die gottloſen Kerle haben das ſchon öfter gethan, aber der Heilige iſt von den Bayern immer wieder gefunden worden. Du mußt auch mitſuchen; denn das ganze Thal iſt auf den Beinen und ſpürt jede Ecke aus."

Aber der Fremde erhob ſich nicht, und das

Mädchen bemerkte nun erſt den nackten linken Fuß, roth und blau und geſchwollen. In abgeriſſenen Worten erzählte der Graf ſeinen Unfall. „Laß Du," ſo ſchloß er, „Deinen hölzernen Jacobus; — er kann Dich doch nicht ſchützen, wenn Dich kein Stärkerer ſchützt; — rufe Leute herbei, daß ſie mich in's Thal tragen."

„Da könnt' ich lange rufen," erwiderte die Sennerin. „Hier oben über dem Wetterkreuz muß Jeder ſich ſelbſt helfen. Ich will Dich zur verbrannten Alp führen, die liegt am nächſten und gehört jetzt auch zum Niedereck; dort haben wir einen leeren Stall, in welchem Du heute Nacht bleiben kannſt."

„Miedei! Nicht zur verbrannten Alp," rief der Graf abwehrend.

„Fürchteſt Du Dich vor dem Platz?" fragte ſie ſtaunend.

„Nein! nein! Aber führe mich zum Niedereck, wenn es auch viel weiter wäre."

„Wie?" ſprach das kluge Kind, „Du weißt, daß ich Miedei heiße und fürchteſt Dich vor der verbrannten Alp und biſt doch ein Fremder, der

nicht einmal den bayeriſchen heiligen Jacobus kennt? Wie reimt ſich das?“

„Ich habe eine Sage gehört von dem ſchwarzen See bei jener Alp und wie es gekommen, daß er allein ſo hoch oben auf den Bergen liege, und entſinne mich ihrer nicht mehr,“ ſagte der Graf, um das Mädchen auf eine andere Fährte zu leiten. „Kennſt Du die Sage nicht?“

„Biſt Du katholiſch oder lutheriſch?“ fragte das Mädchen zur Antwort.

„Katholiſch; verſteht ſich.“

„Nun, dann weißt Du auch, daß einmal die Sündfluth geweſen iſt, die über alle Berge ging, und davon iſt der See übrig geblieben. Vor der verbrannten Alp aber brauchſt Du Dich nicht zu fürchten; denn die Geſchichte von des Weberbauern Wolfgang und dem Mord, dem Brand und dem Blitz glauben nur noch ein paar alte Weiber, und der neue Schulmeiſter hat uns erklärt, daß ſie ein Mährchen iſt, und die Alp vom verbrannten Gras den Namen hat.“

„Ach, die Geſchichte iſt dennoch nur allzu wahr!“ ſeufzte der Graf; denn es war ihm im Augenblicke

ſchier, als ſey er ſelber der Wolfgang und habe die Sennerin umgebracht, und um keinen Preis wäre er jetzt zur verbrannten Alp gegangen; er hätte gefürchtet, das leiſe Abendglöckchen dort hören zu müſſen und das Alpenglühen im See geſpiegelt zu ſehen. So furchtbar hatte die Geſtalt und Stimme des Miedei, wie ſie vor zwanzig Jahren geweſen, ſeine Phantaſie aufgewühlt.

„Du biſt ein wunderlicher Chriſt,“ entgegnete das Mädchen. „Den alten Spuck glaubſt Du; an der Schutzkraft des bayeriſchen heiligen Jacobus aber ſchienſt Du zu zweifeln.“

„Glaube Du nur an Deinen Heiligen!“ ſprach der Graf faſt feierlich. „Was Du ſelber aus ganzem Herzen für wahr hältſt, das iſt und bleibt die Wahrheit für Dich; was ficht Dich die Wahrheit aller übrigen Welt an?“

Halb getragen von des Mädchens kräftigen Armen ſchleppte ſich der kranke Mann zur Riedereckalpe. Hätte er je an Geiſter geglaubt, er würde ſich vor dem ſchönſten Kinde als vor einem Geſpenſte gefürchtet haben. Und doch ſchauerte ihm die Haut, wie er den warmen Pulsſchlag des jungen

Lebens fühlte; es war ihm, als ſey der Tod lebendig geworden oder als ſey dieſem räthſelhaften Weſen die Zeit nicht Zeit und Gott habe ihm zwanzig Jahre unverwelkter Jugend verliehen zu ſeiner Strafe.

Endlich wagte er eine Frage, die ihm ſchon lange auf den Lippen ſchwebte; aber er brachte ſie kaum heraus; denn er erwartete die Antwort wie einen Richterſpruch: er fragte ſeine Führerin nach ihrem Namen.

„Du haſt ihn ja ſchon ſelber genannt! Miedei Stainer heiße ich und diene beim Hofbauern in Rohnbach, dem das Riedereck gehört und die verbrannte Alp.“

Das war genau der Name ſeines Miedei, die beim Hofbauern diente. Kaum hörbar ſtammelte der Graf: „Und wie alt biſt Du?“

„Zwanzig Jahre ſeit dem erſten Mai.“

„Gottlob!“ rief der Graf, und die Führerin ſah ihn verwundert an. Hätte ſie „vierzig Jahre“ geſagt, er wäre zu Boden geſunken. Wie ein Blitz fuhr es ihm durch den Sinn, daß er ſich auf den Arm ſeines eigenen Kindes ſtütze. Aber die Frage nach der Mutter wagte er nicht; ſie ſchnürte ihm die Kehle zu.

So kamen ſie zur Hütte, und ſchon war es dunkel geworden. Im Kuhſtall lag Heu aufgehäuft zum Nachtlager für den Buben, der die Butter und das Schmalz allwöchentlich zum Bauern hinunter trug. Dorthin bettete Miedei den Grafen und ſchlug ihm ein naſſes Tuch um den verwundeten Fuß. Durch die offene Thür konnte er in das enge Gemach der Sennerin ſehen, wo rechts der Herd mit dem großen Käskeſſel, links das hochgethürmte Bett ſtand. Miedei waltete emſig am lodernden Feuer. Wie ſie da auf und nieder ſchwebte im Wechſellichte der unſtäten Flamme, wogte es auch in der Seele des Grafen gleich der vom Luftzug bewegten Gluth, und die alte Zeit ſtieg vor ihm auf, als könne er ſie mit Händen greifen. Die Hütte, der Herd, die Geräthe, das Beil über dem Bette, die alte Sackuhr neben dem kleinen Heiligenbildchen, alles war, wie es geweſen; es ſchien, als reiche die löſende Macht der Jahre nicht herauf zu dieſer einſamen Höhe. Und dann mußte ſich der Graf wieder beſinnen, ob denn das Mädchen am Feuer auch wirklich nicht ſein altes Miedei, ob er ſelber nicht noch der junge Graf ſey?

Wie zerriß und zerflatterte ihm da gleich einem Spinngewebe der Roman, den er mit ſo ſicherer Hand um dieſe Hütte geſponnen! Was er ſeit Jahren vergeſſen und aus ſeinem Gedächtniß hinweggedichtet, das lag wieder ſonnenklar vor ſeinen Sinnen. Die kleinſten Züge lebten auf; furchtbar hell erkannte er die zermalmende thatſächliche Wahrheit, mit welcher Gott uns richtet in unſerm Gewiſſen.

Nur ein derb geſchnitztes Muttergottesbild, welches den Thürpfoſten ſchmückte, war dem Grafen fremd. Miedei ſah, wie er ſein Auge darauf heftete. „Das hat mir der Toni von Tölz geſchnitzt," ſagte ſie. „Und der Toni iſt wohl Dein Schatz?" — „Ei freilich. Aber heirathen können wir uns nicht." — „Und warum nicht?"

„Ich bin ein lediges (uneheliches) Kind," erwiderte Miedei ganz unbefangen, „und arm dazu. Der Toni iſt ebenſo arm. Wie ſollten wir uns heirathen! Meine Mutter habe ich nie geſehen und wer mein Vater iſt, das weiß kein Menſch; der Hofbauer hat mich um Gotteswillen großgezogen."

„Das weiß kein Menſch!" murmelte der Graf

für ſich. Dennoch verſtand Miedei die unbewußt entſchlüpften Worte.

„Ja," ſagte ſie, „das weiß kein Menſch. Die Mutter hat es nie geſagt, ob man ſie gleich peinigte bis auf's Blut, und als ich geboren war, ſtarb ſie. Ein Bauer aus dem Kloſterdorf brachte zwar die Lüge auf, ein reicher fremder Mann ſey mein Vater und meine Mutter habe ſich über ihn zu Tod gegrämt, weil er ſie ſitzen gelaſſen. Das iſt aber nicht wahr, und die Kloſterbauern haben die Geſchichte nur mir zum Spott aufgebracht, denn ſie ſind uns feind und nennen mich die Prinzeſſin."

„Es kann doch wahr ſeyn!" rief der Graf und verbarg ſein Geſicht. Ihm war, als ſenkten ſich die Balken der Hütte auf ſeine Bruſt und drückten ihm den Athem aus.

„Du willſt eben alles beſſer wiſſen, als andere Leute," rief Miedei, faſt zornig. „Die Geſchichte vom heiligen Jacobus, die doch wahr iſt, bezweifelſt Du, die Geſchichte von der verbrannten Alp aber, die doch ein Mährchen, hältſt Du für wahr und das Spottgerede der Kloſterbauern, das doch eine Lüge iſt, wird Dir am Ende zum Evangelium.

Und doch biſt Du fremd in dieſer Gegend. Woher weißt Du Rechthaber denn, was bei uns zu Lande wahr iſt?“

Der Graf richtete ſich auf, ſchaute in das Feuer und es ſchwamm ihm vor den Augen, daß er das Mädchen nicht ſah, noch die Hütte, ſondern ihm war als ſtünden alle die hochgebildeten, geiſtvollen Herren und Frauen um ihn her, denen er ſo oft und fein das Richtige der hiſtoriſchen Wahrheit dargethan, und auch der Abt mit ſeinen Mönchen lauſchte im Hintergrund.

Wie im Traume ſprach der kranke Mann:

„So lauteten ihre Worte vor zwanzig Jahren: Es gibt Dinge, die ſo wahr und klar in unſerm Herzen ſtehn, daß wir ſie mit der Wurzel nicht herausreißen können, wenn wir auch tauſendmal heute nicht wiſſen, was wir geſtern gethan, ja die uns heute, wo ſie geſchehen, nicht ganz wahr und klar waren, aber in Jahr und Tag werden ſie uns ſo wahr, daß wir vergehen möchten, ſo leibhaftig ſchrecken und quälen ſie uns. Genau ſo lauteten ihre Worte. Ob ich dieſelben gleich oft bei mir zu verdrehen geſucht, weiß ich ſie doch noch Sylbe für

Sylbe. Dem Gedächtniß wären ſie entfallen, wenn ſie nicht das Gewiſſen zu Protokoll genommen hätte. Es gibt eine thatſächliche Wahrheit, die können wir nicht verrücken, wenn uns auch jeder Tag das Alte neu erfaſſen, neu erzählen lehrt: das iſt der ſittliche Kern unſers Handelns, den das Gewiſſen zu Protokoll nimmt, die Thaten, welche uns vor Gott entſchuldigen oder verdammen. So gibt es auch eine unvertilgbare thatſächliche Wahrheit in der Weltgeſchichte. Die großen ſittlichen Kämpfe der Völker leben treu im Gedächtniß der Nachkommen, wenn auch tauſend Einzelzüge, die den Mitlebenden wichtig däuchten, verdunkelt, verzerrt, vergeſſen werden. Es gibt eine hiſtoriſche Wahrheit, die dem Gedächtniß nicht entfällt, weil ſie das Gewiſſen der Nationen zu Protokoll nimmt. Wer ſie läugnen will, der läugnet Gottes Walten; denn unſer Herrgott läßt uns viel lügen, im Großen und Kleinen, aber wie und wohin Er die Herzen der Menſchen und der Völker lenkt, das läßt er ſich nicht hinweglügen."

Miedei dachte, der fremde Herr rede ſtark im Fieber und ſtaunte, wie ſeine verrückte Rede ſo

geſcheidt ſey, wenn man ſie nur verſtehen könne. Sie war recht froh, daß er allmählig vom wachen Traum zum wirklichen Traumreden eines fieberhaft unruhigen Schlafes überging.

Zwei Tage noch verbrachte der Graf in der Hütte. Sein Leiden ward ſo ſchlimm, daß man ihn früher nicht in's Thal hinunter tragen konnte. Doch kehrte er bald, leidlich geheilt, nach Hauſe zurück. Oft hing ſein Auge in jenen zwei Tagen liebevoll an dem Mädchen, die ſein Kind war, und Niemand wußte es, als Gott und er allein. Er forſchte vorſichtig nach tauſend Dingen, die ihm das Herz zerſchnitten. Aber er blieb der fremde Mann und wollte es bleiben. Das koſtete ihm heißen Kampf. Sollte er das Kind aus ihrem vollen, wahren und naturgemäßen Daſeyn in eine glänzende Stellung führen, die doch für ſie wie für ihn nur aus Lüge und Halbheit konnte aufgebaut werden? Er lohnte ihr als ein Fremder den Liebesdienſt, aber er lohnte reich und gab ihr die Mittel, den Holzſchnitzer zu heirathen und ein behäbiges Bauernhaus zu gründen. Die Ortsnachbarn wunderten ſich, daß der fremde Herr die leichte Hülfe und kurze Pflege ſo

fürſtlich vergütet habe. Sie ahnten nicht, daß er am Kinde ſühnen wolle, was er an der Mutter verbrochen. Er kam nicht mehr in die Gegend und Miedei ſah ihn niemals wieder. Aber unbemerkt wachte er doch von fernher über dem friedlichen Lebensgang des jungen Paares und wußte durch dritte Hand helfend und fördernd einzugreifen. Miedei ſegnete oft den fremden Mann, dem ihre Mutter nicht geflucht hatte.

Die niederrheiniſchen Freunde waren überraſcht, den Grafen hinkend heimkehren zu ſehen. Sie glaubten anfangs, es ſey jenes vornehm anziehende Hinken, welches zeitweilig Mode war bei Männern, die wenigſtens noch durch ein kleines Gebrechen auffallen wollten, wenn ſie es durch ihre Schönheit nicht mehr konnten. Allein man merkte bald, daß es diesmal Ernſt ſey mit dem Hinken und daß den Grafen überhaupt der Ernſt räthſelhaft tief gepackt habe. Er erkannte mit einemmale ſein verfehltes Leben, jetzt, da es zu ſpät war. In der Zeit der friſchen Thatkraft hatte ihm die Wahrheit gefehlt, und nun er endlich die Macht der Wahrheit ahnte, fühlte er ſeine Thatkraft vorzeitig bereits gebrochen. Unheilbarer

Trübſinn befiel ihn. Wenn man ihn fragte, worüber er ſo lange ſchweigend ſinne, ſo antwortete er: über die hiſtoriſche Wahrheit und über die Lüge der Geſchichte. In den Bergen ſey ihm ein Hirtenmädchen begegnet, die den bayeriſchen heiligen Jacobus geſucht, da habe er an ihrem Arme ſtatt des Heiligen die erſte Spur der hiſtoriſchen Wahrheit gefunden.

Die Freunde ſchüttelten den Kopf und zogen ſich zurück von dem traurigen Träumer. Sie meinten ſeine Orakelſprüche würden neuerdings ſo übergeiſtreich, daß ſie kein Menſch mehr verſtehen könne.

Hätten nicht fern in den Bergen zwei Herzen dankbar für ihn geſchlagen, der Graf wäre ungefreundet geſtorben und unbeklagt.

Jörg Muckenhuber.

Erſtes Kapitel.

Im Jahre 1594 hatte der Stadtſchreiber von Nördlingen einen ſeltſamen Beſuch. Ein etwa zwanzigjähriger, baumſtarker fremder Burſche, verwahrlost und zerlumpt, kam eines Morgens auf die Amtsſtube, pflanzte ſich ohne Gruß dem Schreiber gegenüber und ſtarrte ihn ſchweigend an.

Auf die barſche Frage: „Was willſt Du?“ antwortete er eben ſo barſch: „Einen Strick!“

Der Stadtſchreiber ſagte, da ſey er fehlgegangen, der Seiler wohne links um die Ecke. Der Burſche aber erwiderte, den Seiler brauche er nicht, ſondern den Henker; er wolle gehenkt ſeyn. Dem Stadtſchreiber gruſelte es, denn er glaubte, der fremde Kerl ſey verrückt. Er rief daher einen handfeſten Knecht herbei, ehe er das wunderliche Geſpräch weiter führte.

Der Fremde bekannte ſich nun als einen heimatloſen Landſtreicher, von ſeinen Genoſſen Jörg Muckenhuber geheißen, und da ſeine Sprache aus eben ſo vielen Lappen von allerlei Mundart zuſammengeflickt war, wie ſein Rock aus alten Tuchlappen, ſo mußte man ihm auch wohl ohne Heimatſchein glauben, daß er überall und nirgends zu Hauſe ſey.

Er erzählte dann kurz und kalt, daß er vor mehreren Wochen einen reiſenden Krämer auf Nördlinger Gebiet ermordet, auch zwiſchen Augsburg und Kaufbeuern einen wälſchen Juden umgebracht habe. Der Jude und der Krämer ließen ihm aber Nachts keine Ruhe mehr: darum wolle er gehenkt ſeyn, und da er den letzten Mord auf Nördlinger Grund und Boden begangen, ſo könne ſich der Rath dieſer Reichsſtadt auch nicht weigern, ihn an den Nördlinger Galgen zu hängen.

Der Stadtſchreiber ſchimpfte gewaltig und meinte, da könne Jeder gelaufen kommen; die Stadt habe ihren Galgen für ihre eigenen Bürger gebaut und nicht für fremdes Geſindel, ließ aber doch den Muckenhuber in Gewahrſam führen und trug den Handel dem Rathe vor.

Der Rath in corpore konnte zwar anfänglich auch nicht daraus klug werden, ob der Burſche ein Narr ſey oder ein verzweifelnder Böſewicht. Da man aber damals Verrückte ohnehin in daſſelbe Loch zu werfen pflegte, in welchem Diebe und Mörder ſaßen, ſo lag Jörg Muckenhuber einſtweilen gut und ſicher im Thurm, und die Sache war jedenfalls richtig eingefädelt, mochte auch weiter an's Licht kommen, was da wollte.

Der Folterknecht, der Pfarrer und der Feldſcherer, welche den Gefangenen der Reihe nach beſuchten, und Jeder nach ſeiner Weiſe ſondirten, erklärten einmüthig, daß der Burſche zwar äußerſt roh und verwahrlost ſey, allein von ſehr klarem Verſtande, und daß er bei ſeinem Geſtändniß beharre.

Inzwiſchen durchlief die Neuigkeit natürlich raſch die Stadt, und die guten Bürger ſtritten heftig darüber, ob man auch Einen auf ſein bloßes Geſtändniß und dringendes Begehren hängen könne, ſelbſt wenn ſich die That, deren er ſich anklage, weiter gar nicht erweiſen laſſe. Denn nirgends war eine Spur von dem angeblich an dem reiſenden Krämer verübten Morde aufzufinden.

Auch als man den Muckenhuber unter ſtarker Wache und großem Zulauf hinausführte, daß er den Ort bezeichne, wo er den Krämer erſchlagen und die Leiche verſcharrt, wußte er zwar durch die feinſten Gründe und Ausreden ſeine Richter zu verwirren und ſtutzig zu machen, allein eine thatſächliche Urkunde des Frevels entdeckte man nicht. Der Gefangene aber blieb ſteif und feſt bei ſeinem Satz, daß er den fremden Krämer auf Nördlinger Boden umgebracht habe und alſo am Nördlinger Galgen gehenkt werden müſſe.

Obgleich die deutſchen Reichs-Kleinſtädter zu jener Zeit an hochgewürzte kriminaliſtiſche Dramen gewöhnt waren wie an's tägliche Brod, ſo wuchs doch die Spannung über dieſen unerhörten Fall von Tag zu Tag; namentlich konnte man die Antwort des Augsburger und Kaufbeuerner Magiſtrates kaum erwarten, denen das Nördlinger Gericht die Akten zugeſandt hatte mit dem freundnachbarlichen Erſuchen um genaue Forſchung nach dem angeblich zwiſchen beiden Städten an einem wälſchen Juden verübten Mord. Allein auch hier hatte man weder von einem wälſchen Juden noch von einem Morde das Mindeſte aufgeſpürt.

Weil nun aber im peinlichen Verfahren des sechzehnten Jahrhunderts das eigene Geständniß hoch über jedem andern Beweise stand, so konnten sich die Richter nicht beruhigen, zumal der Bursche mit immer neuen Gründen den Mangel aller äußern Anzeichen zu erklären wußte.

Man schritt also zum schärfsten Prüfstein der Wahrheit, zur Folter. Hatte man schon so oft bei Leuten, die keine Verbrecher seyn wollten, das Geständniß der Schuld herausgefoltert, warum sollte man nicht auch einmal umgekehrt bei einem Manne, der schlechterdings ein Verbrecher seyn wollte, das Geständniß der Unschuld herausfoltern können?

In der Folterkammer aber kam der Nördlinger Rath erst recht vom Regen in die Traufe. Denn bei den Daumschrauben blieb Jörg Muckenhuber bei seinem alten Lied, und als man ihm zur Steigerung weiter die spanischen Stiefel anlegte, begann er sogar noch eine Liste von Räubereien dazu zu bekennen, von denen jede einzelne für sich schon den Galgen verdient hätte. Der Untersuchungsrichter hatte zwar auch noch einen Ritt auf dem scharfkantigen Esel für den Inquisiten in Aussicht genommen, allein

aus Furcht, der unbeugſame Jörg möge dann wohl gar noch etliche Brandſtiftungen als Zugabe drein ſchenken, ließ man's bei den zwei erſten Graden der peinlichen Frage bewenden und führte den triumphirenden Burſchen wieder in ſein Loch zurück, indeß der Rath rathloſer war als zuvor.

Denn obgleich den Klügern nun ein ziemlich helles Licht aufging, daß Jörg Muckenhuber die ganze Reichsſtadt zum Beſten habe, ſo war doch ein ſolcher Galgenhumor ganz beiſpiellos. Auch konnte Niemand einen Grund erſinnen, weßhalb der ſtruppige Geſell mit einem Muth und einer Willenskraft ohne Gleichen ſeinen Hals dem Strick und ſeine Glieder der Folter darbot. Das war doch ſelbſt für den boshafteſten Spaß zu viel. Dazu kam, daß nicht bloß das angebliche Verbrechen, ſondern auch die ganze Perſon dieſes Muckenhuber, wie über Nacht aus dem Boden gewachſen erſchien. Denn von ſeiner Herkunft ließ ſich eben ſo wenig eine Spur auffinden, wie von ſeinen Verbrechen. Einige behaupteten kurzweg, es ſey der Teufel ſelber, der ſich den Spaß mache, in dieſer Maske ganz Nördlingen an der Naſe herumzuführen.

Allein hiermit war der ſchwierigſte Theil der Frage doch nicht gelöst, nämlich, was man denn überhaupt nun mit dem Landſtreicher anfangen ſolle?

Die öffentliche Meinung neigte damals ſo ziemlich zu dem Satze, daß es im Zweifelfalle beſſer ſey, drei Unſchuldige zu hängen, als einen Schuldigen laufen zu laſſen. Und überdies war Jörg Muckenhuber unter allen Umſtänden ſchuldig. Denn hatte er jene Mordthaten verübt, dann verdiente er den Galgen; hatte er ſie aber nicht verübt, dann verdiente er erſt recht den Galgen, weil er den ganzen Rath einer Reichsſtadt ſo fabelhaft zum Narren gehalten hatte. Da man ſich aber durchaus nicht einigen konnte, auf welche von dieſen beiden Arten er den Galgen verdient habe, ſo ließ man ihn einſtweilen ruhig in ſeinem Loche ſitzen.

Zweites Kapitel.

Dort ſah es nicht gar freundlich aus. Die Zelle war halb über, halb unter der Erde in einem kleinen Thurm, der nach drei Seiten in einem ſumpfigen Waſſergraben ſtand; an Licht hatte das Gemach gerade keinen Ueberfluß, doch fiel durch ein ſchmales Fenſterchen wenigſtens ſo viel Helldunkel herein, daß man an einem ſonnigen Mittage einen Tiſch von einem Stuhl hätte unterſcheiden können, wenn nämlich derlei Luxusgeräthe vorhanden geweſen wären. Deſto beſſer war die Nachbarſchaft. Unter der Fenſterſcharte ſangen die Fröſche im Sumpfgraben ſehr mannigfaltig und vollchörig. Zur Seite aber grenzte ein anderes Gefängniß, von einem alten Weibe bewohnt, welches hartnäckig läugnete, daß ſie eine Hexe ſey. Ihr ſogenanntes Fenſter ging gleichfalls auf den Graben, und wenn beide Nachbarn zu ihren Fenſtern hinaus-

ſprachen, ſo konnten ſie ſich recht gut unterhalten, doch ohne einander zu ſehen, und Niemand, außer den Fröſchen, belauſchte ihre Zwiegeſpräch.

Auf ganz eigne Art hatte dieſer Verkehr begonnen. Jörg erhielt nämlich die erſte Kunde von ſeiner Nachbarin, indem er ſie laut beten hörte. Es war kein weiches, demüthiges Beten, ſondern heftig, faſt ſtürmiſch, als ob die Alte eher Befehle als Bitten an unſern Herrgott zu ſchicken habe. Jörg hatte nie beten gelernt, weder laut noch leiſe, und anfangs däuchte ihm die Andacht der Alten ſehr wunderlich; allmählig aber imponirte es ihm, daß ein altes Weib ſo nachdrücklich mit Gott zu ſprechen ſich getraue, und er meinte, die da neben müſſe wohl baumſtark ſeyn, und zehn Männer im Zaum halten können.

Er gab übrigens ſeinerſeits nicht das erſte Wort zum Geſpräch, ſondern wartete, bis die Nachbarin ſeine Anweſenheit erlauſchte und ihn anredete. Auch heroiſche Weiber plaudern gern. So brachte eine Rede die andere, und bald waren die beiden Leidensgenoſſen recht vertraut miteinander, ohne daß ſie ſich jemals geſehen hatten. Das Ohr mußte

zugleich Auge ſeyn. Anfangs warf Jörg der Nachbarin manchen trotzigen und ſpöttiſchen Satz in die freundliche Anſprache; allein die Alte antwortete immer ſo mild und doch ſo überlegen, daß Jörg's Uebermuth bald gezähmt war.

Die vorher verhöhnte Zwieſprach mit der Unbekannten ward ihm zum ſüßen Bedürfniß. Drei Dinge begannen ihm das harte Herz zu bewegen: die Stille des Kerkers, in welcher er ſich ſelber fand, die Stimme der Natur, tief unten herauf von den Fröſchen im Graben, die ihm manchmal wie ein Lockruf zur verlorenen Waldesfreiheit des Landſtreichers klang, und die Stimme nebenan aus mitfühlender Menſchenbruſt.

Doch blieb er feſt bei ſeinem Satze, daß er auf Nördlinger Grund und Boden gehenkt werden wolle.

Nach etlichen Tagen kannte Jörg ſchon haarklein die Schickſale ſeiner Nachbarin, doch ſchwieg er immer noch hartnäckig über ſein eigenes.

Die Alte war die reiche, kinderloſe Wittwe des Kronenwirths, Maria Hollin. Mit ſechzig Jahren mußte ſie den Jammer erleben, als Hexe angeklagt zu werden. Eine reiche Hexe iſt eine Rarität. Man

hatte aber in Nördlingen ſeit fünf Jahren faſt alle häßlichen und armen Weiber weggebrannt, und da jede Hexe Mitſchuldige angeben mußte und der Eifer der Hexenrichter mit der Zahl der Scheiterhaufen wuchs, ſo kam die Reihe zuletzt auch an die ſchönen, jungen und reichen Frauen. Unglückliche Frauen gab es da genug, aber ſo unglücklich und ſo helden=haft zugleich wie Maria Hollin war keine zweite. Sie hatte achtundfünfzigmal auf der Folterbank gelegen und doch nichts geſtanden! Wohl hatte Jörg Mucken=huber aus dem Ton ihres Gebetes richtig heraus=gehört, daß ſie zehn Männer im Zaum halten könne. Die Richter waren in Verzweiflung; denn eine acht=undfünfzigmal Gefolterte freizuſprechen, das ging doch nicht an, und ſie ohne Geſtändniß zu ver=urtheilen, eben ſo wenig.

Dazu kam, daß die Kunde von der Standhaftig=keit der Hollin in's Volk gedrungen war und ihr viel verſtohlene Theilnahme erweckt, auch ein leiſe anwachſendes Murren gegen die gefürchteten Hexen=richter erregt hatte. Bisher war Alles ſo glatt und nett abgelaufen. Zweiunddreißig Weiber waren an=geklagt, gefoltert, überführt, verbrannt worden:

keine hatte große Umſtände gemacht. Höchſtens daß man die Eine oder Andere einmal mit Fußgewichten ſo lange am Strick ausgerenkt mußte ſchweben laſſen, bis die Richter gefrühſtückt hatten. Kamen ſie dann vom Frühſtück zurück, ſo erfolgte allemal das offenſte Geſtändniß. Und nun war durch die Halsſtarrigkeit dieſer Hollin der ganze ſchöne Rechtsgang auf einmal in's Stocken gerathen! Denn außer ihr war noch eine große Zahl verdächtiger Frauen eingeſperrt. Bei dem wachſenden Mißvergnügen des Volkes wagte man aber nicht, neue Proceſſe auf den Rocken zu ſtecken, bevor nicht der alte abgeſponnen war.

Nun mußte gar noch obendrein der Scandal mit dem Muckenhuber aus blauer Luft herunterfallen!

Die Eine wollte ihre Schuld nicht bekennen, und man hätte ſie doch ſo gern verurtheilt; den Andern hätte man ſo gern laufen laſſen, aber ſelbſt auf der Folter gab er ſeine Unſchuld nicht zu! Der Stadtſchreiber meinte, wenn nur der Jörg Muckenhuber auch ein Weibsbild wäre, dann könnte man durch einen kühnen Mißgriff jenen als Hollin verbrennen und dieſe als Muckenhuber laufen laſſen, ſo hätte ein Jedes ſeinen Willen und das Gericht ſein Recht.

Das Aergerlichſte drohte aber dem Rath zu alle Dieſem von fernher. Am ſüdöſtlichen Horizont, von Regensburg herüber, ſtieg nämlich ein ſchweres diplomatiſches Unwetter auf. Maria Hollin war nicht von der Gaſſe aufgeleſen, ſondern eines Ulmer Amtmannes Tochter, und ihre angeſehene Verwandtſchaft in jener Reichsſtadt, von der Unſchuld der Beklagten überzeugt, hatte den Ulmer Magiſtrat vermocht, beim Nördlinger Rathe Fürſprach einzulegen. Doch das half nicht viel. Denn der Stadtſchreiber meinte, es ſey gefährlich für die Reputation eines Gerichtes, Jemand achtundfünfzigmal zu foltern und ihn ſchließlich nicht einmal etwas anbraten, geſchweige verbrennen zu dürfen. Die Ulmer gaben aber keine Ruhe. Zu Regensburg war im ſelbigen Jahre ein wichtiger Reichstag und Kaiſer Rudolf II. in Perſon gegenwärtig; der Geſandte von Ulm erhielt von ſeiner Stadt den Auftrag, bei dem Geſandten von Nördlingen zu Gunſten der Hollin zu intercediren, und da er auch hier anfangs abfuhr, ſo drohte er, Kaiſer und Reich gegen die Nördlinger Rechtspflege in Harniſch zu ſetzen.

Kannte die Hollin dieſen Stand der Sache auch

nicht genau, ſo wußte ſie doch, daß mächtige Freunde für ſie thätig waren, und dieſe Ueberzeugung machte ihren Muth erſt recht ſtahlhart. Um ſo genauer kannten dagegen die Richter den Stand der Sache, und weil ſie nicht vorwärts gehen konnten und nicht rückwärts gehen wollten, ſo blieben ſie ſtehen, ließen den Proceß hängen und ſämmtliche Arreſtanten ſitzen. Durch ein diagonales Entgegenwirken der verſchiedenſten Kräfte gab es plötzlich unfreiwillige Rechtsferien in Nördlingen.

Auf den Jörg Muckenhuber machte die Geſchichte der Hollin einen gewaltigen Eindruck. Vor ſeinen Richtern hatte er ſich bisher einen Helden gedünkt, vor dieſer wahren Heldin dagegen kam er ſich vor wie ein böſer Bube. Aus Trotz und Stolz hatte er vor Jenen ſeine wirkliche Geſchichte verſchwiegen; vor dieſem Weibe ſchwieg er aus Scham. Doch konnte er der feſten, theilnehmenden Stimme der unſichtbaren Genoſſin auf die Dauer nicht widerſtehen. Sie klang ihm manchmal wie eine Stimme vom Himmel, denn es war eine ächte Menſchenſtimme und die war ihm zur Zeit noch ſo neu wie der Himmel ſelber.

So ward er endlich zahm und begann der Alten ſeine wahre Geſchichte zu beichten, und ob er wohl wußte, daß die Unterſucher gern Gefangene anſtiften, um verſtockte Mitgefangene auszuhorchen, ſo wußte er doch auch, die Hollin werde ſein Geſtändniß ſo treu bei ſich behalten wie die Fröſche, welche unten im Sumpf lauſchten. Nur fand er ſchwer den rechten Anfang.

Zuerſt fragte er, ob ſie nicht einmal ein Paar verbiſſene Hunde geſehen, die ihre Zähne ſo feſt ineinander geſchlagen hätten, daß ſie ſich immer feſter packten, je mehr man ſie auseinander prügeln wolle? Er und ſeine Richter ſeyen ein Paar ſolcher verbiſſener Hunde. Der Stadtſchreiber allein habe geſcheidten Rath ertheilt, indem er gleich am erſten Tag auf Daumſchrauben angetragen. Dann hätte er wohl geſtanden. Als er aber einmal verbiſſen geweſen ſey mit den Richtern, da habe die Folter ſo wenig genützt, wie der Prügel, den man auf einen verbiſſenen Hund wirft. Doch nein, das ſey nicht der rechte Anfang.

Nachdem ſich Muckenhuber hierauf lange wieder beſonnen, erzählte er der Hollin, daß er von Kind

auf mit ſeinen Eltern das frechſte Landſtreicherleben geführt habe und alle die wilden Freuden eines ruhelos ſchweifenden Tagediebs ausgenoſſen, aber auch alle Mühſal, Entbehrung und Schmach. Gemordet habe er nie, auch nie geraubt oder geſtohlen, ſondern nur mitgenommen, was er gebraucht. Solch ein Treiben werde man bald ſatt. Er ſey zerfallen mit ſeinen Verwandten und Freunden und mit ſich ſelbſt. Herumſtreifen wollte er nicht länger und feſtſitzen konnte er auch nicht. Das Leben war ihm entleidet, allein ſich ſelber umzubringen, daß man ihn aus dem Waſſer gefiſcht oder im Wald gefunden hätte wie ein crepirtes Vieh, das war auch nicht nach ſeinem Geſchmack.

Nun hatte er oft den Tod am Galgen als den ſchönſten preiſen hören, und wenn ſeine Genoſſen von den „beſten Männern“ und „Helden“ erzählten, ſo waren dieſe Helden immer Leute, welche auf der oberſten Sproſſe der Galgenleiter die höchſte Stufe ihrer Laufbahn erſtiegen hatten. Sich hängen laſſen, hieß bei den Genoſſen Hochzeit halten; der Delinquent war der Bräutigam, der Galgen die Braut, der Henkersknecht der Kranzelherr und der Henker

der Pfarrer, welcher mit der ſtärkſten Copula, dem Strick, copulirte; der Tanz in der Luft der Hochzeitstanz.

Um dem Leben, welches ihm reizlos geworden, ein glänzendes und ehrenvolles Ende zu machen, ging Jörg nach Nördlingen, als einer wegen hurtiger Juſtiz damals berühmten Stadt, und meldete ſich.

Uebrigens, ſagte Jörg, er würde ſelbſt dann keinen Menſchen, ja nicht einmal einen Juden umgebracht haben, wenn er auch vorher gewußt hätte, daß man hier ſo viel Umſtände mache. Zuletzt ſchloß er dann wieder mit dem Satze, womit er begonnen: er habe ſich nun verbiſſen mit den Rathsherren und wolle Recht behalten; hätte man ihn gleich am erſten Tage peinlich gefragt, ſo würde man die Wahrheit herausgepreßt haben, ja, es hätte damals nur eines Buckels voll Schläge bedurft, aber eines recht tüchtigen Buckels voll. Jetzt möge man ihn mit glühenden Zangen zwicken und er werde ſeine gelogenen zwei Mordthaten aufrecht halten. Dieſe gehörten ihm jetzt eigen, ſie ſeyen ſein unantaſtbarer Beſitz, den er mit ſeinen Schmerzen gekauft und bezahlt habe.

Die Hollin hielt dem Jörg hierauf eine fürchterliche Bußpredigt. Er glaubte nach dem Ton ihrer Stimme, ſie müſſe jetzt wie der Engel mit dem feurigen Schwert in ihrer dunkeln Zelle ſtehen. Trotz dem rührte ihn dieſe Predigt nicht beſonders. Viel tiefer zerknirſchte es ihn, wenn er in der ſchweigenden Nacht den Heldenmuth der Hollin und ihre Todesverachtung mit ſeiner eigenen Geſchichte verglich, denn ſein ſtarrer Trotz dünkte ihm dann nur die Fratze jenes edeln Muthes. Darum gab er auch der Frau Nachbarin in allen Stücken recht, wenn ſie ihm mit derber Hand am Gewiſſen rüttelte; nur den andern Leuten konnte er nicht Recht geben. Und wenn ihn die Hollin verdammte, ſo ſchreckte ihn dies faſt, als ob er beim jüngſten Gericht verdammt werde; allein vor dem jüngſten Tag wollte er doch erſt noch den Nördlingern den Poſſen ſpielen und an ihrem Galgen gehenkt ſeyn.

Inzwiſchen verſtrichen Monate. Die beiden Nachbarn kamen ſich ungeſehen immer näher. Jörg hatte nie einen Menſchen ſo lieb gehabt wie Frau Hollin, vor der er ſich doch ſo tief ſchämte und die ihn ſo erbärmlich abkanzeln konnte, und die alte Frau

entdeckte ſo manch vergrabene Tugend in dem Gemüth des wilden Naturburſchen, daß es ihr faſt Gewiſſensangſt machte, ſie höre des Guten zu viel aus dem böſen Buben heraus. Zum Troſt gelang es ihr, der verſtockten Hexe, ihm, dem vor Gericht ſich ſelbſt anklagenden Büßer, wenigſtens ein klein Stück Chriſtenthum beizubringen, ſo viel nämlich durch zwei ſchmale vergitterte Kerkerfenſter ſich hindurchzuzwängen vermag. Jörg nahm alle Glaubensartikel willig an, blieb aber auch bei ſeinem eigenen Glaubensartikel, daß er auf Nördlinger Grund und Boden gehenkt werden müſſe.

Drittes Kapitel.

Jörg hatte ſich mit dem Rathe verbiſſen und der Rath mit Jörg: aber der Rath hatte ſich auch in ſich ſelbſt über den Jörg verbiſſen.

Es beſtanden zwei Parteien, die ſich dermaßen ſtritten, daß der Gegenſtand des Streites über dem Streit als ſolchem ganz vergeſſen ward. Die Einen wollten, wie ſchon oben erwähnt, den Jörg hängen, weil er gemordet, die Andern, weil er nicht gemordet habe. Nur der Stadtſchreiber bildete — aber ganz im Stillen und für ſich allein — eine dritte, vermittelnde Partei. Er wollte den Jörg laufen laſſen. „Denn," ſo ſprach er zu ſich ſelber, „hätte man den Inquiſiten gleich am erſten Tage torquirt, ſo wäre wohl die Wahrheit an's Licht gekommen; jetzt iſt es zu ſpät; warten wir aber ab, bis die beiden Parteien ſich geeint haben, aus welchem Grund der

Muckenhuber gehenkt werden ſolle, ſo kann er inzwiſchen im Thurm an Altersſchwäche ſterben. Den Schaden aber hat die Stadt, welche dem hergelaufenen Kerl ſo lange frei Koſt und Obdach gibt.“ Da nun der Stadtſchreiber mit ſeiner Menſchenkenntniß weiter ſchloß, Jörg möge nach ſo vielen Wochen wohl mürbe und die ſchmale Küche des Eiſenmeiſters ſatt geworden ſeyn, ſo däuchte ihm die beſte Löſung, dem Burſchen ſo ganz von ungefähr die Thür offen zu laſſen, daß er davonlaufen könne. Mit dem Gegenſtande des Streites werde dann auch der Streit verſchwinden, ja Jedermann werde ſich wundern, wie man ſich über ſolch einen Hallunken ſo lange habe den Kopf zerbrechen können, die Ehre der Juſtiz ſey gerettet und die Rechtfertigung des nachläſſigen Eiſenmeiſters wolle er, der Stadtſchreiber, ſchon auf ſich nehmen.

So veranlaßte er es denn, daß die Riegel an Jörgs Kerkerthür zum öftern nicht vorgeſchoben wurden. Jörg merkte es wohl, blieb aber doch ſitzen; er wollte auf Nördlinger Grund und Boden gehenkt ſeyn.

Als er jedoch eines Tages ſeiner Nachbarin von

der wachſenden Nachläſſigkeit des Eiſenmeiſters erzählte, kam die Sache in ein anderes Geleis. Mit dem bloßen Gedanken der offenen Thür (wenn auch nicht des eigenen Gefängniſſes) erwachte bei Frau Hollin die ganze mächtige Liebe zur Freiheit. „Wenn ich hinaus könnte!“ rief ſie, „nicht entfliehen wollte ich; ich wollte fortgehen, um wiederzukommen, um meinen Ulmer Freunden alle die erlittene Schmach zu erzählen, wiederzukommen mit den Zeugniſſen und Zeugen meiner Unſchuld, — ich will gar nicht einmal die Freiheit, ich will nur meine Ehre und Reputation retten — —!“ Sie brachte den Satz nicht recht zu Ende, doch hatte ihn Jörg verſtanden.

Schon lange arbeitete er daran, die dünne Scheidewand zwiſchen den beiden Kerkern zu durchbrechen; er war bisher, blos mit einem kleinen Stückchen Eiſen bewehrt, nur langſam vorgeſchritten; nach jenem Ausruf der Hollin aber ſchaffte er Tag und Nacht mit Rieſenkraft, und in der dritten Nacht konnte er's verſuchen, durch das Loch, welches er im dunkelſten Winkel geöffnet, hindurchzukriechen.

Da war keine Zeit zu verlieren. Heute Nacht ſtand Jörgs Thür wieder offen: alſo gab es kurzen

Abſchied. Frau Hollin kroch herüber in des Nachbars Zelle. Da umfaßte Jörg, am ganzen Leibe zitternd, des alten Weibes Knie und rief — als wolle er in dieſes einzige Wort die ganze Fülle ſeines Gehorſams und ſeines Dankes ſchütten: — „Mutter!“ — und ſie fuhr ihm mit der Hand über's Geſicht, im ſchwarzen Dunkel ſeine Züge befühlend, und rief: „Mein armer, unglücklicher Sohn!“

Dann trennten ſich die beiden Freunde, die ſich nie geſehen und doch ſo nahe geſtanden. Die kinderloſe Wittwe hatte in dieſer Stunde zum erſtenmal mit der vollen Empfindung einer Mutter den Kindesnamen ausgeſprochen, und der Landſtreicher, welcher nie ſeine Mutter gekannt, zum erſtenmal den Muttersnamen in tiefſter kindlicher Ehrfurcht.

Frau Hollin verbarg ſich in derſelben Nacht noch bei treuen Freunden, um mit dem nächſten Tage nach Ulm zu entkommen. Jörg aber ſchlüpfte hinüber in das leere Hexenkämmerlein, und als am Morgen der Eiſenmeiſter an die Thüre kam, um die karge Speiſe durch einen Schieber herein zu befördern, kauerte er ſich, in den zurückgelaſſenen

Mantel der Frau gehüllt, in die hinterſte Ecke, und als der Mann dann weiter zu der Thüre ſeines eigenen Kerkers ging, ſchlüpfte er geſchwind durch das Mauerloch hinüber und nahm nun als Jörg Muckenhuber die andere Portion in Empfang. So trieb er es faſt eine Woche mit vielem Geſchick und ſtillem Vergnügen, wenn ihm nicht der Gram über den Verluſt der treuen Nachbarin die Freude erſtickt hätte.

Eines Tages öffnete ſich jedoch nicht bloß der Schieber, ſondern die ganze Thür, und herein trat der Stadtſchreiber mit dem Eiſenmeiſter und forderte die Hollin auf, ihm zur Gerichtsſtube zu folgen. Jörg ſpielte ſeine Rolle weiter, ſo lange es gehen wollte, drückte ſich wie aus höchſter Angſt in den dunkeln Winkel und wies die Andringenden mit ſtummer Geberde zurück. Als aber der Stadtſchreiber ermunternd rief: „Weib, folge uns getroſt, ich führe Dich nicht mehr zur Folter, ſondern zur Freiheit!“ da vergaß der Muckenhuber völlig ſeine Maske, warf den Mantel weg, ſprang trotzig hervor, und erwiderte, die Fäuſte in die Hüften geſtemmt, dem erſchrockenen Stadtſchreiber: „Das werdet Ihr wohl

bleiben laſſen, gehenkt will ich ſeyn und zwar auf Nördlinger Grund und Boden!“

Der Stadtſchreiber zerraufte ſich das Haar vor Wuth und Aerger, als er ſah, daß die Hexe davon gelaufen und der Landſtreicher ſitzen geblieben war. Er wollte in der That die Hollin zur Freiheit führen, aber zur Freiheit unter gewichtigen Bedingungen, und nun war ſie ganz bedingungslos verſchwunden, Jörg dagegen, der bedingungslos hätte verſchwinden ſollen, ſaß dem Rathe nun wieder auf dem Nacken. „Kerl, Du biſt gar nicht umzubringen!“ ſchrie der Stadtſchreiber dem Muckenhuber in ſchäumendem Zorn entgegen. Dieſer aber erwiderte ganz kalt: „Das eben iſt ja meine Klage, daß Ihr's niemals probiren wollt!“

Mit dem Proceß der Hollin ſtand es nun aber folgendergeſtalt. In Regensburg drängte und drohte man ſo gewaltig, daß die Mehrheit des Rathes ſtutzig wurde und gegen die drei Mitglieder, welche die ganze Hexentragödie aufgebracht und ſeit fünf Jahren als wahre Schreckensherrſcher fortgeſpielt hatten, Front zu machen begann. Die immer ſtürmiſcheren Beſchwerden des Volkes, welches wie aus einem

Fiebertraum erwachte, ermuthigten jene Mehrheit, und die Hexenrichter ſahen nur zu klar, daß ihr Regiment zu Ende gehe und daß ſie an ihre eigene Sicherheit denken müßten. Sie wollten daher die Hollin freigeben unter der Bedingung, daß ſelbige eine Urkunde unterſchreibe und beſchwöre folgenden Inhalts: Sie nehme ihre Freiheit als Gnade für Recht, wolle niemals anderweit Klage erheben gegen ihre Richter, noch ſich perſönlich an ihnen rächen, die Stadt binnen vierundzwanzig Stunden verlaſſen, dazu gelobe ſie über den ganzen Verlauf des Proceſſes ewiges Stillſchweigen. Von einem geängſteten alten Weib, welches hinter ſich die Folter hatte und vor ſich den Scheiterhaufen ſah, glaubte man leicht Schwur und Unterſchrift zu ſo billigen Bedingungen erhalten zu können. Groß war daher der Schreck, als man hörte, die Hollin ſey entflohen; denn nun konnte ſie von außen her Beſchwerde führen und das Volk aufhetzen, ſo viel ſie wollte.

Der Stadtſchreiber ſtand wie ein begoſſener Pudel vor ſeinen Amtsbrüdern, als er ihnen ſtatt der Alten den Jörg Muckenhuber auf die Gerichtsſtube brachte. Die Rathsherren machten ſich gegenſeitig

die bitterſten Vorwürfe, erſt leiſe, dann lauter, zuletzt wuchs der Sturm, und Alle ſchrien durcheinander, wie in der Judenſchule. Da ſchaffte der Stadtſchreiber, mit ſeinem tiefen Baß das ganze Stimmengewirr übertönend, plötzlich Ruhe und einigte die Zänker durch ein Wort wie mit Einem Schlag. Er rief: „An alle dieſem Unheil iſt nur der Muckenhuber Schuld. Hängt ihn auf, wenn er nicht augenblicks ſeine alten Geſtändniſſe widerruft!“ Jörg entgegnete: „Ich widerrufe nicht!“ und als ihn der Stadtſchreiber zum zweitenmal fragte: „Jetzt widerruf' ich erſt recht nicht!“ und zum drittenmal — —

Da ſtand, wie aus dem Boden gewachſen, die alte Hollin in der Stube, geführt von zwei der angeſehenſten Bürger aus Nördlingen und Ulm. Sie ſah dem Muckenhuber ſcharf in's Auge und ſagte ihm mit feſtem Ton: „Jörg, Du wirſt Dein falſches Geſtändniß widerrufen!“ Die Stimme traf den verbiſſenen Burſchen, wie ein Donnerſtreich. Er ſchwieg lang und ſchlug die Augen nieder. Alles ſchwieg; man hörte nur die leiſen Athemzüge — dann ſprach er: „Keine andere Macht der Welt hätte mich zum Widerruf bringen können, aber dieſer

Frau kann ich nicht in's Geſicht lügen; — ich widerrufe!“

Inzwiſchen wuchs von Außen das Getümmel der Menge, welche unter den wildeſten Drohworten gegen den Rath die augenblickliche Freilaſſung der Frau Hollin begehrte. Die Herren ſpürten Gefahr auf dem Verzug. Nach kurzem geheimen Wortwechſel las daher der Stadtſchreiber der Alten im artigſten Ton jene Urkunde vor, welche ſie beſchwören ſollte. Frau Hollin aber erwiderte, ſie fordere Recht und keine Gnade, ſie habe ſich auch nur geſtellt, damit man ihren Proceß in aller Form zu Ende führen könne; dieſe Schrift beſchwöre ſie nicht.

Die Herren vom Rath machten ſehr lange Geſichter und wollten ſich auf's Ueberreden legen, wußten aber ſchon von früher, daß bei dieſer Frau Ueberreden nicht viel verfange.

Da ſah die Alte, daß der Eiſenmeiſter dem Muckenhuber ſchwere Ketten anlege, um ihn in feſtern Gewahrſam zurück zu bringen, und der gebrochene Blick, mit welchem er zu ihr herüberſchaute, fiel ihr ſchwer auf's Herz. Nach kurzem Beſinnen ſprach ſie zu den Richtern: „Ihr Herren habt Euch bei mir

auf's Unterhandeln gelegt, Ihr ſeyd alſo gar keine ordentlichen Richter mehr; denn Richter unterhandeln nicht. Seyd Ihr aber keine Richter, ſo könnt Ihr mir auch kein Recht mehr ſchaffen. Wohlan, auch ich lege mich auf's Unterhandeln: Gebt mir dort den böſen Buben frei, ich will ihn an Kindesſtatt annehmen und mit mir nach Ulm führen und ſehen, ob ich ihn beſſer erziehen kann als Ihr. Mein Vermögen hat todt gelegen während der elf Monate, da ich im Thurme ſaß, Ihr ſolltet mir wohl die Zinſen vergüten, die ich inzwiſchen verloren habe: gebt mir dieſen böſen Buben mit, ich will ihn als den Zins nehmen, welchen Gott während meines Leidens meinem Beſitzthum hat zuwachſen laſſen. Unter dieſer Bedingung beſchwöre und unterzeichne ich Eure Schrift."

Schon ſtürmten drohende Volkshaufen in die Vorhalle des Hauſes. Dem Rath wäre keine Wahl geblieben, auch wenn die Hollin ganz andere Dinge begehrt hätte.

Als ſie die Urkunde unterzeichnete, fand ſie noch die Rechnung beigelegt über ihre Verköſtigung während der elfmonatlichen Haft. Sie reichte jedoch

das Blatt mit artigem Lächeln dem Stadtſchreiber zurück, und da die Menge bereits an der Thür pochte, ſo zerpflückte derſelbe die intereſſante Beilage möglichſt geſchwind und ſtreute die Stückchen unter den Tiſch.

Dem Jörg hatte man derweil die Ketten wieder abgenommen; er ſchaute umher wie im Traum und ließ ſich Alles ſchweigend gefallen.

Frau Hollin nahm ihn bei der Hand und ging zur Thür, wo Beide von der hereindrängenden Menge jubelnd empfangen wurden. Der Stadtſchreiber wollte auch jetzt noch zeigen, daß er doch nicht gar auf's Maul geſchlagen ſey, und rief halblaut den Abgehenden nach: „Nun findet dies edle Pflegkind in Ulm doch wenigſtens einen Galgen, an welchem es heimathberechtigt iſt.“

Frau Hollin hatte ihn wohlverſtanden, darum kehrte ſie ſich in der Thür noch einmal zurück und rief mit erhobenem Ton: „Stadtſchreiber, man ſollte Euch auch einmal elf Monate einſperren, damit ihr des Menſchen Herz kennen lerntet. Ihr würdet dann vielleicht finden, es gibt Leute, die verachten den Tod und begehren ihn zugleich, ſo öd und reizlos

iſt ihr rohes Leben, Andere dagegen haben die wahre Herrlichkeit des Lebens ſo reich geſchmeckt und ſo gewaltigen Lebensmuth dadurch gewonnen, daß ſie darum den Tod verachten, den ſie nicht geſucht. Jene ſchreckt der Tod nicht, weil ſie noch gar nicht leben gelernt haben; dieſe aber ſchreckt er noch viel minder, weil ſie ſo ganz zu leben verſtehen. Ich will dieſen meinen Sohn nun leben lehren, damit er den Tod, welchen er in der erſten, wilden Weiſe ſo wohl zu verachten gewußt, auch in der andern, feinen Weiſe eines wahren Chriſten verachten lerne."

Die Alte hielt Wort. Jörg ward in ihrem Hauſe ein redlicher und tapferer Mann, der ſeiner neuen Vaterſtadt Ulm im erſten Jahrzehnt des dreißigjährigen Krieges große Dienſte leiſtete, daß man dort ſeines Namens noch lange in Dank und Ehren gedachte. Die Nördlinger Hexenrichter aber mußten ihr Amt niederlegen, der ganze Magiſtrat ward gereinigt und erneuert, und auf jene fünf Jahre des Schreckens folgte ein beſſeres Jahrzehnt, in welchem Recht und Gerechtigkeit wieder herrſchten in der altehrwürdigen Reichsſtadt.

Der Leibmedicus.

Erſtes Kapitel.

Fürſt Caſimir III. war ſeinem hochſeligen Herrn Vater, Fürſt Caſimir II. auf dem Throne gefolgt. Obgleich ſich nun der Name des neuen Fürſten vom alten blos durch den Zuwachs eines kleinen Striches unterſchied, ſo war der Strich, welcher Hofleben und Politik des Vaters und Sohnes trennte, dafür um ſo größer. Caſimir II. hatte, wie ſo viele kleine Reichsfürſten des achtzehnten Jahrhunderts, breit und glanzvoll Hof gehalten, viel gelebt und wenig geherrſcht. Sehr gründlich dagegen beherrſchten ihn ſammt dem Land Maitreſſen und Günſtlinge. Der Sohn aber, welcher die Schmach dieſer Wirthſchaft von Jugend auf ſchweigend mit anſchauen, die Laſt des Prunkes und Ceremonielles tragen und obendrein ein allezeit vergnügtes Geſicht dazu machen mußte, ſchlug beim Regierungsantritt ſtracks zum vollendeten

Widerſpiel ſeines Vaters um. Der halbe Hofſtaat ward entlaſſen, die Feſte eingeſtellt, die Günſtlinge verſchwanden; ein ganzes Dutzend von Vertrauten hatte das Ohr des alten Caſimir beſeſſen, das Ohr des neuen Caſimir beſaß kein Menſch; er regierte ſelber, und nicht einmal ſein Kammerdiener konnte ſich perſönlicher Einflüſſe rühmen. Welch fabelhafte Neuerung für das ganze Land: ein Fürſt, der ſelbſt regierte, und ein Hof, an welchem es keine Einflüſſe gab! Hätte nicht der große Komet im Frühjahr Unerhörtes vorbedeutet, die alten Hofleute würden ſolche Dinge nicht für möglich gehalten haben, ſelbſt jetzt nicht, als ſie längſt ſchon wirklich waren.

Das Schloß ſchien verwaist. Der junge Fürſt war noch unvermählt, ſeine Mutter längſt geſtorben, die Schweſter auswärts verheirathet: es war ein Hof ohne Frauen. Kein Wunder, daß es in den alten Mauern ſo ſtill wurde wie im Kloſter. Das einzige Vergnügen Caſimirs war die Jagd, aber nicht in der damals beliebten Form prahleriſcher Parforce-jagd-Feſte, ſondern die einſame Waidmannsluſt im verſchwiegenen Waldesdickicht.

Nun geſchah es einmal, daß der junge Fürſt

an einem tückiſchen Spätherbſtabend ſtatt des vergebens erlauerten Wildes ein Fieber mit nach Hauſe brachte. Seit den frühen Kindertagen war er nicht krank geweſen, er konnte wohl mit Grund auf ſeine ſtahlharte Leibesnatur bauen, die der Härte ſeiner Willenskraft entſprach, und es war darum kein Wunder, daß er beim Regierungsantritt neben andern Hofbedienteſten auch den alten Leibmedicus als überzählig entlaſſen hatte. Er meinte damals, die Arbeit und das Waidwerk ſolle ihm den Doktor und Apotheker ſparen und hielt überhaupt mit ſeinem Lieblingsdichter Molière nicht ſonderlich viel von der mediciniſchen Fakultät. Nun war er dennoch krank geworden, und das erſchreckte ihn zehnmal mehr als andere Leute, weil er's ſo gar nicht gewöhnt war. Da gelang es dem Hofmarſchall, einem tief gedemüthigten Ueberbleibſel des früheren Hofes, dem im Augenblick beſonders ſtark vom Fieber geſchüttelten hohen Patienten das Verſprechen abzuringen, er wolle ärztliche Hülfe ſuchen, auch jedenfalls wieder einen Leibmedicus in aller Form anſtellen. Die ungeheure Selbſtüberwindung, zu welcher ſich der Fürſt bei dieſem Entſchluß aufraffte, wirkte wunderſam.

Unmittelbar nachdem er dem Hofmarſchall das Wort gegeben, brach ein heftiger Schweiß aus, dem alsbald ein tiefer Schlaf folgte, und als Fürſt Caſimir am andern Morgen erwachte, fühlte er ſich fieberfrei.

Nun erſchrack er freilich über das geſtern dem Hofmarſchall gegebene Wort und hielt ſeine Geneſung faſt für zu theuer erkauft. Doch nach kurzem Beſinnen biß er die Lippen zuſammen, ſprach zu ſich ſelbſt: „Ein Mann, ein Wort!“ und verfügte die Beſtallung eines Leibmedicus. Trotz ſolches mannhaft ehrlichen Sinnes lauerte aber dennoch der Schalk im Hintergrund. Denn während der Hofmarſchall ſeinen Freunden bereits triumphirend in's Ohr flüſterte, daß das neue Syſtem gebrochen ſey und der alte Hofſtaat wieder erſtehe, ſann der Fürſt, wie er durch die Perſon des Leibarztes ſelber den leibärztlichen Poſten zu eitel Trug und Schein machen wolle.

Zwei berühmte Aerzte der Reſidenz wurden von der öffentlichen Stimme als die einzig möglichen Candidaten der beneideten Würde bezeichnet. Der Fürſt aber wählte einen Dritten, an welchen kein Menſch gedacht. Die ganze Stadt fiel aus den Wolken über dieſe Wahl, und wenn überhaupt

Einer mehr aus den Wolken fallen kann als Andere, ſo fiel der Gewählte ſelbſt am meiſten aus den Wolken. Er war ein blutjunger Burſche, kaum von der Hochſchule heimgekehrt, von wo er neben einer Braut auch den Doktorhut mitgebracht; außerdem war wenig von einem Doktor an ihm zu verſpüren. Als friſcher, artiger Lebemann ſtadtbekannt, wurde er in jede luſtige Geſellſchaft gerufen, allein Niemand berief ihn an's Krankenbett; übrigens beſaß er ein ausgezeichnetes Punſchrecept, welches er für die Hausfrauen der halben Stadt abſchreiben mußte; andere Recepte begehrte man nicht von ihm. Von ſehr bürgerlicher Herkunft, konnte er in vetterſchaftlicher Gunſt und Nachhülfe keinen Erſatz für ſeine unerworbenen Kenntniſſe ſuchen, ja der unglückliche Menſch hatte nicht einmal einen ordentlichen unterſcheidenden Namen; denn er hieß Johann Jakob Müller! Und dieſen Dr. Johann Jakob Müller berief der räthſelhafte Fürſt zu ſeinem Leibarzt! Man konnte im Doppelſinne des Wortes ſagen: der Fürſt war dieſes Leibarztes „erſter" Patient.

Müller hatte jedoch eine für Aerzte beſonders ſchätzbare Eigenſchaft: er wußte, daß er nichts wußte,

und da er eben ſo offen und ehrlich gegen Andere als beſcheiden in ſich ſelbſt war, ſo ſtieg er, zur erſten Audienz berufen, die Marmortreppe des Schloſſes mit dem feſten Vorſatz hinan, dem Fürſten ſeine Unfähigkeit gerade heraus zu bekennen und ihn um allergnädigſtes Verſchonen mit der zugedachten Würde zu bitten. Allein zu ſeinem Erſtaunen nahm ihm der Fürſt die Gedanken aus der Seele, indem er ihn folgendergeſtalt anredete:

„Mein lieber Doktor Müller! Er muß ſich nicht einbilden, daß ich Ihn wegen Seiner ärztlichen Kunſt zu meinem Leibmedicus ernannt habe. Ich weiß, daß Er auf Univerſitäten nichts gelernt hat. Allein die Doktores ſind alleſammt Charlatans, und wer, gleich Ihm, keine Praxis kriegt, der kurirt wenigſtens Niemanden zu todt, und iſt alſo faſt in ſeiner Art der Beſte. Weil Er Mutterwitz und Beſcheidenheit hat, darum ſoll Er mein Leibarzt ſeyn, nicht wegen Seiner Wiſſenſchaft, um welche ich mich den Teufel kümmere. Ich laſſe die Natur walten, als den größten Arzt, und Er ſoll mir nicht drein reden. Es iſt altherkömmlich an unſerm Hofe, daß der Leibmedicus jeden Morgen präcis 8 Uhr im Kabinette

des Fürſten erſcheint, und da ich nach altem Brauch nun wieder einen Leibmedicus habe, ſo will ich ihn auch jeden Morgen zur rechten Stunde vor mir ſehen. Im Uebrigen kümmere Er ſich nicht um meine Geſundheit und ſchweige Er bis ich Ihn frage. Sey Er klug, ſtille und beſcheiden, mein lieber Doktor, und Er kann Sein Glück machen.“

Durch dieſe Anrede war Müller aus dem Concept gebracht; er konnte nun nicht mehr ablehnen, denn juſt aus demſelben Grund, aus welchem er ſich für unwürdig ſeines neuen Poſtens hielt, erklärte ihn ja der Fürſt als deſſen ganz beſonders würdig. Auch erwachte bei den gnädigen groben Worten des Herrn ſein natürlicher Leichtſinn wieder; er dachte im Stillen, für einen Fünfundzwanziger, der weiter nichts beſitze als eine Braut, ſey ſolch ein Anfang nicht übel, und was der Fürſt da von ihm fordere, das könne er ſo gut leiſten wie jeder Andere. Statt abzulehnen, dankte er alſo unterthänigſt für die fürſtliche Gnade und ward von dem wortkargen Herrn in aller Huld aus der Audienz entlaſſen.

Als die beiden jungen Männer einander gegenüberſtanden, war Jeder ſcheinbar recht zufrieden mit

ſich und ſeiner Rolle. Allein Beide waren redliche Gemüther. Darum packte den Fürſten ſo gut wie den Doktor Scham und Aerger über das Spiel, ſo wie ſie ſich getrennt hatten. Der Fürſt empfand es nur zu klar, daß er ſein Wort doch nur dem Buchſtaben nach gehalten, dem Sinne nach aber gebrochen hatte, und dies däuchte ihm gar nicht fürſtlich. Indem er äußerlich ſich treu geblieben, war er inwendig von ſich abgefallen. Ja noch mehr: um der Rückkehr zum alten Hofweſen zu trotzen, hatte er bei deſſen faulſtem Auswuchſe wieder angefangen, — er hatte die erſte Sinecure geſchaffen. Allein ſein Eigenſinn war genau ſo ſtark wie ſeine Ehrlichkeit: alſo hielt auch die Schadenfreude über den getäuſchten Hofmarſchall genau dem Aerger die Wage, welchen er über ſich ſelbſt empfand. Der Doktor ſeinerſeits ſtieg auch gar beſchämt die Marmortreppe hinab, die er ſo gehobenen Muthes hinangeſtiegen war. Zum erſtenmal im Leben empfand er die ganze Schmach der arbeitslos vertändelten Lehrjahre. Wäre er wirklich ein rechter ausſtudirter Doktor geweſen, er hätte ſeinem edleren Sinne gemäß den alſo dargebotenen Leibmedicus rund zurückgewieſen und lieber als

Landarzt im ärmſten Dorfe elend gelebt, denn nun als ausgemachte berufloſe Hofſchranze in der Reſidenz. Er ſchämte ſich ſogar um der in ſeiner Perſon entwürdigten Wiſſenſchaft willen, obgleich dies doch eigentlich gar nicht ſeine Wiſſenſchaft war; denn er war ja gerade darum nicht in der Lage, die dieſer Wiſſenſchaft geziemende Würde zu behaupten, weil er nichts wußte von dieſer Wiſſenſchaft. Allein mit ſolch bitterer Selbſterkenntniß kam ihm auch zum erſtenmale das klare Bewußtſeyn der hoffnungsloſen Zukunft, die vor ihm lag, wenn ihm der Fürſt nicht den Leibmedicus an den Kopf geworfen hätte. Heute erſt erkannte er den Abgrund, an welchem er bisher leichtſinnig einher geſchwebt und hielt ſich darum verpflichtet, dem plötzlich erſchloſſenen Pfade der Umkehr nicht auszuweichen. Andern öffnet das Unglück die Augen, ihm das unverdiente Glück. Aehnlich wie beim Fürſten hielten zwei ganz widerſprechende Motive ſeinen Willen in der Schwebe: auch er mußte inwendig von ſich abfallen, um zunächſt wenigſtens äußerlich zu ſich ſelber kommen zu können. Weil er nichts gelernt hatte, ſchämte er ſich ſeines neuen Amtes und doch mußte er auch

wieder bei dieſem Amte ausharren, weil er nichts gelernt hatte. Fürſt und Doktor aber kamen zu dem gleichen Entſchluß, die vollendete Thatſache hinzunehmen und ruhig abzuwarten, was ſich etwa daraus entwickele, und ein Jeder ſchwur ſich im Stillen heiligſtes Schweigen über die wahre Lage der Dinge und den inneren und äußeren Vorgang der erſten Audienz.

Der Doktor begann nun ſeine täglichen Beſuche im Schloß. Vom höfiſchen Leben und höfiſcher Klugheit wußte er gar nichts. Nur eine orientaliſche Hofregel war ihm beigefallen, die er früher einmal in einem alten Buche geleſen, und dieſe murmelte er an jedem Morgen vor ſich hin, wenn er die Marmortreppe hinanſtieg. Die Regel lautete:

„Kommſt du in des Königs Haus,
Geh blind hinein und ſtumm heraus.“

Und dieſer Spruch ward ihm zum ſchützenden Zauber.

Die ärztliche Conſultation verlief Tag für Tag folgendergeſtalt. Leibmedicus Müller erſchien Schlag 8 Uhr im Arbeitszimmer des Fürſten, der oft ſchon ſeit Tagesanbruch hinter Akten und Büchern ſaß.

Das übrige Dienſtperſonal mußte ſich beim Eintritt des Arztes entfernen, wie es wohl alter Brauch am Hofe war. Allein der jetzige Fürſt hielt doppelt ſtreng auf dieſen Brauch; denn er hatte bekanntlich guten Grund, ſeine Umgebung im Dunkeln zu laſſen über den wunderlichen Dienſt des neuen Leibmedicus. Und da er vollends wahrnahm, daß er hiedurch die neugierige Seele des Hofmarſchalls auf die Folter ſpannte, that er doppelt geheimnißvoll mit den ärztlichen Conſultationen. Trat der Doktor in das ſtille Zimmer, ſo fragte ihn der hohe Herr zuerſt nach dem Wetter und dann nach ſeinem Befinden. Die Antwort auf die erſte Frage wechſelte mit Regen und Sonnenſchein, die zweite Antwort blieb immer die gleiche. Denn der junge Doktor war eben ſo kerngeſund wie der junge Fürſt. Niemals aber wagte es der Leibmedicus nun auch ſeinerſeits den Fürſten nach deſſen Befinden zu fragen. Denn er hatte ſich, eingedenk des Mahnwortes der erſten Audienz, feſt vorgeſetzt, nur zu antworten, kurz und bündig, wenn er angeredet werde und niemals ein weiteres Wort über die Lippen zu bringen. Nachdem alſo der Fürſt erfahren, daß ſein Leibarzt geſund

ſey, arbeitete er ruhig weiter und ließ den Doktor noch beiläufig eine halbe Stunde im Zimmer ſtehen. Dieſer heftete insgemein ſeinen Blick unverwandt auf die Gobelin-Tapete der gegenüberſtehenden Wand, welche eine Saujagd mit gepanzerten Hunden darſtellte, zählte die Hunde, die Jäger und Jägerinnen, und die Blätter an den großen Bäumen des Vordergrundes, wagte es aber beileibe nicht, den Blick in andere Regionen des Zimmers umherſchweifen zu laſſen. Nach Ablauf der halben Stunde wurde er huldvoll verabſchiedet.

Die Hofleute, vom Hofmarſchall bis zum letzten Lakaien platzten ſchier vor Neugierde über die tägliche geheime Conferenz des Fürſten mit dem Arzte; ſie lauſchten an den Schlüſſellöchern und hörten nichts; es war todtenſtill im Kabinet; die Beiden mußten ſich wohl ganz leiſe im hinterſten Winkel beſprechen, und ſo folgerte man denn nicht ohne Grund, daß Doktor Müller der erſte und einzige Vertraute des Herrn ſey, der einzige Günſtling, welchen Caſimir unter der oſtenſibeln Würde eines Leibarztes zu ſich heran gezogen.

Natürlich wandten ſich die Neugierigen dann auch

bald verblümt bald offen an Müller ſelber, ſie ſchmeichelten, ſtichelten, quälten, legten ihm Kreuz- und Querfragen vor, allein der ſonſt ſo offene und redſelige junge Mann war und blieb verſtockt und verſchloſſen. So meinten die Frager. In der That aber gab er ganz offene und ehrliche Auskunft wie immer. Denn er ſagte einem Jeden, der Fürſt rede mit ihm faſt nur vom Wetter, ſein Dienſt ſey gleich null, er beſitze nicht entfernt das Ohr des Herrn, er habe nicht den mindeſten Einfluß und es ſey die unverdienteſte Ehre von der Welt, wenn man ihn einen Vertrauten Seiner Durchlaucht nenne. Kein Menſch glaubte ihm das; Alle hielten ſein Schweigen und Leugnen für die Kunſt eines geborenen Hofmannes und man wunderte ſich nur, daß man dieſes eminente Talent des diplomatiſchen Geheimniſſes nicht früher ſchon von dem luſtigen Doktor geahnt habe. Müller lachte im Stillen über die wunderlichen Leute, welche gerade da die feinſte Kunſt der Lüge ſpürten, wo er doch nur die ungekünſtelte Wahrheit ſprach. Am ergötzlichſten aber däuchte es ihm, daß er ſelber, der die Neugierde der ganzen Stadt entflammte, von einer ganz ähnlichen unbefriedigten Neugier geplagt

war. Denn für's Leben gern hätte er doch wiſſen mögen, was eigentlich den Fürſten bewogen, ihn ſo unerhört zu gleicher Zeit öffentlich auszuzeichnen und insgeheim zu demüthigen. Allein er war klug genug, die Löſung dieſes Räthſels in Geduld und Schweigen abzuwarten.

In wenigen Wochen durchtönte der Ruf von dem Einfluſſe des neuen Leibmedicus bereits das ganze Ländchen. Als erſtes Zeugniß ſeines wachſenden Ruhmes kam der Brief eines entfernten Vetters aus einem entlegenen Dorf mit einem höchſt ergebenen Geſuch. Der Vetter führte einen Specereikram und wollte ſchon längſt neben Kaffee und Zucker auch Schnittwaaren verkaufen. Das wehrte ihm der Schultheiß, weil deſſen Vetter im nächſten Flecken mit Schnittwaaren handelte. Nun wandte ſich der Vetter des Leibmedicus an Letzteren, daß er vom Fürſten einen Machtſpruch zu ſeinen Gunſten erwirke und dem ſchandbaren vetterſchaftlichen Protektionsweſen des Schultheißen ein Ende mache. Doktor Müller belehrte den Vetter umgehend: „Fürſten pflegen ſich nicht um den Schnittwaarenverkauf zu kümmern, auch beſitze ich ſelber keineswegs den perſönlichen Einfluß,

welchen man mir fälſchlich zuſchreibt, und bedauere alſo, in dieſer Sache gar nichts thun zu können.“ Doch ſiehe — nach vierzehn Tagen wurde der ehrliche Leibmedicus durch ein warmes — Dankſchreiben des Vetters überraſcht, begleitet von dem köſtlichſten ſechspfündigen Käſeleib. Der Vetter hatte inzwiſchen wirklich die erſehnte Conceſſion erhalten und glaubte, der Doktor habe ſie ihm doch ganz heimlich in aller Eile herausgefochten und nur aus Politik den ablehnenden Brief geſchrieben; denn ſchwarz auf weiß müſſe ein Hofmann allerdings vorſichtig reden. Und in der That war auch der Leibmedicus die unſchuldige Urſache, daß der langjährige Wunſch des Vetters ſich nun ſo raſch erfüllte. Denn dieſer hatte im ganzen Dorfe dermaßen mit der Macht ſeines vetterlichen Gönners geprahlt, daß der Schultheiß Angſt kriegte und beigab, bevor noch das gefürchtete Machtwort des Fürſten ankam. Der Schultheiß ſchrieb nun aber auch an den Leibmedicus, rühmte ſeinen eben bewieſenen guten Willen, der Müllerſchen Familie allezeit zu dienen und bat reumüthig, daß man Vergangenes vergeſſen und vergeben und ihm doch auch in Zukunft die hohe leibärztliche Gunſt

nicht verſagen möge. Er ſey zu jedem Gegendienſte ergebenſt bereit. Doktor Müller verſchenkte und verzehrte ſeine ſechs Pfund Käſe in aller Stille und hob die beiden Briefe auf zum ergötzlichen Beweiſe der Thatſache, daß man wider Wiſſen, Willen und Verdienſt der Mann des Einfluſſes ſeyn und bleiben müſſe, wenn man eben einmal wider Willen und Verdienſt Leibmedicus geworden. Wie übrigens das Gerücht aus der Stadt ihm die Macht eines Günſtlings auf dem Dorfe gegeben, ſo drang jetzt das Gerücht von dieſer Dorfgeſchichte, unterwegs in's Großartigere ausgemalt, in die Stadt zurück und ſtärkte hier wiederum den Glauben, daß Doktor Müller der allvermögende Freund des Fürſten ſey.

Hatte in den erſten vierzehn Tagen nur der Vetter Krämer um ſeine Gönnerſchaft geworben, ſo kamen in der dritten Woche ſchon angeſehene Bürger und Beamte und in der vierten gar der fürſtliche Kammerdirektor, eine Art von Finanzminiſter des Ländchens. Er wünſchte eine Steuererhöhung durchzuſetzen und erbat ſich des Leibmedicus Fürwort bei Seiner Durchlaucht. Doktor Müller betheuerte, wie alle Tage, daß er gar nicht im Stande ſey, ein

ſolches Fürwort einzulegen, — „die Redensart kennen wir ſchon!“ dachte der Kammerdirektor und lächelte ſo freundlich ungläubig wie nur möglich. „Uebrigens,“ fügte Müller hinzu, „geht die allgemeine Rede, daß unſer gnädiger Herr fortwährend auf Minderung der Steuern ſinne und ſeine ganze bisherige Politik ſcheint dies zu beſtätigen. Daher dürfte es wohl ſogar Ihnen als einer der erſten Finanzautoritäten im ganzen römiſchen Reich ſchwer fallen, ſeinen eiſernen Willen für höhere Steuern umzuſtimmen, und was ſoll da vollends mein unberufenes Fürwort nützen!“ Der Leibarzt war der Einzige, welcher dem Finanzmann das Urtheil des ganzen Landes trocken zu ſagen wagte; alle ſeine Freunde hatten ihm mit lügneriſcher Hoffnung geſchmeichelt. Er fiel dann auch mit dem Antrage glänzend durch und warf nun einen ſtillen tiefen Haß auf den unſchuldigen Doktor. „Hütet euch vor dieſem übermüthigen Menſchen,“ flüſterte er ſeinen Freunden in's Ohr: „jetzt habe ich wenigſtens ergründet, daß er, der mit dem gnädigen Herrn ſtets nur vom Wetter zu reden vorgibt, er allein die geheimen Pläne des Fürſten kennt und ſein unbegränztes

Vertrauen beſitzt, und dieſe ſichere Kunde iſt ſchon einmal einen Durchfall werth!“

So mußte Doktor Müller der fürſtliche Günſtling ſeyn, nicht blos, weil einige Bittſteller, die ſich an ihn gewandt, Erfolg gehabt, ſondern mehr noch, weil ein Anderer, der ihn begrüßt, mit langer Naſe abgefahren war. Und wenn ſich der Leibmedicus auf den Kopf geſtellt hätte, er wäre dennoch der Günſtling geblieben.

Die ganze Stadt theilte ſich in zwei Parteien: in offene Anhänger und in ſtille Widerſacher Müller's. Denn laute Widerſacher wagten ſich noch nicht hervor. Auf Seiten des Doktors ſtand die Ariſtokratie, die Gegner lauerten unter der Bürgerſchaft. Und doch war Müller ein ganz bürgerlicher Charakter und weit entfernt von ariſtokratiſchen Grundſätzen und Neigungen. Allein der Hofmarſchall, welcher ſich ja mit Grund rühmte, die leibärztliche Stelle eröffnet zu haben, prahlte nun auch ohne Grund, daß ſein Fürwort gerade dieſen Müller in die Gnade des Fürſten gebracht. Als ächter Hofmann gab er die ohne ſein Zuthun vollführte Thatſache für das reine Ergebniß ſeines Einfluſſes aus. Er wollte

lieber, daß man ihm die verkehrteſte Wahl vorwarf, denn daß man dieſelbe als wider ſein Wiſſen und Wollen erfolgt anſähe. So galt nun der arme Müller vollends gar für eine Creatur des Hofmarſchalls! Zwar ärgerte ſich dieſer insgeheim nicht wenig über das ganz unnahbare, verſchloſſene Weſen ſeines angeblichen Schützlings, war aber klug genug, den Aerger nicht merken zu laſſen und hoffte den Doktor doch über kurz oder lang mit ſeinen Netzen zu umſtricken. Die Ariſtokratie folgte der falſchen Fährte des Hofmarſchalls und betrachtete den Leibmedicus überdies als ein theueres Pfand, daß die alte Günſtlingswirthſchaft nun doch wieder ihren Anfang genommen habe und hoffentlich auch bald ihren breiteren Fortgang finden werde. Da adelige Söhne ſich nicht zum Pulsfühlen und Recepteſchreiben herabzulaſſen pflegen, ſo ſtand der bürgerliche Günſtling hier auch über dem Neid erhaben, oder richtiger unter dem Neid.

Die alten Freunde und Genoſſen des Doktors wurden freilich um ſo mißtrauiſcher. Sie fanden ihn zurückgezogener, zugeknöpfter als vorher und nannten das Hochmuth. Und doch war eigentlich

tiefe Demuth die Quelle dieſes ſtillern Weſens. Denn Müller entzog ſich der Geſellſchaft jetzt, weil er, wunderbar genug, Medicin zu ſtudieren begann. Ohne Unterlaß nagte der Gedanke an ihm, daß er nur darum eine ſo viel beneidete und doch ſo unwürdige Rolle ſpiele, weil er nichts gelernt habe. Der arme Teufel ſaß hinter Lehrbüchern und Collegienheften, während man glaubte, er regiere das Land, und ſchlich ſich ganz zerknirſcht in's Armenſpital, um die verſäumten Stunden der akademiſchen Klinik nachzuholen, indeß ſeine Zechgenoſſen im Wirthshauſe räſonnirten, daß er aus Hoffart nun wieder nicht beim frohen Gelage erſchienen ſey. Es war ihm, als müſſe das tolle Spiel plötzlich mit Schande und Schrecken enden, wenn er nicht inzwiſchen wirklich ein ausgelernter Doktor werde und durch ſolche Buße das drohende Schickſal beſchwöre.

So lagerte auf allen Seiten Dunkel, Verwirrung, Irrthum und Selbſttäuſchung. Der Fürſt war im Dunkel über den Aufruhr der Geiſter, den er in Stadt und Land erregt; denn Keiner wagte in ſeiner Gegenwart von dem räthſelhaften Leibmedicus zu ſprechen. Während er um der öffentlichen Meinung

willen alles Günſtlingsweſen vermeiden wollte, hatte er ſich gerade bei der öffentlichen Meinung einen Günſtling gegeben, von dem er ſelber gar nichts ahnte. Der Hofmarſchall tappte im Dunkeln über den Leibmedicus, der Adel über den Hofmarſchall, der Leibmedicus über den eigentlichen Plan und Willen des Fürſten, und das ganze Land über den Fürſten, den Leibmedicus, den Hofmarſchall und den Adel mit einander. Weil der Doktor ſo ehrlich war und ſo verſchwiegen, ſtiftete er die tollſten Intriguen, und weil er von deutſchen Hofregeln gar nichts wußte als einen türkiſchen Spruch, war er der vollendetſte Hofmann im Lande.

Allein dieſes Wirrſal ſollte mit Einem Schlage zerhauen werden, und zwar durch weibliche Hand, durch die Braut des Leibmedicus.

Zweites Kapitel.

Die Braut war eine arme junge Waiſe aus alt-adeligem Haus, Anna von Lehberg. Ihre vornehmen Verwandten wollten einen Bräutigam, der ſich Johann Jakob Müller ſchrieb, anfangs natürlich gar nicht anerkennen. Doch ſeit dieſer gewiſſe Müller Leibmedicus und Vertrauter des Fürſten geworden und der Hoffnungsſtern des Reſidenzadels, wandte ſich das Blatt. Das Verdienſt kann ſogar einen Müller adeln. „Hätte ich etwas gelernt," ſprach dieſer zu ſich ſelbſt, „ſo hätte ich kein Verdienſt, ich wäre nicht Leibmedicus geworden oder doch gewiß nicht der Vertraute des Fürſten; hätte ich etwas gelernt, ſo würde man mir fort und fort meine Braut abſtreiten. Es iſt kein Ding ſo ſchlimm, es iſt zu etwas gut." Er begann mitunter ſchon zu glauben, daß er wirklich der Vertraute des Fürſten ſey,

allein den nächſten Beſuch brauchte nur das Geſpräch mit dem Wetter einzuleiten, ſo fiel er ſofort aus der Täuſchung. Einen Laubfroſch, den er lange beſeſſen, ſchenkte er weg, weil ihn derſelbe zu ſehr an das Wetter erinnerte. Auch brachte ihn der Anblick des Thieres allzu oft auf den Gedanken, daß er ſelber nicht eigentlich der Leibmedicus, ſondern nur der Hoflaubfroſch Seiner Durchlaucht ſey.

Anna, welche auf dem Land bei einem alten Oheim lebte, erfuhr ſo wenig von dem Geheimniß ihres Bräutigams als irgend eine andere Seele. Sie glaubte ja gern dem allgemeinen Gerücht, das ihre Lage ſo glücklich gewendet hatte. Allein bei aller ſtillen Sanftmuth ihres Weſens war ſie doch äußerſt ſcharfblickend und konnte darum nicht klug werden aus des Bräutigams Briefen. Denn während er ihr an jedem Samſtag in einer zwei bis drei Bogen ſtarken Epiſtel nicht blos all ſein Denken und Empfinden, ſondern auch jedes kleine Erlebniß der abgelaufenen Woche getreulich darlegte, ſchwieg er über das Haupterlebniß, den Verkehr mit dem Fürſten. Das Fräulein klopfte leiſe auf die Hecke, aber der Doktor hörte es nicht; er berichtete ihr anfangs

dieſelbe nackte Wahrheit, welche er aller Welt ſagte, und als ſie weiter in ihn drang, ſchrieb er blos das vieldeutige Orakelwort: „Hofgeſpräche taugen nichts für junger Mädchen Ohren.“ Um ſo dringender wollte nun natürlich das junge Mädchen näheres von dieſen Hofgeſprächen wiſſen, und ſprach zuletzt zu ſich ſelbſt: hier waltet ein Geheimniß, welches ich um jeden Preis ergründen muß. Faſt noch verdächtiger erſchien ihr eine andere Lücke in des Doktors neueren Briefen. Vordem, da der Zeitpunkt des erſehnten Ehebundes noch am fernen Horizonte einer unabſehbaren Zukunft verſchwamm, brachte jeder Brief des hoffnungsarmen Bräutigams einen Stoßſeufzer über dieſe verzweifelt ausgedehnte Fernſicht; jetzt dagegen, wo der fürſtliche Leibmedicus täglich hätte heirathen können, ja wo ſelbſt die ganze hochwohlgeborene Familie Lehberg mit einemmale gnädig ihm zulächelte, jetzt ſchrieb er keine Sylbe mehr von naher oder ferner Heirath. Der Grund dieſes Schweigens war höchſt ehrenwerth: der Leibmedicus in Amt und Würden erkannte ſich als in der That beruflos und folglich auch zur Ehe noch ganz unberufen; der berufloſe junge Doktor dagegen hatte gar

nie ſo tief gedacht, und, wie in alle Lebensheiterkeit, ſich auch in das reizende Gedankenbild einer Ehe mit dem wirklich heißgeliebten Mädchen hineingeträumt, ohne den nüchternen Ernſt ſolchen Beginnens auch nur zu ahnen.

Dieſen Grund hätte Anna freilich niemals errathen. Allein ſie war feinfühlig genug, um ſich über die zwiefache Lücke in des Bräutigams Briefen recht gründlich zu ängſtigen, andererſeits aber auch wieder zu feinfühlig, um ſich durch Fragen und Vorwürfe Licht zu verſchaffen. Aecht weibliche Naturen ſind jedoch in der Regel entſchloſſenen Geiſtes, und je weniger man hinter ihrem ſtillen Walten Willenskraft und Eigenſinn vermuthet, um ſo mehr beſitzen ſie. So war es auch bei dem ſanften, beſcheidenen Fräulein. Sie wollte durchaus klar ſehen, und weil ihr die Briefe immer neues Dunkel ſtatt neuen Lichtes brachten, ſo bearbeitete ſie den alten Oheim, daß er mit ihr zum Reſidenzſtädtlein reiste, um das Haus eines Freundes mitten im Winter mit einem mehrwöchigen Beſuch zu überraſchen, den man eigentlich erſt im kommenden Sommer erwartet hatte. Sie dachte: bin ich nur erſt einmal

auf der Bühne, dann will ich auch hinter die Kuliſſen ſehen.

Schreck und Freude miſchten ſich wunderſam in dem gutmüthigen Geſichte des Leibmedicus bei der unverhofften Begegnung mit der Braut. Dies entging dem verſtohlen forſchenden Auge des Mädchens keineswegs; ſie fand ihren Argwohn beſtätigt und faßte ſofort den klügſten Plan. Sie wollte Schweigen durch Schweigen brechen, aber nicht durch das Schweigen des Trotzes, ſondern durch das Schweigen der Güte. Nur ein leiſer Anflug verhaltenen Grames ſollte es den verſtockten jungen Mann fühlen laſſen, wie tief er mit ſeinem Geheimniß das treueſte Herz betrübe.

Sie hatte richtig empfunden und gehandelt: ihre ſchonende Zurückhaltung und ihr ſtiller Dulderblick ſchnitt ſchärfer in die Seele des unglücklichen Doktors, als es die verfänglichſten Fragen und die lauteſten Vorwürfe vermocht hätten.

So verlief die erſte Woche. Da geſchah es eines Tages, daß die beiden jungen Leute mit dem Oheim im Schloßgarten luſtwandelten. Die Pracht der ſonnenbeſtrahlten Schneelandſchaft und der herz-

erquickende Odem der reinen Winterluft gab den Gemüthern höheren Schwung; der Leibmedicus fühlte ſich mit einemmale ſo ſtark und entſchloſſen, daß er ſeiner Braut die offenſte Beichte hätte ablegen und doch nicht vor Scham in die Erde ſinken mögen, wäre nur der Oheim nicht zugegen geweſen, und er nahm ſich mannhaft vor, bei der Heimkehr in den unbewachten Minuten der Dämmerſtunde die volle und ganze Wahrheit ehrlich zu bekennen. Aus dieſen Gedanken ward er plötzlich aufgeſtört durch das Erſcheinen des Fürſten; auf ſchmalem Pfade ging er an ihnen vorüber, und ſein Auge weilte bei der Gruppe mit langem forſchendem Blick. Nachdem ſie die verſchlungenen Gartenpfade eine Strecke weiter gewandelt, begegnete ihnen abermals der Fürſt, und faſt däuchte es dem Doktor, er habe ihnen gefliſſentlich den Weg abgeſchnitten, um ſie noch ſchärfer als vorher zu betrachten. Ja beim Ausgang aus dem Garten ſahen ſie ihn zum drittenmale etwas ſeitab an der Schloßtreppe.

Dieſes auffallende dreimalige Erſcheinen des geſtrengen Herren erſchreckte den Doktor wie ein Geſpenſt und machte ihn ſo ſcheu und kleinmüthig, daß

er in den unbelauſchten Minuten der Dämmerſtunde ſeines mannhaften Entſchluſſes ganz und gar vergaß. Allein bei Anna hatte der friſche Gang ähnlich ermuthigend gewirkt und der Anblick des Fürſten war ihr keineswegs wie eines Geſpenſtes geweſen; auch ſie hatte ſich, während Beide ſinnend nebeneinander im Garten gingen, eine offene Frage an den Bräutigam vorgeſetzt und wagte ſich tapfer heraus mit der Sprache. Die Antwort war eine Selbſtanklage Müllers. „Ich weiß," ſprach er, „daß Schweigen auch Lügen ſeyn kann, ja indem wir die nackte Wahrheit ſagen, können wir lügen, wenn wir wiſſen, daß Andere unſere Rede anders deuten werden als nach dem Wortſinn. So habe ich Dich und die halbe Welt belogen, indem ich geſchwiegen und die nackte Wahrheit geredet habe. Aber fordere nur jetzt nichts weiteres von mir als dieſes bittere Bekenntniß. Gönne mir nur noch wenige Tage Friſt und Du ſollſt über meine Stellung zum Fürſten und über unſer Beider Zukunft Alles erfahren, was ich ſelber zu ſagen weiß." Er ſprach dies ſo beſtimmt und zugleich ſo ſchmerzbewegt, daß Anna nicht weiter zu forſchen wagte. Sie ward aber durch

ſeine Räthſelworte noch verwirrter als vorher. Denn ſie hatte bisher keineswegs geargwohnt, daß ihr Bräutigam zu wenig, ſondern daß er zu viel beim Fürſten gelte, indem er ſich mit verrannt habe in die ſittlichen Irrgänge des Privatlebens, wie man ſie auch dem reinſten Charakter auf dem Throne ſo gerne anzudichten pflegt. Mit dieſem Vorurtheil konnte ſie nun Müllers Worte in keiner Weiſe reimen.

Des andern Morgens, als der Leibmedicus zum Schloſſe ging, ward er vom Hofmarſchall aufgehalten. Der alte Hofmann bat ihn förmlich um eine Gunſt. Die Schweſter des Fürſten war zu Beſuch gekommen, es waren endlich einmal wieder Frauen am Hof, und trotzdem fort und fort das alte Karthäuſerleben! Jetzt oder nie galt es, den Zauberbann zu brechen und dem Fürſten wieder Luſt zu wecken an Spiel und Feſt und Prunk. Die lebensfrohe Prinzeſſin hatte vergebens den geſtrengen Bruder zu verlocken geſucht und den altbefreundeten Hofmarſchall zum Vertrauten ihres vereitelten Wunſches gemacht. Dieſer brannte vor Begier, ſich mit Einem Schlage der Prinzeſſin zu verpflichten und zugleich den ganzen

Hof in das längſt erſehnte alte Geleis zurück zu führen. Allein er wußte, daß man im Palaſt den Hebel tief unten anſetzen muß, wenn man auf die oberſte Spitze wirken will. Darum beſtürmte er den Leibmedicus, daß dieſer vereint mit ihm den Fürſten am Gewiſſen packe; als Arzt müſſe er dem Herrn Bälle und Feſte wider ſeine Hypochondrie verordnen, er wolle dann zugleich als Hofmarſchall dem Fürſten die Pflicht der Courtoiſie vorhalten, die Anweſenheit der hohen Schweſter nicht in ſo tödtlicher Langeweile vorübergehen zu laſſen ohne Sang und Klang. Der trockene alte Mann ward ganz beredt: es war das erſtemal, daß ſogar er, der Hofmarſchall, des Doktors Gönnerſchaft anſprach, und während er die bekannte ablehnende Antwort lächelnd anhörte, zitterte er zugleich vor innerer Wuth, daß dieſer Menſch wirklich ihn vergebens könne bitten laſſen. „Dann aber," dachte er und lächelte dem Medicus recht freundlich in's Geſicht, „dann ſoll dieſe halsſtarrige Canaille fallen und müßte ich ſelber mit ihr zu Grunde gehn!"

Begleitet von ſolch frommem Wunſche trat Müller vor den Fürſten. Caſimir III. fragte heute nicht

nach dem Wetter noch nach dem Befinden ſeines Leibmedicus. „Wie heißt das Frauenzimmer, mit welchem Er geſtern im Garten ſpazierte?“ rief er dem Eintretenden entgegen. Der Medicus war ſo ſehr an die tägliche Wetterfrage gewöhnt, daß er raſch erwiderte: „Durchlaucht, Nordoſt mit Schneegeſtöber!“ Und als der Fürſt ungeduldig die erſte Frage wiederholte, fuhr dem Doktor über dieſe unnatürliche Neuerung ein Schreck durch die Glieder, wie wenn ihm etwa eine Thurmuhr um Mittag ſtatt zwölfe zu ſchlagen plötzlich „Geſegnete Mahlzeit“ entgegengerufen hätte. Und als er den Sinn der Frage klar begriff, folgte ein zweiter Schreck. Er ſtammelte den Namen des Fräuleins zur Antwort, verſchwieg aber, daß ſie ſeine Braut ſey. Der Fürſt, welcher alles Stadtgeſpräch gefliſſentlich ſeinem Ohre fern hielt, wußte noch nichts von dieſer Brautſchaft und begann nun ein auffallend genaues Verhör, wie lange das Fräulein ſchon hier ſey, wer der alte Herr an ihrer Seite geweſen, und ſo fort. Müller antwortete wie ein Angeklagter vor dem Unterſuchungsrichter. Halb wie im Selbſtgeſpräche rief dann der Fürſt: „Warum verſäumt Baron Lehberg,

mir ſeine Aufwartung zu machen? Der Adel meines Landes ſoll nicht an meinem Hauſe vorübergehen! Ich wünſche, daß man ſich bei mir melde. Warum fliehen die Damen meinen Hof? Doch freilich, ich lade ſie ja nicht ein! aber das ſoll anders werden. Der Beſuch meiner Schweſter fordert neue Geſelligkeit. Die alten Hofbälle ſollen wieder beginnen, ſparſamer und nur ausnahmsweiſe, aber ſie ſollen wieder beginnen, gleich in nächſter Woche!“

Dem Leibmedicus ging plötzlich ein helles Licht auf: der Anblick Anna's ſchien den wunderbaren Umſchlag beim Fürſten erzeugt zu haben; denn die ſtarrſten Weiberhaſſer pflegen gerade am raſcheſten und wie durch Zauberei von Weiberaugen beſiegt zu werden. In ſeiner Herzensangſt vergaß darum der arme Doktor alle Klugheit und die Bitte des Hofmarſchalls obendrein, und platzte mit dem ärztlichen Rathe heraus, daß Seine Durchlaucht doch nicht allzu jäh das gewohnte Arbeits- und Jägerleben mit dem ſchwülen Getümmel der Repräſentations- und Ballſäle vertauſchen möge. Der Fürſt ſah bei dieſem unerbetenen Gutachten den Doktor faſt ebenſo erſtaunt an, wie vorher der Doktor den Fürſten, erhob drohend

den Finger, rief: „Schweigen, bis ich frage!“ und beſchloß mit dieſem Worte die kurze Audienz.

Am Abend deſſelben Tages beſuchte der Hofmarſchall den Leibmedicus, nicht etwa zu Fuß, nein, er kam bedeutſam und zum Wunder der Nachbarn mit einem Bedienten vorgefahren, und ſagte dem Günſtling Dank für ſeine Fürſprache, die ſo ſchnell des Fürſten ehernen Willen gewendet. Und nicht blos ſeinen Dank brachte er, ſondern auch den Dank der Prinzeſſin. Denn was des Fürſten eigener Schweſter und dem älteſten Hofmanne nicht gelungen, das hatte, ſo meinte er, dieſer verdammte Müller, ſein „lieber Müller“ vermocht, und zwar in der kürzeſten Audienz, deren ſich die lauernde Dienerſchaft jemals entſann. Doktor Müller aber dachte bei ſich: ſo bin und bleibe ich denn verdammt, zu protegiren; wenn ich nichts thue, protegire ich, wenn ich abrathe, protegire ich, ja, wenn ich zum erſtenmale den Mund öffne, um gegen die Wünſche der Leute zu reden, ſo protegire ich ſie dennoch.

Inzwiſchen kam, was er vorausſah: der Oheim fuhr zu Hofe und ward mit der ſchönen Nichte zum

nächſten Hofball geladen. Und am Tage nach dem Ball hörte der Medicus dann auch genau, was er zu hören angſtvoll erwartet hatte. Der ganze Adel der Stadt war voll Neid auf die grüne Landpomeranze, die Lehberg; denn für ſie allein ſchien der Fürſt nur Blick und Rede zu haben. Viele meinten zwar, das komme daher, weil ſie die Braut des Günſtlings ſey, allein die Klügeren verſicherten, der Fürſt habe ganz gewiß von dem plebejiſchen Bräutigam kein Wort geredet und dieſer werde ſeinen Freund und Fürſten bald in den gefährlichſten Nebenbuhler verwandelt ſehen. Dem Medicus drohe jetzt eine Kriſis, bei welcher ihm zwiſchen zwei äußerſten Gegenſätzen die Wahl bleibe; entweder er ſey klüger als verliebt, dann werde ſeine Günſtlingſchaft jetzt erſt recht wie in Erz gegoſſen ſich feſtigen, ja er könne ſogar als oſtenſibler Ehemann der fürſtlichen Geliebten (etwa mit dem Namen eines Herrn von und zu Müllerburg) in den Adelſtand erhoben werden; ſey er aber verliebter als klug, dann werde der Günſtling wieder zuſammenſinken zu der namenloſen Geſtalt eines Dr. Müller ohne Praxis.

In des Leibmedicus Seele aber kreuzten ſich die

Schreckgedanken der Eiferſucht mit der Furcht, eine Stellung zu verlieren, die er eigentlich nie beſeſſen und von welcher trotzdem das Glück ſeines Lebens abhing. Es galt raſch zu handeln; Schweigen und Harren konnte von heute an nicht mehr das Stichwort ſeiner Politik ſeyn.

Er eilte zur Braut und eröffnete dem ſtaunenden Mädchen, daß ſie jetzt oder nie zum Abſchluß des Ehebundes drängen müßten. Zwar ſey der Fürſt ein ſolcher Weiberhaſſer, daß er ſelbſt ſeiner Umgebung und Dienerſchaft das Heirathen verſage, allein er, Müller, habe ſich ein Herz gefaßt, er werde morgen ſchon dem Herren in offenem, warmem Wort ſeine Lage ſchildern und der Mann müſſe von Eis oder Stein ſeyn, wenn er ihm, dem treueſten Diener, die Ehe mit einem ſo liebenswürdigen Fräulein nicht geſtatten wolle. „Und doch fürchte ich.“ fügte er kleinlaut hinzu, überraſcht von dem Selbſtbetrug, auf welchem er ſich in ſeinen eigenen Worten ertappte, „ich fürchte, es wird Alles ſchief gehen!“ Anna aber tröſtete ihn, meinte, der Fürſt ſey ja gar nicht der Weiberfeind, wie man ihn male, und habe ſich gegen ſie zumal über die Maßen artig und

theilnehmend auf dem Balle erwieſen. Mit dieſem zweideutigen Troſte des argloſen Kindes rüſtete ſich der Doktor zu dem ſchweren Gang.

Als er folgenden Tages die Marmortreppe hinanſtieg, brummte ihm beſtändig das allerhöchſte Wort im Ohr: „Schweige Er, bis Er gefragt wird!“ und als er auf der oberſten Stufe ſtand, mußte er ſtillehalten, um wieder zu Athem zu kommen, ſo bleiſchwer lag ihm die Angſt auf der Bruſt. Doch der Anblick des Fürſten gab ihm wieder feſten Muth und während des unvermeidlichen Wettergeſprächs nahm er wieder ganz ſeine fünf Sinne zuſammen. Er bat alſo um eine Minute gnädiges Gehör und entſchuldigte ſich, daß er ein Geſuch mündlich vorzubringen wage, welches nach der Regel ſchriftlich einzugeben ſey. Der Fürſt unterbrach ihn: „Keine Vorrede, lieber Doktor, komme Er gleich zum Text. Was will Er? Sage Er's friſchweg in drei Worten!“ — „Ich will heirathen.“ — Der Fürſt lächelte über die buchſtäblichen drei Worte und fragte recht gnädig: „Wen?“ — „Fräulein Anna von Lehberg!“ — Bei dieſer Antwort lächelte Sereniſſimus nicht mehr und gnädig ſah er auch nicht mehr aus,

ſondern wie verſteinert von Zorn und Ueberraſchung; er ſchritt eine Weile ſchweigend durch das Zimmer und maß den Doktor mit durchbohrendem Blick. Dann fragte er, ob ihn denn das Fräulein wolle, und ob er ſich denn einbilde, daß die Lehbergs eine ſolche Mißheirath zugeben würden? Als der Medicus ein feſtes „Ja“ entgegnete, wuchs das Staunen des Fürſten. Es gab wiederum eine lange Pauſe; aber Müller konnte diesmal nicht wie bei den alltäglichen großen Pauſen die Hunde auf der Schweinsjagd und die Baumblätter der Tapete zählen, es verſchwamm ihm Alles vor den Augen. Endlich ſprach der Fürſt, in der Leidenſchaft eben ſo kurz und gemeſſen wie im ruhigen Verkehr: „Erſtlich dulde ich nicht, daß einer meiner Diener heirathe, alſo bleibe Er entweder ledig oder gehe aus meinem Dienſt. Zweitens dulde ich keine Mesalliancen bei meinem alten Adel, wenn Er alſo fortgehen und ſchlechterdings heirathen will, ſo ſuche Er ſich eine Andere als die Lehberg. Und drittens braucht Er überhaupt nicht wiederzukommen zum täglichen Beſuch, bis ich Ihn rufen laſſe. Gott befohlen!“

Wie Müller nach dieſer Audienz den Heimweg

gefunden, wußte er ſelber nicht. Genug, er fand ſich ſelbſt und ſeine Gedanken mit einemmal in ſeinem Zimmer wieder. Das Ende mit Schrecken war nun alſo wirklich da. Nie hatte er Einflüſſe üben wollen, nie auch nur eine Bitte an den Fürſten gewagt, dennoch war er der Gönner und Fürſprecher aller Welt und ſeine eingebildete Gönnerſchaft hatte ihm und Andern nur Nutzen, niemals Nachtheil gebracht. Jetzt aber, da er zum erſtenmal eine wirkliche Fürſprache wagte, fiel er auf's ſchrecklichſte durch, ſein ganzes Lebensglück ſtand auf einer verlorenen Karte, er war beſchimpft vor aller Welt, am meiſten jedoch vor ſeiner Braut und ihrer Familie.

Es war der herbſte Bußtag ſeines Lebens, und die Stunde, wo er ſeiner Braut beichtete, die herbſte Stunde dieſes Tages. Man hätte wohl denken ſollen, die Unterlaſſungsſünden ſeiner vergeudeten Lehrjahre ſeyen nun genug geſühnt.

Inzwiſchen wurde es ſtadtkundig, daß der Leibmedicus in Ungnade gefallen ſey. Die Gegner jubelten ſchadenfroh, die Freunde erſchracken zwar heftig, freuten ſich aber doch nebenbei, denn einem

hervorragenden Manne gönnen die meiſten Leute den Sturz von Herzen, auch wenn ſie ſelber die Folgen dieſes Sturzes fürchten ſollten.

Beim Fürſten hatte bisher Niemand über den Doktor zu reden gewagt; denn ihn anzuſchwärzen getraute ſich Keiner, weil dies bei der geheimnißvollen Zuneigung gefährlich ſchien, rühmen wollte ihn aber auch Niemand, denn ſonſt hätte ja Sereniſſimus am Ende noch größere Stücke auf den Günſtling gehalten. Und auf alle Fälle war es mißlich, mit dem hohen Herren ein unerbetenes Wort zu reden. Jetzt aber lösten ſich die Zungen. Zuerſt gratulirte die Prinzeſſin ihrem Bruder, daß er ſich aus den Schlingen des Arztes befreit. Sie erzählte, das ganze Land athme auf nach dem Sturze des Günſtlings, und bemerkte nebenbei, daß ſogar an den Nachbarhöfen das Müller'ſche Regiment das peinlichſte Aufſehen erregt habe, ja mehrere verwandte Fürſtenhäuſer ſeyen auf dem Punkte geweſen, den Fürſten Caſimir brieflich abzumahnen von der Fortführung ſo unziemlichen Verkehrs mit einem gemeinen bürgerlichen Doktor.

Der Fürſt fiel aus den Wolken. Alſo unbefugte

Einflüſſe hatte dieſer Müller geübt, im Stillen ein Günſtlingsregiment geführt, das ganze Land in Parteien geſpalten! Ohnehin mißtrauiſchen Gemüthes ahnte der Herr mit einemmale ein Gewebe der ſchamloſeſten Ränke, welches dieſer junge Menſch, beiſpiellos kühn und verſchlagen, hinter ſeinem Rücken geſponnen. Auch über die räthſelhafte Heirath mit der Lehberg ging ihm nun plötzlich ein neues Licht auf. Er ließ den Hofmarſchall rufen und fragte ihn, wie es möglich ſey, daß die ſtolze alte Familie Lehberg einer Verbindung mit dem plebejiſchen Doktor Müller zugeſtimmt habe? und der Hofmarſchall, welcher jetzt wieder in ſeinem eigenſten Elemente ſchwamm, ſäumte nicht, dem Fürſten vollends die Augen zu öffnen. „Lediglich um Ew. Durchlaucht willen hat die Familie eingewilligt; denn da Müller das unbedingteſte fürſtliche Vertrauen genoß und ſo zu ſagen als des gnädigen Herren nächſter Freund vor dem ganzen Lande ſtand, ſo hat das Haus Lehberg ſeinen Familienſtolz gleichſam Ew. Durchlaucht ſelber zum Opfer gebracht.“ Dem Fürſten waren dieſe Worte wie Salz und Pfeffer auf eine friſche Wunde, und der Hofmarſchall, den Zorn wohl

erkennend, welcher verſteckt, aber tief hinter den kalten Zügen ſeines Herren arbeitete, ſäumte nicht, nun auch den ganzen Sagenkreis von Müllers Günſtlingsherrſchaft als geſchichtliche Wahrheit zu erzählen. Warum auch nicht? War es doch ſelbſt den ſchärfſten Köpfen dunkel, was hier Sage, was Geſchichte ſey.

Raſch zur That, beſchloß der Fürſt an dem entlarvten Betrüger, der ſo lange und geſchickt die falſche Rolle ſeines Vertrauten geſpielt und ausgebeutet, ein Exempel zu ſtatuiren und ließ ihn ſofort in Arreſt bringen. Der arme Leibmedicus hatte ohne ſein Zuthun das unverdiente Glück eines Günſtlings genoſſen; er ſollte jetzt ebenſo unverſchuldet von einer Höhe herunterſtürzen, auf welcher er niemals hatte ſtehen wollen, geſchweige daß er wirklich oben geſtanden hätte.

War aber der Fürſt auch Deſpot im Style ſeiner Zeit und perſönlich hart aus Grundſatz, ſo beſaß er doch keineswegs das verknöcherte Herz und den beſchränkten Geiſt eines Tyrannen. Darum kämpfte ſein Zorn bald mit zwei andern Regungen ſeiner Seele. Es dünkte ihm unritterlich, mit blinder Härte gegen einen Mann vorzugehen, der doch zunächſt

als Bräutigam des Fräuleins ſeiner nicht allzu ehrenhaften Leidenſchaft im Wege ſtand; ja es begannen peinigende Zweifel bei dem Fürſten aufzuſteigen, ob denn überhaupt ſein Groll nicht mehr dem Bräutigam gelte, als dem Leibmedicus, welcher mit ſeinem fälſchlich angemaßten Vertrauen Wucher getrieben. Daneben begann er ſich auch ſchon der fliegenden Hitze jener Leidenſchaft herzlich zu ſchämen. Andrerſeits ward dieſer Müller, der bisher aller Welt, nur ihm nicht, ein Räthſel geweſen, nunmehr ihm ſelber das allergrößte Räthſel. Er wollte mit eigenen Augen ſehen, ob ſich wirklich mit ſo treuherzigem Aeußeren ſolch eigennützige Schlauheit verbinden könne, er wollte ſelber in der Seele dieſes Heuchlers leſen, bevor er ihn verdammte, um alsdann deſto gründlicher die Menſchen durchſchauen und verachten zu lernen.

Alſo rief er den arretirten Doktor noch einmal vor ſich und nahm ihn ſcharf in's Gebet, daß er dem Frevler Stück für Stück das Geſtändniß ſeiner Umtriebe aus dem Munde zöge. Doch deſſen bedurfte es gar nicht. Der Doktor begann, ſeiner wahrhaften Natur gemäß, die ganze Geſchichte der ſtets

abgeläugneten und ſtets wieder aufgedrungenen Einflüſſe zu erzählen, wie ſie uns bekannt iſt, vom Briefe des Vetters bis zum Bittgeſuch des Hofmarſchalls. Anfangs zweifelte der Fürſt, dann begann er zu ſtaunen und zu glauben, und zuletzt lachte er gewaltig. Doktor Müller aber ſchloß höchſt ernſthaft mit den Worten: „Wer nur immer Fürſten nahe kommt, den ſtempelt das Volk ſofort zu einem Manne des Einfluſſes, er mag ſich ſtellen wie er will. So wird dann freilich der Fürſt für tauſend Dinge verantwortlich gemacht, von denen er keine Sylbe weiß und die ganze Umgebung ſündigt auf ſeinen Namen. Nun ſollte man meinen, da möge der Teufel — entſchuldigen Ew. Durchlaucht — Fürſt ſeyn. Allein die Sache iſt trotzdem nicht ſo ſchlimm, wie ſie ausſieht. Denn die Umgebung, welche dem Fürſten im Einzelnen ſo oft ſchadet, nützt ihm doch viel mehr im Ganzen. Weil ſie manchmal auf des Fürſten Namen ſündigt, ſo wird ſie im Volksmunde dann auch der Sündenbock für alle wirklichen Fehltritte des Herrſchers. Iſt der Fürſt gut, ſo ſagt man, er wäre noch viel beſſer, ja der beſte, wenn er nicht in ſo ſchlechter Umgebung lebte; iſt er aber ſchlecht,

ſo ſagt man, der Herr ſelber wäre ſo übel nicht, aber die ſchlimmen Freunde und Räthe, die verderben Alles. Kurzum der Fürſt mag treiben, was er will, ſo iſt er immer beſſer als ſeine Umgebung; dieſe aber mag ſchlafen oder wachen, ſo übt ſie doch immer Einflüſſe. Und alſo dürfen Ew. Durchlaucht auch mir meine Einflüſſe wider Willen nicht allzu hoch anrechnen; im Grunde wurden ſie doch nur durch Ew. Durchlaucht ſelber geſchaffen, indem Sie mich zu einer ſo geheimnißvollen Art von Leibmedicus gemacht.“

Der Fürſt freute ſich bereits im Stillen über das ehrliche, geſcheidte Weſen des Doktors, denn er ſah nun doch, daß ihn ſein Blick bei dieſem Manne von Anbeginn nicht betrogen. Allein er wollte nicht wiederum voreilig handeln; darum ſchickte er ihn einſtweilen mit tröſtendem Wort nach Hauſe und forſchte der Sache weiter nach. Trotz aller Verleumdung, die jetzt hageldick auf den gefallenen Günſtling regnete, fand Caſimir dennoch die Wahrheit der Erzählung des Arztes immer klarer beſtätigt. Nach etlichen Tagen ließ er ihn darum wieder zu ſich rufen und ſagte, er habe ihn in fünf Dingen

als einen ſeltenen Mann erfunden, erſtlich ſey er beſcheiden und voll Selbſterkenntniß, zweitens verſchwiegen, drittens wahrhaftig, viertens wolle er keine Einflüſſe üben und fünftens ſey er bei alledem durchtrieben ſchlau und voller Mutterwitz wie der älteſte Politicus. Die Welt habe ihn zu ſeinem Vertrauten gemacht, da er es nicht geweſen, von nun an ſolle er es wirklich ſeyn, da die Welt ihn für geſtürzt und verungnadet halte. Er befahl darum dem Leibmedicus, an jedem Morgen wieder zum ärztlichen Beſuch zu erſcheinen, fragte aber nicht mehr blos nach dem Wetter und Befinden, ſondern forderte ſeinen Rath in allen wichtigen Regierungsangelegenheiten. Der Doktor hängte inzwiſchen ſeine verſpäteten mediciniſchen Studien völlig an den Nagel und ſuchte ſich ganz unter der Hand mit ſtaatsrechtlichen und politiſchen Dingen bekannter zu machen, wozu in ſelbiger Zeit und für den Hausbedarf eines kleinen Reichsfürſten noch nicht ſo viel gehörte als heutzutage. Nach Jahresfriſt entpuppte ſich der Leibmedicus zum größten und letzten Staunen des Ländchens zum fürſtlichen Kabinetsdirektor und als ſolcher heirathete er dann auch Fräulein von Lehberg. Der

Fürſt war der liebenswürdigen Dame noch immer herzlich gewogen, nur nicht mit ſo ſtürmiſcher Leidenſchaft wie am Anfang.

Die Leute wollten es lange nicht glauben, daß Doktor Müller wieder zu vollen Gnaden gekommen ſey, und als es ihnen endlich im Dekrete des Kabinetsdirektors ſchriftlich beurkundet wurde, meinten ſie, äußerlich habe der Doktor allerdings Genugthuung gefunden, aber den ungemeſſenen perſönlichen Einfluß wie in der erſten Zeit, die volle Freundſchaft des Fürſten, wie vor dem Sturze, beſitze er doch nicht mehr. Müller war klug genug, das ganze Land in dieſem Glauben zu laſſen und wurde viel weniger beſtürmt und beneidet, als er wirklich im nächſten Vertrauen des Fürſten ſtand, denn zu der Zeit, da man ihm dieſes Vertrauen blos andichtete.

Der Dachs auf Lichtmeß.

In einer kleinen ſchwäbiſchen Reichsſtadt zeigte man vordem zwei Wahrzeichen: ein mächtiges zweihandiges Ritterſchwert, welches im Rathhauſe aufbewahrt wurde — man nannte es „des Dachsburgers Schwert“ — und einen ſieben Fuß langen Sandſteinblock vor der Schmiede am Marktplatz — man nannte ihn „des Dachsburgers Bett.“ Wer der Spur dieſes Namens weiter nachging, der fand die Trümmer der Dachsburg mehrere Stunden nordwärts im Gebirge und zwiſchen der Burg und der Stadt eine Waldſchlucht, „die Dachsfalle“ genannt.

Das ehemalige Reichsſtädtlein iſt inzwiſchen faſt zu einem Dorfe heruntergekommen, das Schwert vom Rathhauſe ward an den Juden verkauft, der es dann weiter in das Raritätenkabinet eines Engländers verhandelte, und der Stein vor der Schmiede, auf welchem ſeit undenklicher Zeit die Schulkinder geſpielt, wurde zerſchlagen und in den Sockel des

neuen Spritzenhauſes vermauert. Nur die „Dachsfalle“ hat ſich noch als Namen eines Waldbezirkes auf den Flurkarten der Gemeinde erhalten und von der Dachsburg blieb ein mäßiger Trümmerreſt. Eine Sage dagegen, welche Burg, Falle, Bett und Schwert miteinander verknüpft, lebt in voller Friſche fort trotz allen Wandels der Geſchlechter bis auf dieſen Tag.

In den alten Ritterzeiten, ſo erzählt ſie, wurden die Bürger arg gequält von dem Ritter von Dachsburg, welchen man meiſtens kurzweg „den Dachs“ hieß. Wo er ihnen auflauern und Hab' und Gut wegſchnappen konnte, da that er's. Am liebſten hätte er gleich das ganze Städtlein eingeſteckt, allein es war doch etwas zu groß für ſeine Taſchen. Auch däuchte es ihm kurzweiliger, auf ſcharfem Roß in's Weite zu ſchweifen, als Mauern und Thürme zu berennen. So lange daher die Bürger hinter ihrem Stadtgraben blieben, hatten ſie Ruhe; zog aber Einer auch nur ein paar Stunden über Feld, ſo ſtand Geld und Freiheit auf dem Spiel.

Ein ſolcher Stadtarreſt kann auf die Dauer auch dem geduldigſten Deutſchen zu arg werden. Da ſich

die Bürger aber zu ſchwach fühlten, für ſich allein dem Dachs zu Leibe zu rücken, ſo ſchloſſen ſie heimlich ein Schutz- und Trutzbündniß mit mehreren Nachbarſtädten; allein der Ritter kam ihnen auf die Schliche und verbündete ſich nun auch ſeinerſeits mit mehreren benachbarten Rittern. So ward aus der Wegelagerei ein kleiner Krieg.

Da webte und wimmelte es nun auf einmal in dem Städtchen wie in einem Ameiſenhaufen, wenn ein Knabe mit dem Stock hineinſtößt; denn die ſonſt ſo friedſamen Bürger fühlten wohl, was es heiße, als kriegführende Macht auf die Bühne zu treten. In den Kramläden und Werkſtätten war allgemeiner Feiertag, auf den Gaſſen dagegen, in den Schenken, im Zeughaus, im Rathhaus wie nicht minder im Rathskeller wogte Jung und Alt geſchäftig durcheinander. Ein Jeglicher hatte Pläne, Warnungen und Prophezeiungen in der Taſche, Jeder wollte reden, Einige ſogar hören, was Andere redeten, und vom Schuſterjungen bis zum Bürgermeiſter erſchienen Alle als geborene Heerführer und Staatsmänner, deren Gaben bisher nur verborgen geruht. Vorab aber galt es als das Zeichen eines wahren

Patrioten, völlig zu vergeſſen, daß es noch irgend ein ander Ding in der Welt gebe als die drohende Fehde mit dem Dachs und ſeinen Spießgeſellen.

Von alle dieſem war nur ein einziger Mann ausgenommen: der Schmied Michael am Marktplatz. Er ſchmiedete in ſeiner Werkſtatt weiter, als ob gar kein Dachsburger im Lande ſey, ging nur dann zur Schenke, wann er Durſt hatte, trank ſeine Kanne und redete wenig, pfiff und ſang ſogar noch ſeine alten Liedlein, während die ganze übrige Bürgerſchaft bloß Kriegsmärſche pfiff, und verließ ſein Haus nur, wenn es draußen wirklich etwas zu thun gab.

Ja noch mehr. Er hatte ſtadtkundigerweiſe eine Liebſchaft mit einer Bauerndirne, gut eine Stunde vor dem Thor, und blieb verliebt vor wie nach und beſuchte ſogar ſeinen Schatz dreimal in der Woche, wie er ſchon lange zu thun pflegte, als noch kein Menſch von einem Krieg träumte.

Die Andern ſchalten ihn darum einen läſſigen Bürger, einen ſchlechten Chriſten ohne Gemeingeiſt und faßten dies nach landesüblicher Weiſe bündig in ein Wort, indem ſie ihn „Michel Leimſieder“

nannten. Doch hätte man ihm ſeine politiſche Leimſiederei vielleicht noch verziehen, wäre er wenigſtens in ein eingeborenes Stadtkind verliebt geweſen; allein ſeine Trude war ein Bauernkind, und nicht einmal eines Vollbauern, ſondern eines eingewanderten Söldnerbauern Tochter, zählte alſo ſelbſt unter dem Bauernvolk zum hergelaufenen Pack. Und um einer ſolchen Dirne willen vergaß der reichsſtädtiſche Zunftmann für's Heil der Stadt zu zechen, zu rathen und zu reden! Die Liebſchaft konnten ſie dem unpatriotiſchen Schmied nicht wehren, aber das Heirathen wenigſtens wollten ſie ihm verſalzen; ſo gelobten ſich's die Rathsleute und die Zunftgenoſſen.

Die Stadt, vom Hügel zum Flüßchen niederſteigend, hatte oben einen trockenen Graben und unten einen naſſen und dem entſprechend zwei Thore, das Bergthor und das Bachthor. Nach altem Brauch war der Vertheidigungsplan auf die Zunftordnung gegründet, ſo daß jede Zunft ihr beſonderes Stück Stadtmauer zu beſetzen hatte. Die trockene Bergſeite war von Natur minder feſt als die Bachſeite; es fügte ſich darum ganz bequem, daß man die zahlreichen Zünfte, welche im Trockenen arbeiten, die

Schmiede, Schuſter, Schneider, Bauleute, Bäcker und Metzger an die trockene Seite poſtirte, dagegen die kleine Schaar der Gerber, Fiſcher, Brauer, Schenkwirthe und ähnliche feuchte Berufe an die Bachſeite. Die wichtigſten Punkte waren jedenfalls die beiden Thore; am Bachthor hielten darum die fauſtſtarken Gerber Wacht, am Bergthor die noch nervigeren Schmiede.

Nun galt freilich vordem Michael der Schmied für den ſtärkſten und kühnſten Mann in der ganzen Stadt, und man hätte ihm gerne den Befehl am Bergthor übertragen, wäre er nicht neuerdings Michel der Leimſieder geworden. So aber hielt der Rath dafür, daß ein ſo gleichgültiger, ſtummer und ſelbſtgenügſamer Mann für den gefährlichſten Poſten nichts tauge und ſtellte ihn in die Reſerve zu den alten Leuten und unbärtigen Jungen. Der Schmied nahm das ganz ruhig hin, als ob ſich's von ſelbſt verſtünde und ſchmiedete ruhig fort an ſeiner Eſſe.

Inzwiſchen war dem Rath die geheime Kunde geworden, daß der Dachsburger nächſte Woche auf Lichtmeß mit ſeinen Freunden zuſammenſtoßen und in alſo vereinter Macht einen Hauptſtreich wider das

Städtlein führen werde. Es galt, dieſer Vereinigung der Gegner zuvorzukommen, und zwar ſtand die Sache derart auf Spitz und Knopf, daß man den Dachs entweder in dem Augenblick überfallen mußte, wo er ſeine Burg verlaſſen, den Sammelplatz der Gefährten aber noch nicht erreicht hatte, oder, wenn dieſe einzige Stunde verſäumt würde, Verzicht leiſtete auf jeden Angriff und hinter den ſchwachen Mauern alle Plage einer ſehr bedenklichen Belagerung auf ſich nahm.

Um dem Ritter den Weg zu verlegen, mußten aber die Bürger wenigſtens den Sammelplatz wiſſen, gen welchen er auf Lichtmeß von ſeiner Burg ziehen wolle. Sie ſchickten zu dem Ende drei Kundſchafter aus: einen Metzgerknecht, einen Schuſtergeſellen und einen Schneiderjungen.

Allein die Späher kamen nicht wieder, ſondern ſtatt ihrer ein Bote des Ritters, vermeldend, ſein Herr habe jene Drei auf verdächtigen Wegen ertappt und feſtgenommen, ſey aber bereit, ſie gegen ſehr billiges Löſegeld auszuliefern. Wolle ihm der Rath ſtatt des Metzgers ein Paar fette Maſtochſen, ſtatt des Schuſters ein Paar feiſte Schweine und ſtatt

des Schneiders, der gar leicht und mager ſey, ein Paar zarte junge Zicklein ſenden, nebſt ſechs Malterſäcken Korn als Brod zum Fleiſche, dann könne er die drei Burſche im Stadtwald gegen Quittung wieder in Empfang nehmen.

Die Bürger waren außer ſich über dieſen neuen Schaden ſammt dem Spott; dazu drängte die Zeit, denn morgen bereits ſtand Lichtmeß im Kalender. Schon früh am Tage hielt man Kriegsrath auf dem Rathhauſe. Im engeren Ringe ſtanden die Hauptleute der Zünfte wie auch die Führer einiger fremder Mannſchaft, die von den befreundeten Nachbarſtädten herübergeſchickt worden war, im weiteren Ring die andern bewaffneten Bürger als Zuhörer.

Es drohte aber eine bedenkliche Spaltung; denn einem Theile war die Nachricht, der Dachsburger wolle auf Lichtmeß ausziehen, nachgerade ſo verdächtig worden, daß ſie behaupteten, der Ritter ſelber habe ſie ausgeſprengt, um die Stadt irre zu führen, und die Gefangennahme der Späher ſey bereits die erſte Frucht ſeiner gelungenen Liſt. Die Andern dagegen hielten die Kunde für ächt und begehrten den Ausmarſch auf morgen, nur konnte

Keiner genau ſagen, wohin man eigentlich marſchiren ſolle.

Um den Streit zu ſchlichten, forſchte man nun — freilich etwas ſpät — genauer nach, woher denn eigentlich jene geheime Kunde gekommen?

Der Bürgermeiſter ſagte, er habe ſie vom Zunftmeiſter der Gerber, der Zunftmeiſter, er habe ſie von ſeinem Wachpoſten am Bachthor, der Wachpoſten, er habe ſie von einem fremden Bauern, der in voriger Woche früh Morgens zwiſchen Licht und Dunkel an's Thor gekommen ſey, woher ſie aber der Bauer habe, das wiſſe er nicht.

Nun hatten die Zweifler gewonnen Spiel. „Auf ſolche Gewähr," riefen ſie entrüſtet, „ängſtet man die ganze Stadt und will uns gar vor's Thor führen, daß wir dem Dachs deſto ſicherer in den Rachen laufen!"

Da ſchallte aus den hinterſten Reihen der Zuhörer eine dröhnende Baßſtimme: „Die Nachricht iſt dennoch ächt; morgen zieht der Dachs aus ſeiner Höhle!"

„Wollt Ihr etwa bürgen für den fremden Bauersmann?" fragte ſtrafend der Bürgermeiſter den unberufenen Redner.

„Ja! denn der Bauer war ich ſelber!“ antwortete die Stimme, und zugleich ſah man die hohe Geſtalt Michaels des Schmieds aus der Menge ſich emporrichten.

„Und wer hat Euch jene Mähr aufgebunden?“

„Ich erlauſchte ſie von des Ritters Leuten, da ich vorige Woche, wie gewöhnlich, des Abends als Bauer verkleidet den Söldnerbauer und ſeine Tochter beſuchte.“

„Das iſt kein zuverläſſiger Bote, der auf Liebesabenteuer zieht, indeß wir hier, wie auch ihm ziemte, den Schlaf uns abbrechen, um die Stadt zu bewachen!“ rief der Gerberzunftmeiſter, der Befehlshaber am Bachthor.

Ruhig erwiderte Michel Leimſieder: „Hättet Ihr wirklich die Stadt bewacht, ſo hätte ich nicht auf Liebesabenteuer ausziehen können. Denn ſeht, ich bin in den letzten vierzehn Tagen ſechsmal bei Nacht über die Mauer geſtiegen und durch den Graben gewatet, hart neben Eurem Bachthor, und Keiner hat mich erblickt.“

Dieſe kurze Zwieſprach begann die Stimmung der Menge bereits zu wenden. Man drängte und

ſchob den Schmied in den engern Ring; Vielen dämmerte es ſchon, daß der Leimſieder allein ſchweigend gehandelt habe, während die Andern blos redeten, wie man handeln ſolle, und daß der einzige Politikus in der Stadt ein Verliebter ſey. Alle lauſchten athemlos den weiteren Antworten Michels, die ſo kurz und ſchwer fielen, wie Hammerſchläge auf den Ambos.

„Warum," fragte der Bürgermeiſter, „habt Ihr mir nicht ſofort pflichtmäßig Anzeige gemacht von dem erlauſchten Geheimniß?"

„Weil ich gern meine eigenen Pfade im Stillen gehe, und den nächtlichen Weg zum Söldnerbauer hättet Ihr mir doch gar zu gerne verlegt. Uebrigens glaubtet ihr ja Alle, was ich dem Wachpoſten entdeckte, ungeprüft. Alſo konnte ich ſchweigen. Heute, wo man laut zu zweifeln beginnt, rede ich."

„Da Michel Alles weiß, ſo kann er uns vielleicht auch ſagen, welchen Weges morgen der Dachsburger ziehen wird?" ſagte der Gerbermeiſter in zornigem Spott.

„Allerdings," erwiderte der Leimſieder trocken.

„Und habt Ihr das auch von den Knechten des Ritters?“

„Nein, ſondern vom Ritter ſelber.“ Und wiederum ſchwieg er, als harre er weiterer Fragen.

„Himmel und Welt!“ rief der Bürgermeiſter, „lauf' doch Einer in die Werkſtatt des Schmieds und hole die große Zange, daß wir ihm die Worte etwas leichter aus dem Munde ziehen können!“

„Die Zange brauchen wir jetzt nicht,“ ſagte Michel, „aber den Hammer werden wir brauchen, morgen früh vorab, wenn es wider den Dachsburger geht. Und jetzt höret das Uebrige. Ich ſelber habe dem Ritter unſere drei Kundſchafter fangen helfen. Das kam nämlich ſo: es ließ mir keine Ruhe, ich mußte Näheres erforſchen über den Plan unſeres Feindes. Ich ſchlich mich daher in einem Bauernkittel zum Müller in der Lohe, wo der Dachs mit ſeinen Knechten und einer Schaar Bauern hielt, die er dorthin entboten, um mit ihrer Hülfe ein waidgerechtes Treibjagen auf die drei ſtädtiſchen Kundſchafter anzuſtellen. Die Bauern kennen mich Alle, aber Keiner wird mich verrathen, denn wegen des Söldnerbauern Gertrud halten ſie mich für ihres

Gleichen. So wurde ich alſo mit ihnen im Treiben aufgeſtellt. Natürlich hatte ich die Abſicht, unſere drei Leute auf meiner Linie auskommen zu laſſen, und das wäre auch geſchehen, wenn ſie nicht gar zu ſelbſtgewiß all' meine Winke verachtet hätten. Mögen ſie's alſo haben. Nach vollführtem Fang bewirthete uns der Ritter auf der Mühle, und als er nach manchem tiefen Trunk etwas ſtark redſelig wieder zu Pferde ſtieg, blickte er nach dem Mond und ſagte zu mir, der ich das Roß am Zügel hielt: „Wachſend Licht und Oſtwind — das gute Wetter wird Stand halten. Sonnenſchein auf Lichtmeß! Der Dachs wird ſeinen Schatten ſehen, wenn er aus der Höhle tritt. Bäuerlein! Wie heißt der Spruch vom Dachs auf Lichtmeß?“ Da erwiderte ich: „Sieht der Dachs auf Lichtmeß ſeinen Schatten, ſo kriecht er auf vier Wochen wieder in den Bau zurück.“ Der Ritter lachte und rief zu ſeinen Leuten, indem er dem Pferd die Sporen gab: „Heuer wird der Dachs den Spruch zu Schanden machen!“ Ich verſtand wohl, was er meinte, und ſchlich in meiner Angſt dem Reiterzuge nach, der im Schritt den ſteilen Berg hinanklomm. Indem ich nun ſo im Schatten

des Waldſaumes nebenher huſchte, vernahm ich, wie der Ritter von der Kloſterwieſe als dem Sammelplatze ſprach, wo er auf Lichtmeß am Vormittag mit ſeinen Freunden zuſammentreffen wolle. Von der Burg zur Wieſe gibt es aber nur einen Weg für berittene Mannen, nämlich durch die Schlucht im Rauchholz. Dort müſſen wir morgen zur rechten Stunde lauern oder nirgends; und nun wiſſet ihr Alles, was ich ſelber weiß."

Michael wollte beſcheiden wieder auf ſeinen Platz zurückgehen, aber die Andern duldeten das nicht; Jeder wollte ihn ausfragen, beloben, ſeinen Rath hören: der Leimſieder war mit einemmale der Mann der Volksgunſt geworden, obgleich ſich doch Alle vor ihm hätten ſchämen ſollen, als vor ihrem leibhaften böſen Gewiſſen, welches ihnen wie ein Spiegel, nur im verkehrten Bild, die eigenen Mängel vorhielt. Keiner zwar zupfte ſich an der eigenen Naſe, ſondern ein Jeder ſeinen Nebenmann, und es gab ein babyloniſches Gewirr, in welchem das Lob des Schmieds mit den gegenſeitigen Vorwürfen der Einzelnen zuſammenfloß.

Nun fand ſich's auch urplötzlich, daß es in der

Rüſtkammer fehle und im Proviantgewölbe; denn Alle hatten geredet, Keiner gerüſtet, Alle gezecht, Keiner gehandelt, den Leimſieder ausgenommen, der ſein Haus beſtellt hatte für jeden Fall, während er ganz ſtill ſeinem Tagewerk und ſeiner Liebſchaft nachging.

So endete er auch jetzt den gräulichen Tumult, indem er ſeinen Harniſch zeigte, der gefeſtet und blank geputzt, und ſein Schwert, das ſcharf geſchliffen war, und ſich erbot, dem Dachsburger ſelber in der Waldſchlucht zu Leibe zu gehen, wofern ihn nur zwölf tüchtige Burſche begleiten wollten. Die fanden ſich bald, und die Befehlshaber redeten auch kein Wort wider das Wagniß, denn ſie fürchteten ſchon, der Leimſieder möge ihnen Allen über den Kopf wachſen; werde er etwa vom Ritter geduckt, ſo ſey es gerade kein Unglück.

Am andern Morgen zog Michael zum Thor aus, nicht mit zwölf, ſondern mit dreißig Genoſſen, denn Thatkraft lockt zur That. Ein größerer Haufe marſchirte in der Richtung der Kloſterwieſe, um, mit Vermeidung eines Gefechts, die dort ſich verſammelnden andern Ritter zur Seite zu locken, daß ſie

nicht etwa dem Dachsburger entgegenritten. So hatte es der Leimſieder ſchon längſt im Stillen ausgedacht.

Lautlos ſtrich er mit ſeiner Schaar in der frühen Dämmerung durch den Wald, und ſtellte in der Schlucht die Zünftler in's Verſteck hinter die Bäume und Felsſtücke. In der Rechten hielt er den wuchtigen Schmiedehammer, das Schwert ruhte in der Scheide, über der Rüſtung trug er den Bauernkittel, in welchen er ſich ſo oft zu ganz andern Abenteuern verhüllt hatte. „Sonnenſchein auf Lichtmeß!“ war der Feldruf der Städter an dieſem Tage.

Als eben die ſpäte Februarſonne hellglänzend durch die laubloſen Wipfel aufſtrahlte, nahte ſich der Ritter, ſorglos den engen ſteinigen Pfad herabreitend, die Knechte folgten ihm, Einer hinter dem Andern, denn der Weg bot nicht Raum für zwei. Der Harniſch des Dachſes glühte im goldenen Licht und der Schatten von Roß und Mann fiel langgeſtreckt vor ihm her.

Da trat ihm auf zwölf Schritt der Schmied aus dem Gebüſch entgegen. „Sonnenſchein auf Lichtmeß!“ rief er. „Herr Ritter, Ihr macht ein Sprüchwort zu Schanden: Der Dachs ſieht ſeinen Schatten,

aber er kehrt nicht mehr in ſeinen Bau zurück!“ Und bei dieſen Worten warf er den Hammer im Bogen dem geharniſchten Mann entgegen; — er hatte den Wurf oft daheim geübt, während die Andern auf dem Rathhaus Reden übten. Der Hammer ſauste dem Gegner an den Kopf; doch ſchlug er ihm nur den Helm herab, welcher loſe und bequem aufgeſetzt geweſen. Allein das Roß ſcheute, bäumte, und ehe der erſchrockene Reiter des erſchrocknen Thieres Meiſter ward, ſtürzte es im Geſtein des abſchüſſigen Pfades. Mit dem Sturz aber kamen dem kampfgewohnten Manne die Sinne wieder; im Nu war er aus den Bügeln, auf den Beinen, zog das Schwert und ſprang dem Schmied entgegen, der kaum raſch genug ſein eigen Schwert aus der Scheide reißen konnte. Sie prallten Beide gleichzeitig aneinander.

„Sonnenſchein auf Lichtmeß!“ ſchrie der Leimſieder und hämmerte in fürchterlichen Naturhieben auf des Gegners Harniſch, als hätte er glühendes Eiſen auf dem Amboß.

„Ich will Dir den Sonnenſchein auf ewig verdunkeln!“ erwiderte der Ritter und gab ihm zugleich

die Hiebe kunſtgerechter, doch nicht minder kräftig heim.

„Sonnenſchein und Sturm zugleich!“ rief der Michel. „Wenn's auf Lichtmeß ſtürmt und tobt, der Bauer ſich das Wetter lobt!“ und ſchlug dem Ritter einen Querhieb in's Geſicht, daß das Blut die Backen herunterrann.

Nun kam auch dem Dachs der Humor: „Lichtmeß hell, gerbt dem Bauer das Fell!“ entgegnete er und zog dem Michel einen Hieb über die linke Schulter, daß er dachte, er habe den Bauer durch und durch geſpalten. Aber der Harniſch, an welchem der Leimſieder gehämmert, während ſeine Mitbürger Stroh gedroſchen, fing den Streich auf und nur der Bauernkittel, in Fetzen geſchlagen, fiel von der Schulter, daß der Schmied plötzlich in blanker Rüſtung wie ein Junker vor dem Ritter ſtand.

„Lichtmeß dumper, macht den Bauer zum Junker!“ donnerte Michel nun, die richtige zweite Halbſtrophe zu der eben geſprochenen erſten des Ritters fügend.

„Wird der Bauer zum Junker, geht die Welt unter!“ rief der Dachs mit entſprechendem Streich.

„Für Dich geht ſie unter heut' auf ewig," antwortete der Leimſieder mit entſprechendem Gegenſtreich. Und mit der Loſung „Sonnenſchein auf Lichtmeß!" fiel er immer wüthender den Ritter an.

„Auf Lichtmeß ſieht der Bauer lieber den Wolf in der Heerde als die Sonne am Himmel!" brüllte der Ritter. „Ihr ſollt den Wolf haben und die Sonne zugleich!" und ſchwang ſein Schwert gewaltig über Michel's Kopf.

Der Ritter behielt das letzte Wort: der Schmied wußte keinen Wetterſpruch von Lichtmeß mehr, aber er behielt den letzten Hieb. Denn kaum hatte der Dachsburger jenes Wort geſprochen, ſo ſpaltete ihm der Leimſieder den Schädel und rief: „Schweigen iſt auch eine Antwort!"

Der Fall des Führers entſchied den Tag. Des Schmieds Genoſſen hatten leichtes Spiel mit den Knechten des Ritters. Roß und Rüſtung, welche dieſen im offenen Felde ſo oft den Sieg verſchafft über die Städter, wurden in der engen Felsſchlucht ihr eigenes Verderben. Als ſie vollends den Herren fallen ſahen, wandten ſie ſich zur Flucht. Doch wurden Etliche niedergemacht und gefangen.

Die Bundesgenoſſen auf der Kloſterwieſe harrten bis Mittag ihres Freundes, da meldete ihnen gleichzeitig das Jubelgeſchrei und Glockengeläute von der Stadt herüber und ein verſprengter Knecht, der aus der Schlucht entronnen war, des Dachsburgers Schickſal. Sie gingen für diesmal auseinander und kamen ſo bald nicht wieder.

Die Bürger aber in der Schlucht, welche von Stund an die „Dachsfalle" hieß, luden die Leiche des Ritters ſammt Schwert und Rüſtung auf ſein Pferd und führten dieſes Siegeszeichen zur Stadt; Michael der Leimſieder ging mit dem Hammer an der Spitze des Zuges. Als ſie an dem Hauſe des Söldnerbauern vorbeikamen, nahm er den Alten zur Rechten und die Gertrud zur Linken. Den zerfetzten Bauernkittel trug der jüngſte Lehrjunge der Schmiedezunft ganz hinten auf einem Spieße wie ein erbeutetes Banner.

So ſchritt die abenteuerliche Rotte zum Thore herein. Am Marktplatz machte man Halt und legte die Leiche des Ritters auf dem Stein vor der Schmiede wie auf einem Paradebett aus, daß Jeder ſich überzeugen konnte, es ſey auch wirklich der

Dachsburger und kein Anderer, den Michael gefällt. Es zeigte ſich, daß der Ritter auf's Haar ſo lang war wie der Stein, nämlich ſieben Fuß, gleich als ſey der Stein, der ſchon ſeit undenklicher Zeit dort lag, eigens für ihn zurecht gehauen worden. Das alte zweihandige Ritterſchwert, wie es damals ſchon kein Menſch mehr zu führen pflegte, ward zu ewigem Gedächtniß im Rathhaus aufbewahrt. Es kam von da der Brauch auf, neu eingeſchworenen Bürgern dieſes Schwert zu zeigen, damit ſie im Andenken an Michael den Leimſieder erkennen möchten, daß wenig reden und viel handeln die erſte Bürgertugend ſey. Als Löſegeld für den gefangenen Metzger, Schuſter und Schneider ſchickte man die Leiche des Dachsburger's ſeiner Familie zurück. Er hatte bekanntlich die Gefangenen gegen Maſtochſen, Maſtſchweine und junge Geisböcke ausliefern wollen. Ein Mönch im Städtlein fand dieſe Wendung ſo bedeutſam, daß er am nächſten Sonntag ſehr erbaulich darüber predigte.

Michael heirathete ſeine Gertrud ohne Einſprache, wie ſich von ſelbſt verſteht. Seine Freunde behaupteten noch lange nachher, nie im Leben, nicht einmal

an ſeinem Hochzeitstage, ſey er ſo geſprächig geweſen wie in der Dachsfalle, als er mit Hieben gewettert und mit Wetterregeln dreingehauen habe. Und doch ſey er auch dort das letzte Wort ſchuldig geblieben, nicht aber den letzten Hieb. Der Spitzname des Leimſieders ward, wie das damals ſo oft geſchah, zum Familiennamen. Die Familie blieb in hohen Ehren, ſoll jedoch in ſpäterer verfeinerter Zeit jenen Namen abgelegt haben, ſo daß mehrere große Männer deutſcher Nation, die ohne Zweifel aus dem Hauſe Michael's ſtammten, den Zuſammenhang mit ihrem Ahnherrn nicht mehr durch den Namen, ſondern blos durch ihre Thaten nachweiſen konnten, ganz im Geiſte Michael's.

In unſern Tagen, wo man zu jeder alten Sage ſofort eine noch viel ältere Parallelſage aufſpürt, wollen ſogar einige Gelehrte behaupten, nicht Michael Obertraut aus dem dreißigjährigen Kriege, ſondern dieſer Michael Leimſieder ſey der urſprüngliche deutſche Michel geweſen, der verſpottet ſchweigt, wenn die weiſen Politiker reden, aber zu allerletzt das Wort und den Hieb führt, wenn Jenen ihr Latein ausgeht.

Der Fluch der Schönheit.

Erſtes Kapitel.

Daß der Schneidermeiſter Haſelborn von Weilburg den ſchönſten Buben in der ganzen Stadt kriegen würde, ein ſo bildſchönes Kind, wie man ſeit Menſchengedenken keines geſehen, das hätte Niemand gedacht. Und doch war es ſo.

Nun hat es freilich mit der Schönheit neugeborener Kinder nicht viel auf ſich; denn welch verkümmerte Blüthe kann ſich nicht raſch aus der lieblichen Knospe entwickeln, und wer fragt überdies bei einem Knaben, und gar bei einem Schneidersſohn, zuerſt nach der Schönheit?

Allein der kleine Haſelborn war ſo fein und wohlgebildet in allen Gliedern und kam mit einem ſo vollkommenen Engelsköpfchen zur Welt, daß ſchon die Hebamme, als ſie den Neugeborenen in das erſte Bad legte, bewundernd ausrief: „So bildſchön muß

das Chriſtkind in der Krippe geweſen ſeyn!“ Dieſes Lob aber war ſicher parteilos; denn die Hebamme galt für eine neidiſche Frau und war der Schneiderin beſonders auffäſſig.

Freilich rief ſie dann auch gleich nachher: „Ach, welch ein Unglück, daß das Kind ſo ſchön iſt!“ Die Eltern fragten erſtaunt, was das heißen ſolle? und die Hebamme fand eine Weil' keine Antwort und redete ſich dann verlegen aus, es ſey ihr eben durch den Sinn gefahren, ſie wiſſe ſelbſt nicht wie, als ob das Kind gar zu ſchön ſey für dieſe Welt. Auch prophezeie man ja von einem Kinde, welches ſchon gleich einem fertigen Engel in der erſten Windel liegt, daß es nicht lange bei uns bleiben dürfe. Die Eltern verwünſchten im Stillen die neidiſche Kröte, der ſie doch für die kaum geleiſtete Hülfe danken mußten und hielten nun erſt ihr Kind für noch einmal ſo ſchön. Doch wachten ſie Jahre lang mit äußerſter Angſt über der Geſundheit des Kleinen, damit er ihnen nicht wegen ſeiner Schönheit hinweg genommen werde, zumal er nicht nur ihr erſtes Kind war, ſondern auch das einzige blieb.

Der ſchönſte Knabe mußte auch den ſchönſten

Namen bekommen. Die Eltern ſannen einen ganzen Tag, welches in ihrer Verwandtſchaft der ſchönſte Name ſey und erinnerten ſich eines weitläuftigen Vetters Amos Haſelborn. Da den Proteſtanten damaliger Zeit — es war im Jahre 1610 — die altteſtamentlichen Namen beſonders fromm und kräftig klangen, unter dieſen aber „Amos“ als recht auffallend fremdartig hervorleuchtete, ſo wählte ihn der alte Haſelborn; denn was weit her iſt, das gefiel den Schneidern zu allen Zeiten.

Am dritten Tage ward das Kind in der Stadtkirche auf den Namen des Dritten unter den kleinen Propheten getauft. Der Pfarrer hielt die Taufrede über zwei Stellen des bibliſchen Namenspatrons. Zunächſt Amos am achten, Vers eins bis drei: „Der Herr Herr zeigete mir ein Geſichte, und ſiehe, da ſtund ein Korb mit Obſt. Und er ſprach: Was ſieheſt du, Amos? Ich aber antwortete: einen Korb mit Obſt. Da ſprach der Herr zu mir: Das Ende iſt kommen über mein Volk Iſrael; ich will ihm nicht mehr überſehen. Und die Lieder in den Kirchen ſollen in ein Heulen verkehrt werden zur ſelbigen Zeit, ſpricht der Herr Herr: Es werden viel todter

Leichnam liegen an allen Orten, die man heimlich wegtragen wird."

Das Prophetenwort auf die Gegenwart deutend, ſprach der Pfarrer von der betrübten Zeit, welcher jetzt Alle ſichtbar entgegengingen und die kaum geborenen Kinder vielleicht noch mehr als die Alten. Es war nämlich in den beiden Vorjahren die proteſtantiſche Union und die katholiſche Liga abgeſchloſſen worden; man rüſtete; Spinola mit ſeinen Spaniern lag bereits in Weſel und die Kunde von der Ermordung des Franzoſenkönigs Heinrich's IV. drang eben durch das deutſche Land. Niemand wußte, was da kommen ſolle und eine Ahnung ſchwerer Tage laſtete auf allen Gemüthern. Der Pfarrer benützte ſie zu mahnendem Wort, wandte ſich dann aber zu der andern Stelle ſeines Textes, den beiden Schlußverſen des Propheten Amos: „Aber ich will die Gefängniß meines Volkes Iſrael wieder wenden, daß ſie ſollen die wüſten Städte bauen und bewohnen, Weinberge pflanzen und Wein davon trinken, Gärten machen und Früchte daraus eſſen. Denn ich will ſie in ihr Land pflanzen, daß ſie nicht mehr aus ihrem Lande gerottet werden, das ich ihnen

geben werde, ſpricht der Herr dein Gott.“ Dieſe glückſelige Zeit — ſo wünſchte der Pfarrer — möge wenigſtens der Täufling noch mit leiblichen Augen ſchauen im deutſchen Land, und wenn die Alten auch in der Trübſal hinweggenommen würden, ſo möge ihnen Gott doch noch viel größere Herrlichkeit bereiten im himmliſchen Jeruſalem.

Der Schneider und ſeine Frau fanden die Rede etwas zu ſchwarz für eine Taufe, auch meinte er, die Naſſau-Weilburger wenigſtens könnten doch ganz ruhig dem drohenden Weltkrieg entgegenſehen, denn Graf Ludwig habe ſich ja neutral erklärt, und die Schneiderin dachte im ſtillen Sinn, das Wort der leidigen Hebamme, welche den wunderſchönen Buben mit dem Chriſtkind in der Krippe verglich, hätte wohl auf einen beſſeren Text geführt als Amos am achten. Doch wagten ſie dieſe Gedanken nicht gegen einander auszuſprechen; denn ſie fürchteten ſich der Sünde, auch nur unter vier Augen ihres Kindes Taufpredigt zu bekritteln, und als ſie Geburts- und Tauftag des jungen Amos auf das letzte Blatt der Hausbibel eintrugen, ſetzten ſie jene Verſe des alten Amos daneben zum ewigen Gedächtniß.

Wenn nun die beiden Eheleute den Kleinen, der ſich immer ſchöner auswuchs, ſo in der Wiege liegen ſahen, dann ſprach wohl der alte Haſelborn: „Der Junge iſt viel zu ſchön, als daß er mir ein Schneider werden dürfte. Geiſtlich muß er ſtudiren oder Amtmann, oder er kann auch Offizier werden, Feldoberſt meinetwegen, General oder etwas dergleichen.“ Und die Hausfrau nickte bejahend mit freundlichem Schmunzeln. Der Schneidermeiſter war nämlich zwar nur ein gewöhnlicher Schneider in einer kleinen Stadt, allein er war reich durch das Geld, welches ſeine Frau, eine Müllerstochter, ihm zugebracht, und hatte darum allezeit, wie man zu ſagen pflegt, große Roſinen im Kopf. Da ihn aber die reiche Müllerstochter vorab um ſeines ſchönen Geſichtes willen geheirathet hatte, ſo meinte er, der kleine Amos, welcher zehnmal ſchöner ſey, müſſe auch ein zehnmal größeres Glück machen. Und als der Bube nachgerade zu Verſtand kam, hörte er ſo oft, er müſſe Stadtpfarrer, Amtmann oder Feldoberſt werden, daß er glaubte, er werde dereinſt in all den drei Würden zumal glänzen, und ſo ſpielte er denn mit ſeinen Genoſſen, wie er heute als Oberſt zehn Landes-

verräther und Friedensbrecher einfing, morgen als Amtmann ihnen den Hals abſprach und übermorgen die ganze Geſellſchaft mit geiſtlichem Troſt zum Galgen begleitete.

Amos war gerade acht Jahre alt, als der gräfliche Hofmaler den Auftrag erhielt, die vier Ecken der inneren Kirchenkuppel mit je zwei ſchwebenden Engeln al Fresco zu ſchmücken. Er wußte kein beſſeres Modell als den wunderſchönen Schneidersbuben und malte ihn ſolchergeſtalt achtmal nackt und ſchwebend an die Kirchendecke. Mit leuchtendem Auge ſah ſeitdem der Kleine allſonntäglich nach der Decke, wo er ſo luſtig umherflatterte, und erzählte jedem Fremden mit Stolz, daß er ſchon einmal als Engel geſeſſen habe. Bei den Schulknaben hieß er von da an nur der Kirchenengel; er hörte aber dieſen Spitznamen gern, und Niemand war ſo feſt wie er ſelber überzeugt, daß er im Grunde der ſchönſte Menſch in der ganzen Welt ſey.

Der alte Haſelborn dachte aber, das ſchönſte Kind, welches den ſchönſten Namen führe, und für einen der drei ſchönſten Berufe erkoren, zudem bereits als Kirchenengel gemalt ſey, müſſe auch

die ſchönſten Kleider tragen. Und da er reich war und ein Schneider obendrein, ſo war es ihm leicht, halb in den Geldbeutel, halb in die „Hölle“ zu greifen und ſeinen Amos mit einer rothen Kappe, grünem Rock und gelben Hoſen prächtig auszuſtaffiren. Das koſtete aber dem Jungen viel bittere Thränen; denn die Schulkameraden, welche ihn ſchon wegen ſeiner bewunderten Schönheit neideten und neckten, ließen nun den bunten Vogel vollends keinen Tag ungerupft und er hätte manchmal in den Lumpen eines Bettelkindes gehen mögen, die Niemand verſpottete. Der Knabe ahnte noch nicht, daß unſere beneidetſten Vorzüge ſo leicht unſer härteſter Fluch werden können, und doch weinte er ſchon bittere Thränen darob.

Aber da gab es nicht blos Spott und Thränen, ſondern auch derbe Püffe herüber und hinüber; denn Amos war kein ſchmächtig ſchönes Milchgeſicht, ſondern ſtark und friſch und ragte allen Altersgenoſſen über die Köpfe. Nur ſtand er leider faſt immer allein im Streit, die Feinde dagegen rückten ihm in dichten Haufen zu Leibe, und ſo mußte er wohl trotz Kraft und Muth den Kürzeren ziehn. Da freute es

ihn denn doppelt, daß ihm öfters ein gleichaltriges Mädchen beiſprang, des Schulmeiſters Marthe, die führte auch eine kräftige Fauſt, war wild wie ein Junge und in Wort und That allezeit der Anwalt des ſchönen Kirchenengels. Konnte ſie ihm auch nicht den Sieg gewinnen, ſo theilten doch Beide redlich ihre Prügel, die ausgegebenen wie die empfangenen. Amos nahm die thatkräftige Theilnahme hin, als ob ſie ſich ganz von ſelbſt verſtehe, und wenn ihm Marthe zum Troſt für Spott und Schaden heimlich ihr Butterbrod ſchenkte, ſo aß er es auch, als ob ſich's von ſelbſt verſtehe. Von Hauſe war er gewöhnt, jedes Geſchenk, jede Schmeichelei ohne ein Wort des Dankes als gebührenden Tribut zu empfangen, und nur wenn man ihm nichts gab, gerieth er in tiefere Gemüthsbewegung.

Die Eltern aber, welche dem lieben Amos aufpaßten wie die Hechelmacher, ſahen ſehr ſcheel zu jener einſeitigen Freundſchaft. Sie hatten dem Wickelkinde ſchon ſeinen künftigen Beruf zugeſprochen, alſo lag es ganz in der Zeitfolge, daß ſie bei dem zehnjährigen Buben auch an die künftige Heirath dachten. Der Alte meinte, man habe Beiſpiele, daß Grafentöchter zu

ſchönen Bauernburſchen herabgeſtiegen ſeyen, warum ſollte ſich nicht wenigſtens ein adeliges Fräulein finden für den ſchönſten Schneidersſohn? Amos hatte bei dieſem Geſpräch an der Thüre gelauſcht, und damit er's wiſſe auch wenn er nicht gelauſcht hätte, ſagte ihm die Mutter, er möge ſich nicht zu gemein machen mit des Schulmeiſters Marthe, er müſſe noch einmal eine Prinzeſſin heirathen. Als ihm darum Marthe wiederum ihr Butterbrod als Pflaſter auf empfangene Hiebe legte, ſprach Amos herablaſſend: „Marthe Du biſt gar gut, und wenn ich einmal eine Prinzeſſin heirathe, werde ich Dich als Kindsmädchen in meine Dienſte nehmen.“ Es war das erſte Wort des Dankes, welches Marthe für ſo viele Butterbrode erhielt, und doch verſteckte ſich das arme Kind nachher den halben Tag und weinte bitterlich.

Amos wuchs inzwiſchen heran vom lieblichſten Kinde zum friſcheſten, kräftigſten Jüngling: er war gewandt, aufgeweckt, heiter, wenn auch etwas ſelbſtgenügſam, und ein klarer Verſtand ſprach aus dem klaren blauen Auge. Die Blüthe hatte erfüllt, was die Knoſpe verſprochen. Aber auch die am Tauftage

geweiſſagte Kriegszeit hatte ſich erfüllt, und die Wehen des unſeligen Streites laſteten von Jahr zu Jahr ſchwerer auf dem Naſſauer Land. Die beiden Schneiderseheleute erinnerten ſich manchmal ängſtlich der Verſe Amos am achten, die ſie bei des Sohnes Tauftag in die Bibel notirt und fragten ſich, ob denn das furchtbare Wort in ſeiner ganzen Schwere wahr werden ſolle? Ergriffen von ſolch ernſtem Geiſte, beſtimmten ſie den jungen Amos dem Dienſte der Kirche und ſchickten ihn zuvörderſt in die lateiniſche Schule. Da der ſchöne Schneidersſohn nun alſo zum Gelehrten eingeweiht war, ſo klang ihm ſein ehrlicher deutſcher Name Haſelborn bald zu ungelehrt, unſchön und ſchneiderhaft; er latiniſirte ihn nach damaliger Sitte und ſchrieb ſich fortan: Amos Coryloſontanus.

Mit jedem Schuljahr aber wuchs die Noth der Zeit; der alte Haſelborn kam merklich zurück, empfand es aber minder tief, weil alle andern Bürger gleichfalls zurückkamen und tröſtete ſich mit der Hoffnung, ſeinen Sohn in wenigen Jahren als Pfarrer zu ſehen, und wenn Amos dann auch gerade keine Gräfin heirathe, ſo werde er doch gewiß ein adeliges Fräulein als Pfarrfrau heimführen.

Da erſchien eines Tages der Rektor im Schneiderhauſe — es war juſt an Amos ſiebzehntem Geburtstage — und bat um ruhiges Gehör. Es ſey jetzt wohl an der Zeit, meinte er, über den künftigen Beruf des Jungen endgültig zu entſcheiden, auch ungebeten halte er ſich darum als Lehrer verpflichtet zu einem offenen Wort. Amos ſey der wunderlichſte Heilige; Geſchick habe er zu jedem Dinge, Fleiß zu gar keinem. All ſein Lernen ſey Laune. Leſe er in den Alten von der ſchönen Helena, von Paris, Achill, Alexander, von Venus oder Apollo, dann ſpanne er mit allen Sinnen auf den Text; vom häßlichen Sokrates, vom buckligen Aeſopus, vom warzigen Cicero und dem kahlköpfigen Cäſar dagegen wolle er gar nichts wiſſen. Es ſey ein Glück, daß der Teufel ſo garſtig ausſehe, wäre er hübſch, ſo verliebe ſich der Burſch am Ende gar in den Teufel. Werde eine lateiniſche Schulkomödie von Plautus oder Terenz aufgeführt, dann habe Amos zwar nie ſeine Verſe ordentlich gelernt, dennoch aber ſpiele er die Frauenzimmer und Liebhaber ſo meiſterlich, daß man über der Wahrheit und Anmuth ſeiner Geberden die halb verſchluckten, halb verketzerten Verſe vergeſſe. Der

heidniſche Amor liege ihm überhaupt viel näher als der bibliſche Amos. In den letzten Faſten habe er, der Rektor, ſeinen Primanern eine frei entworfene lateiniſche Meditation über die vier Evangelien aufgegeben; der junge Haſelborn aber habe ein gar ſeltſames Stück Arbeit daraus gemacht, indem er von der „Idee der Schönheit in den Evangelien“ gehandelt! Da ſey zu leſen geweſen, wie redneriſch ſchön die Bergpredigt, wie himmliſch ſchön das Antlitz der Jungfrau Maria, wie göttlich ſchön die Geſtalt des verklärten Heilandes, wie königlich ſchön der zorneseifrige Apoſtel Petrus, wie feſtlich ſchön der Einzug in Jeruſalem, ja ſelbſt an Judas Iſcharioth habe der ſchöne Amos etwas Schönes gefunden, nämlich ſeinen rothen Bart. Kurz alles ſey ſchön geweſen in dem Aufſatze, nur nicht das Latein, denn das ſey über die Maßen häßlich.

„Wo ſitzt da auch nur ein Fünkchen geiſtlichen Sinnes!“ fuhr der Rektor fort. „Alle Mädchen haben ein Auge auf den Jungen, und er hat zwei wenigſtens auf alle ſchönen Mädchen. Weil kein Spiegel in der Schulſtube hängt, beſchaut er ſich in den Fenſterſcheiben, und wenn er träumend über

meinen Vortrag hinaushört, gleitet ſein prüfender Blick vom Buche auf ſeine zierlichen Finger oder ſeine ſtattlichen Beine. Laßt Euern Amos einen Maler werden — der alte Hofmaler treibt's ohnedies nicht mehr lange; — zum Pfarrer iſt er nicht geboren."

Die Schneidersfrau zitterte entrüſtet über dieſen Vorſchlag; denn ein Maler war in ihren Augen nur ein höherer Vagabund. Und es entſchlüpfte ihr halblaut das Wort: „Es iſt ein Unglück, wenn man ſo ſchön iſt, wie unſer Amos; dann finden ſich Neider überall!"

Der Rektor aber fing das Wort auf und rief: „Ihr habt einen wahren Spruch gethan: es iſt ein Unglück, daß der Junge ſo ſchön iſt. Wäre er als ein Frauenzimmer zur Welt gekommen oder als ein Cavalier, ſo würde es ein Glück ſeyn; wenn aber ein Weilburger Schneidersſohn ſchöner iſt als alle andern Menſchenkinder, ſo iſt das ein Unglück, und wenn dieſer Schneidersſohn gar ſeine Schönheit weiß und fühlt und Theologie dazu ſtudiren will, ſo möchte man weinen über ſolchen Fluch der Schönheit."

Sprach's und ließ das Elternpaar allein in Zorn und Staunen über ſeine Räthſelworte.

Amos Haſelborn oder Corylofontanus aber ward ſofort aus der lateiniſchen Schule genommen: die Mutter meinte, lieber ſolle er das Studiren laſſen, als daß das arme Kind länger dem Neide des häßlichen Rektors preisgegeben ſey. Veränderungsluſtig, wie er war, ließ Amos ſich das gern gefallen, nur ärgerte er ſich über das einfältige Gerede, welches alsbald in der Stadt umlief; denn die Leute meinten, der ſchöne Schneidersſohn ſey nicht eigentlich fortgegangen, ſondern fortgejagt worden von der Schule, und das Gerücht dichtete hinzu: wegen einer Liebſchaft mit des Schulmeiſters Marthe. In der That aber hatte Amos das Mädchen ſeit Jahren kaum mehr angeſehen, und wenn ſie ihn anſah, ſo war es nur verſchämt und verſtohlen. Das Gerücht aber gewann an Kraft. Denn in der ganzen tadelnden Stadt war Marthe neben den Schneidersleuten die einzige Seele, welche den verleumdeten Jüngling offen und eifrig vertheidigte.

Das kam auch zu Amos Ohren und that ihm ſo wohl, daß er beſchloß, der Marthe die längſt

ſchon fällige Schuld eines Dankeswortes abzutragen. Als er aber die ſchüchterne Jungfrau ſah, verkühlte ſich die warm begonnene Rede allgemach und ſchloß mit einigen gedankenlos verworrenen Gemeinplätzen. Denn er gewahrte erſchreckend deutlich, daß ihre Naſe etwas zu dick ſey, die Augen zu klein und der Mund zu breit, ſo daß man das Mädchen trotz des freundlichen Mienenſpiels und der ſtattlichen Geſtalt doch eigentlich kaum hübſch, geſchweige ſchön nennen könne.

Marthe aber erwiderte, wenn er wahrhaft Dank empfinde, ſo möge er um Gotteswillen ihrem Rathe folgen, dem Rektor Abbitte thun, zu ſeinen Studien umkehren und ehrlich ſchaffen, daß er ein guter und frommer Pfarrer werde. Das ſey er nicht nur ſich und den Eltern, ſondern auch ihrem eigenen guten Namen ſchuldig.

Sie ſprach dieſe ernſten Worte ſo beſcheiden und ſo bewegt, daß ſie dem Amos das Herz würden gewendet haben, wenn ihre Naſe nur ein wenig zierlicher, das Auge um ein Kleines größer und der Mund nur etwas feiner geweſen wäre. So aber verhallten ſie, weil Amos juſt im Stillen ſeine eigene Naſe mit des Mädchens Naſe verglich, und als er

ihr nicht mehr Aug' in Auge ſah, da meinte er, recht grob geſchulmeiſtert habe ihn denn doch die Schulmeiſterstochter. Aber häßliche Frauenzimmer predigten allerwege gern. Gelte daſſelbe auch von den Männern, dann ſey er freilich zu ſchön zum Pfarrer.

Und ſogar die Mutter ſprach jetzt mit gleichem Wort: „Der Rektor hat Recht, unſer Amos iſt zu ſchön zum Pfarrer! Denn wenn man ſieht, wie in dieſen Kriegsläuften die Pfarrer überall gefangen, geplündert, verjagt werden, daß es faſt minder gefährlich iſt Soldat als Pfarrer zu ſeyn, dann war wohl unſer Amos zu ſchön, als daß man ihn in eine Pfarre hätte ſchlachten dürfen.“ Doch wurde ſie verlegen um des Sohnes neue Laufbahn. Kanzler oder Rath konnte er nun auch nicht werden, da er das Studiren aufgegeben. Die Zeit ſchwand, das mütterliche Geld gleichfalls, und bereits ſeit einem Jahr ſtreckte der müßige Sohn ſeine langen Beine, die er gerne den Beinen des vaticaniſchen Apoll verglich, unter ſeiner Eltern Tiſch.

Da ward eine Schreiberſtelle beim Rentamte frei, und Amos ließ ſich herab, ſie anzunehmen. Die

Mutter tröſtete ihn über den Schritt, welchen ſie eine Mißheirath nannte und meinte, beim Finanzweſen gebe es doch noch die beſten Geſchäfte in dieſer räuberiſchen Kriegszeit und wenn er nur einmal plötzlich reich geworden, wie ſo viele Rentmeiſter, dann könne man gar nicht ermeſſen, was Alles weiter geſchehen möge. Amos wußte wohl, daß die gute Frau bei letzterem Wort an die bewußte Gräfin oder Prinzeſſin dachte.

Mit überraſchendem Geſchick und Eifer ergriff er den neuen Beruf und gewann des Rentamtmannes volles Zutrauen. Da aber ſelbigesmal am Weilburger Hof und in der Umgegend gerade keine Prinzeſſin zu haben war, ſo warf der ſchöne Schreiber ſein Auge vorläufig auf des Rentamtmanns hübſche Tochter Dorothea. Die ſchulmeiſterte nicht wie des Schulmeiſters ſchüchterne Marthe, auch waren ihre Augen groß und ihre Naſe klein genug, und wo Marthe gezögert hätte, den kleinen Finger zu geben, da gab Dorothea gleich die ganze Hand. So ſpielten die jungen Leute geraume Zeit einen ganz heiteren Roman: Amos glaubte ſich geliebt und Dorothea ergötzte ſich daran, daß er's glaubte. Eines Morgens

aber trat der Rentamtmann zu Amos und eröffnete ihm, er ſey der vortrefflichſte Schreiber, den er je beſeſſen, allein er ſey ihm zu ſchön. Weil er ſo ſchön ſey, verbiete er ihm — er werde wohl den weiteren Grund errathen — ſein Haus und weil die Schreibſtube nun einmal im Hauſe liege, ſo müſſe er ihm leider auch den Dienſt künden.

Amos ſtürzte hinweg, betäubt von Scham und Zorn. Doch ſchlich er nach einer Stunde wieder zurück, um wenigſtens Dorothea einen Wink und Worte der Treue und des Troſtes zu bringen. Dieſe aber bedurfte des Troſtes nicht. Sie hatte nur das Spiel der Liebe geſucht, nicht Liebe, und da aus dem Spiele durch des Alten groben Querſtrich ein ärgerlicher Ernſt zu werden drohte, ſo ſchob ſie die Karten bei Seite. Sie ſah heute ungewöhnlich ſchön aus, als ſie ihrem Amos verlegen ſtotternd andeutete, er möge ſie vergeſſen, heirathen könne ſie ihn ja doch niemals, die Tochter eines gräflichen Dieners einen Schreiber, der nur ein Schneiderſohn. Und dazu hatte die Hexe noch die ſchönſten Thränen im Auge!

Doppelt geſchlagen floh Amos zum zweitenmal

aus dem Amthauſe. Er wußte nicht mehr, was er that, was er fühlte, wo er ſich umhertrieb. Heimzukehren zu den Eltern ſchämte er ſich; er ſtürmte den ganzen Tag durch die Wälder und Felder und ſchlug ſich mit der Fauſt in's Geſicht, als wolle er ihm Ohrfeigen dafür geben, daß es zu ſchön ſey, und als er gegen Abend ſich wieder in der Stadt fand, wußte er ſelber nicht wie er dahin gekommen und welche Wege er gelaufen war.

Er bog um die Ecke des Marktplatzes am Wirthshauſe zum Ritter. Da klopfte ihm ein fremder Mann auf die Schulter und rief: „Das iſt der ſchönſte Kerl, den ich in meinem Leben geſehen! Kamerad, Du mußt eine Kanne Wein mit uns trinken!“

Amos fuhr auf wie aus einem Traum. Vor dem Wirthshauſe auf dem Marktplatz ſaßen fremde Soldaten und zechten, ſangen und brüllten; einige Bürgerſöhne ſahen ſchüchtern von ferne zu, Bauernburſche aus der Umgegend tranken mit den Soldaten; von der Schwanengaſſe herüber hörte man Trommelſchlag. Es waren Werber von dem Regimente, welches Markgraf Hans Georg von Brandenburg damals in

den Naſſauiſchen Landen für den Kaiſer Ferdinand zuſammenbrachte.

„Das iſt der erſte Mann, dem ich nicht zu ſchön bin und der mir etwas Gutes bietet wegen meiner Schönheit," dachte Amos bei ſich und maß den fremden Soldaten, welcher ihn zum Weine geladen, vom Kopf bis zu den Füßen. Dieſer aber maß ſeinerſeits mit noch viel feſterem Blicke den jungen Haſelborn, faßte ſeine Hand und zog ihn zu den Zechern. „Da bringe ich den allerſchönſten Kerl, der muß zu unſerer Fahne ſchwören!" rief der Werber den Genoſſen zu, und ehe ſich's Amos verſah, war er umringt von den Andern, die ihm ſchmeichelten, zutranken, Brüderſchaft boten.

Bebend vor Ingrimm rief er: „Gefall' ich Euch? Hol' mich der Teufel! Ihr ſeyd die Erſten, denen ich ganz gefalle und gerade ſchön genug bin."

„Schön genug und ſchöner als genug!" ſchmeichelte Einer aus dem Haufen und wollte ihm die Hand reichen. Aber Amos trat wüthend zurück, ballte die Fauſt und ſchrie: „Sagt das nicht noch einmal! Wer da ſpricht, ich ſey ſchöner als genug, ich ſey zu ſchön, dem ſchlage ich den Hirnſchädel ein!"

In dieſem Augenblick drängte ſich ein Mädchen durch den wüſten Schwarm. „Komm' mit mir Amos, um Gottes Willen! Komm' mit mir zu Deinen Eltern: ſie ſuchen Dich, die Mutter vergeht vor Kummer!“ rief ſie mit einem Schmerzenstone der Verzweiflung, der einen Stein hätte erbarmen können. Es war des Schulmeiſters Marthe. Aus den Fenſtern des Schulhauſes hatte ſie geſehen, wie Amos zu den Werbern gelockt worden war; und während ſich ſonſt die Frauen vor dieſem rohen Soldatenvolk in den Wald zu flüchten und in die Keller zu verſtecken pflegten, eilte ſie aller Gefahr und Schande vergeſſend mitten in die Rotte; denn es war ihr, als ſey der undankbare Freund ihrer Jugend an Leib und Seele verloren, wenn ſie ihn jetzt nicht rettete.

Mit wankenden Knieen ſah Amos das flehende Mädchen an, die geballte Fauſt löste ſich, und er fuhr ſich mit der Hand über Stirn und Geſicht, als wolle er ein wüſtes Fiebertraumbild hinwegwiſchen. „Du haſt Recht, Marthe!“ ſprach er gebrochen, „ich will mit dir nach Hauſe gehn.“

Der Werber aber flüſterte ihm in's Ohr: „Iſt das Dein Schatz! Pfui ſchäme Dich: ein ſo ſchöner

Burſch und eine ſo häßliche Dirne! Iſt nicht ihr Geſicht wie aus einer Rübe geſchnitzt? Da ſchau hinüber nach unſern Mädeln, die den Wein kredenzen! Gelt, das iſt feineres Kaliber? Und ſie alle ſollen Deine Schätze ſeyn, wie Du willſt; — jeden Tag eine Andere!“

Amos warf einen Blick auf die Troßdirnen und ſpuckte voll Abſcheu aus. „Geht mir mit Euern Weibsbildern; ich habe keinen Schatz und will keinen haben!“

„Komm mit mir, Amos!“ flehte Marthe.

„Ich folge Dir!“ erwiderte er, verwirrter als zuvor. Denn im ſelben Augenblicke fiel ihm ein, daß man die Schulmeiſterstochter mit dem Rübengeſicht nun doch für ſeinen Schatz halten würde, wenn er ihr folge. Hätten die Soldaten nur nicht gleich beim erſten Anblick über das häßliche Geſicht geſpottet!

Und er folgte ihr nicht.

Als er aber ſah, daß die Soldaten das geängſtete Mädchen beleidigten, ergriff er eine Pike, die am Tiſch lehnte und rief wüthend: „Das Mädchen iſt nicht mein Schatz, und ich bleibe bei Euch, um

es Euch zu beweiſen; aber wer dem Kinde ein Haar krümmt, dem renne ich auf der Stelle den Spieß durch den Leib!“ Die Soldaten ſtanden verblüfft und ließen Marthen ziehen.

Der Werber aber ſprach: „Brav Burſche! Man ſieht, daß Du Muth im Leibe haſt!“ Und einer der eben geworbenen Bauern fügte hinzu: „Der Teufel! Unſer Kirchenengel iſt wie ein Bär geworden. Wer hätte das von dem ſchönen Schneidersſohn erwartet!“

Da rief Amos: „Nimm dies für den Kirchenengel und dies für den ſchönen Schneidersſohn!“ und ſchlug ihm mit der Pike auf den Kopf, daß der Bauer zu Boden ſank und das Blut ihm über's Geſicht lief.

Amos war jetzt ſeiner Sinne nicht mehr mächtig. Er fühlte nur, wie man ihn entwaffnete, mit Büttel und Henker drohte, wenn er nicht augenblicklich Handgeld nehme, dann ihm wieder ſchmeichelte, zutrank, ſeine Schönheit pries: die Eltern, Marthe, Dorothea, der Amtmann, die Soldaten, der blutende Bauer, Büttel und Henker, Alles wirbelte in ſeinem Kopfe durcheinander. Er trank und trank, damit er wieder klarer denke; doch toller nur tanzten alle die Geſtalten mitſammen und aus dem wachen Taumel

fiel er zuletzt in den Taumel des wirklichen Schlafes, und als er wieder zu hellen Sinnen kam, ſtand die Morgenſonne am Himmel.

Der Werbeoffizier ſchlug ihm mit derber Fauſt auf die Schulter und rief: „Aufgewacht Kamerad! Hörſt Du denn die Trommel nicht? Jetzt marſchiren wir nach Herborn zu unſerm Regimentsſtab. Wäreſt Du nicht der ſchönſte Kerl, wir hätten's uns nicht ſo ſchwere Mühe und doppeltes Handgeld koſten laſſen, um Dich für des Kaiſers Fahne zu werben."

Zweites Kapitel.

Leichter als man hätte denken ſollen, tröſtete ſich heute der nüchterne Amos über den verzweifelten Schritt, welchen geſtern der trunkene Amos gethan. Denn nicht blos den böſen Leichtſinn hatte er als eine Mitgift ſeiner Schönheit empfangen, ſondern auch den guten leichten Sinn. Er dachte, wer vor Tauſenden durch die herrlichſte Gottesgabe ſo ſichtbar begnadet ſey, dem müßten auch noch einmal große Dinge glücken, und es ſey ein innerer Widerſpruch der Natur, wenn er thatenlos ganz in Schmach und Elend verſinken ſolle; er glaubte an den Stern ſeiner Schönheit. Daß er jetzt inmitten einer Rotte rohen Geſindels dieſem Sterne nachzog, ſtörte ihn gar nicht in ſeinem Glauben. Es erfriſchte ihn, lauter ganz fremde Geſichter um ſich zu ſehen und willenlos auf einen ganz unbekannten Schauplatz

geſchleudert zu werden. Er fühlte wohl, daß er ſich völlig verfahren habe in ſeiner alten Umgebung und unter neuen Leuten ein neues Leben anfangen müſſe.

Doch dachte er tief betrübt an ſeine Eltern. Einen Herborner Tuchmacher, der nach Weilburg ging, bat er, dem Vater zu ſagen, daß er in dem Regimente, welches großentheils aus Landsleuten beſtehe, gut aufgehoben ſey und in Jahr und Tag wohl gar als Oberſt und gemachter Mann wieder heimkehren werde, der Mutter aber, daß ihr Amos nunmehr ein Pikenir geworden, mit der Pickelhaube auf dem Kopf, dem eiſernen Halskragen auf den Schultern, dem Halbküraß auf der Bruſt und einer achtzehn Fuß langen Pike in der Fauſt, ferner daß er täglich zwei Pfund Brod erhalte, eine Maß Wein, ein Pfund Fleiſch und monatlich vierthalb Reichsthaler Servis. Alſo brauche ſie ſich nicht um ihn zu ſorgen; übrigens möchten ihm die Eltern nicht zürnen und ihren Segen im Stillen auf ſeinen Weg ſenden.

Der große Jammer, welcher ſich damals über das weite Land lagerte, verſchlang den kleinen

Jammer der Eltern um ihren verlorenen Sohn. Wo ein ganzes Volk ſtumpf wird vor Elend, da trägt auch der Einzelne ſein beſonderes Kreuz leichter. Die Schneidersleute, von Raub, Brand, Peſt, Krieg und Hunger geängſtet und heimgeſucht, erinnerten ſich gar manchmal des Verſes aus dem Propheten Amos, welcher nun buchſtäblich wahr geworden: „Die Lieder in den Kirchen ſollen in ein Heulen verkehrt werden zur ſelbigen Zeit, ſpricht der Herr. Es werden viel todter Leichnam liegen an allen Orten, die man heimlich wegtragen wird.“ Aber ſie gedachten dabei oft kaum mehr des Sohnes, durch deſſen Taufe ſie dieſen Vers ſich eingeprägt; denn er war ihnen in den langen Jammerjahren zuletzt auch wie einer von den todten Leichnamen geworden, die man heimlich hinweggetragen.

Amos hatte inzwiſchen im Felde einen harten Stand. Unter der rauhen Zucht von des Exercirmeiſters Haſelſtock legte er den lateiniſchen „Coryloſontanus“ wieder ab und kehrte zum ehrlichen deutſchen „Haſelborn“ zurück. Hätte er nur auch den lateiniſchen Schliff ſeines Weſens mit ablegen können, ſo wäre es ihm unter den wilden Soldaten

vielleicht beſſer ergangen. Aber weil er ſo ſchön war, hatte man ihn ſo fein erzogen, und nun war er eben doch wieder zu fein und zu ſchön für einen Pikenir. Er hatte ſich einen ritterlichen Krieg geträumt, wo er ſich mit dem Muthe ſeines Ehrgeizes und dem Glanz ſeiner Erſcheinung raſch zum Ritter wollte emporkämpfen, und man führte ihn zum Raufen, Rauben und Mordbrennen, zum Leuteſchinden und Landverwüſten. In der Schlacht vielleicht der Erſte, war er in jenen Heldenthaten doch allezeit der Letzte unter ſeinen Kameraden, und obgleich er, nach damaliger Art, ſeine Haut zum öftern einem anderen Kriegsherrn verkaufte, kam er dennoch nie in eine ordentliche Schlacht.

Einmal hätte Amos übrigens beinahe Gelegenheit gefunden zu einer auszeichnenden Waffenthat. Es war im Jahre 1632. Schon trieb ſich der Pikenir vier Jahre in Kriegsdienſten umher und ſtand jetzt bei den Schweden unter Generalmajor von Baudiß und war doch immer noch gemeiner Soldat. Baudiß wollte ſich der Rheinſtraße von Koblenz nach Köln bemächtigen und es galt ihm vorab, die Burgen, welche dieſe Straße deckten, in

ſeine Gewalt zu bekommen. Eine derſelben mußte mit Sturm genommen werden, und das war eine harte Nuß. Der Generalmajor verhieß denen, die ſich freiwillig zur erſten Sturmleiter ſtellten, Avancement auf dem Platze und doppelten Beutetheil. Amos trat vor Allen vor die Front; aber es warben noch ſo Viele mit ihm um die größte Gefahr und Ehre, daß der General die Auswahl hatte. Und als ſein Auge auf den jungen Haſelborn fiel, war es wie geblendet von deſſen mannhafter Schönheit. Er dachte bei ſich, in einer halben Stunde liegen die zwölf Erſten alle zerſchmettert im Graben; es wäre doch Schade, wenn ich den prächtigſten Burſchen im ganzen Regiment zum ſicheren Tode ſchickte. Und er ſtellte den Haſelborn mit anderen Ueberzähligen zurück. Das Glück aber fügte es, daß die zwölf Erſten alle das Leben und die Ehre und den Gewinn davon brachten; Amos aber ging leer aus, obgleich er tapfer genug kämpfte und Püffe übergenug erhielt. Er war eben zu ſchön zum gemeinen Pikenir, und doch konnte er nichts beſſeres werden, weil er zu ſchön war. Wäre der Schneidersſohn gleich als Oberſt in's Feld gerückt, er würde gewiß

wegen ſeiner Schönheit den ruhmvollſten Weg gemacht haben.

So zog er wie ein Fremdling unter ſeinen gröberen Kameraden weiter, ungefreundet und beneidet und doch wahrlich nicht beneidenswerth. Ward aber die Schönheit dem Soldaten zum Fluch, ſo ward ſie dafür wenigſtens dem Menſchen zu einigem Segen. Denn weil ſich Amos ſo viel feiner und ſchöner fühlte als die Uebrigen, und an den Stern ſeiner Schönheit glaubte, verſank er doch niemals ganz in den gemeinen Geiſt und das wüſte Treiben der Genoſſen. In der angeborenen Schönheit ſah er einen Adelsbrief, einen ächten Geburtsadel, der auch zu adeligem Leben verpflichte, und die Kameraden, welche ſeine geheimen Gedanken von ungefähr witterten, nannten ihn gerne den adeligen Schneider.

Da geſchah es, daß Amos Haſelborn auf ſeinen Kreuz- und Querzügen eines Tages in ein Dorf am Rheine kam, woſelbſt ſich die ausgehungerte Mannſchaft etwas erfriſchen und mit Vorrath auf die nächſten Tage verſehen ſollte. Das vollführten ſie in der einfachſten Art. Sie fragten nicht lange, wo Speiſe und Trank feil ſey, ſondern ſchlugen die

Hausthüren ein und die Kiſten und Schränke und nahmen ſich, was ſie fanden. Was ſie nicht eſſen konnten, das warfen ſie auf den Miſt oder in die Brunnen, und hatten ſie ſich in den Kellern ſatt getrunken, ſo ließen ſie die Fäſſer auslaufen. Wir müſſen reinen Tiſch machen, ſprachen ſie, damit es morgen ſchönes Wetter gibt. Und weil ſich ein Soldat nicht beſchweren kann mit Mundvorrath auf viele Tage, ſo ſuchten ſie fleißig nach Silber und andern Koſtbarkeiten, das trug ſich leichter und half ihnen nachgehends doch wieder zu Brod und Wein. Und da die Leute ihr Geld gern in den Betten verbargen, ſo ſchnitten ſie alle Betten auf und ſchütteten die Federn auf die Gaſſe, daß dieſelbe mitten in den Hundstagen faſt ausſah, als ob es geſchneit habe. Dies und noch Schlimmeres dazu nannten die Soldaten ein kleines Gabelfrühſtück einnehmen und etwas Proviant für den nächſten Hunger.

Wollte Amos nicht von der Luft leben, ſo mußte er's den Kameraden nachmachen; denn wer ſich in ſolchem Geſtürme auf's Bitten und Kaufen legte, der bekam gewiß nichts. Alſo ſtieg er durch's Fenſter

in's verſchloſſene Pfarrhaus, ſetzte dem Pfarrer die Piſtole auf die Bruſt, damit er den Kellerſchlüſſel etwas raſcher finde, und zeigte der Pfarrerin die bloſe Schwertklinge, damit ſie ſich klarer entſinne, wohin ſie ihre Schinken und nebenbei auch den Geldbeutel verſteckt habe. Als er ſich dann ſatt gegeſſen und getrunken und mit etwas Baarſchaft für die nächſten Tage vorgeſehen, legte er ſich auf die Bank in der Wohnſtube, um ein wenig zu verſchnaufen und ſeinen Gedanken nachzuhängen. Dieſe Bank war freilich das einzige unzertrümmerte Stück Hausrath im ganzen Zimmer, denn die etwas ungeſtümeren Kameraden, welche mit ihm eindrangen, hatten alles Uebrige bereits kurz und klein geſchlagen.

Da es nun ganz ſtille geworden war, als Amos allein noch auf der Bank raſtete, ſo glaubte der Pfarrer wohl, das Kriegsvolk ſey abgezogen, und Amos hörte, wie er mit der Pfarrerin im Nebenzimmer wehklagend nachforſchte, was ihm die Plünderer von ſeiner Habe noch gelaſſen hätten. Die Zwieſprach der geſchlagenen Eheleute aber nahm plötzlich eine Wendung, daß ſie dem ſchönen Schneidersſohne

an die Seele griff, und er ſprang von der Bank auf, als hätte ihn eine Natter geſtochen.

Der Pfarrer ſagte nämlich: „Die Kerle ſind lauter eingefleiſchte Teufel; aber der teufliſchſte von Allen war doch jener bildſchöne junge Mann, der zuerſt kam und Dir das Schwert vor der Naſe tanzen ließ.“

Die Pfarrerin dagegen meinte, der ſchöne Junge ſey ja gegentheils vielmehr noch der Beſte geweſen. Denn er habe ſie doch nicht weiter gemartert, ſondern nur bedroht, auch nichts zerſchlagen und verderbt, ſondern nur genommen was er bedurft habe.

Der Pfarrer aber erwiderte: „Frau, das verſtehſt Du nicht! Freilich ſchädigten und quälten uns die Andern viel ärger. Allein jenen rohen Böſewichtern hat es Gott ſchon in ihre Galgengeſichter geſchrieben, daß ſie als Geißeln der Menſchheit durch die Welt ziehen ſollen. Dieſer Burſche dagegen ſieht aus wie der Herr Chriſtus und übt doch gemeinſame Gräuel mit den geborenen Räubern. Und wüthet er auch nur halb ſo arg, ſo ſündigt er doch dreimal ſchwerer als ſeine Genoſſen. Nicht blos ſein Geſicht, auch die Sprache und jede

Geberde verräth, daß er guter Leute Kind iſt. Feine und ſchöne Spitzbuben ſind aber allezeit die ſchlimmſten und meiſt auch inwendig die grauſamſten; denn ſie ſündigen mit der bewußteſten Bosheit und nicht blos wider das Geſetz, ſondern auch wider ihre eigene Natur. Man thut ſehr unrecht, daß man ſich den Teufel als die häßlichſte Beſtie denkt. Er iſt nicht ſo ſchwarz, wie man ihn malt, und eben darum am allerſchwärzeſten. Denn ſähe er ſo beſtialiſch häßlich aus, ſo würde ſeine Geſtalt ja die Wahrheit ſagen. Er iſt aber ein Lügner durchweg; und alſo geht er ſchön wie ein Gott einher, und iſt in dieſer ungeheuern Lüge erſt recht der teufliſchſte Teufel!“

„Nein! das iſt zu arg!“ rief Amos, in die Thüre des Nebenzimmers tretend; und die Pfarrersleute ſtanden verſteint, als ſähen ſie jetzt den allerſchönſten Satan leibhaftig. „Zu jedem Beruf und Glück war ich zu ſchön, nur zum Teufel bin ich alſo eben ſchön genug! Seht Herr Pfarrer, wenn ich nicht ſo ſchön wäre, ſo wäre ich ein frommer Pfarrer geworden wie Ihr, und ſtatt zu plündern, würde ich nunmehr ſelber geplündert. Ihr meint,

die Schönheit ſey ein Freibrief zu allem Guten! Aber ich ſage Euch, jene Kerls mit den Galgengeſichtern haben es zehnmal leichter, auf Erden ihr Glück und im Himmel die Seligkeit zu gewinnen, als ich, dem ſein ſchönes Geſicht alle Tage ein Bein ſtellt. Was zittert und wimmert Ihr denn? Ich bin ja ganz gewiß der Teufel nicht, und will Euch nicht verſchlingen. Aber zur Strafe Eurer Läſterung wünſche ich, daß Ihr nur ein einziges Jahr die Laſt der verteufelten Schönheit tragen müßtet, an welcher ich nun ſchon fünfundzwanzig Jahre ſchleppe: Ihr würdet dann milder über andere Chriſten urtheilen und richtiger über den Teufel. Denn wenn dieſer die Maske der ſchönſten Menſchengeſtalt verſchmäht, ſo thut er's nur deßwegen, weil er zu geſcheidt iſt und wohl weiß, daß er mit dem ſchönſten Geſicht auf ewig ein gerade ſo armer Teufel bleiben würde, wie Euer ergebenſter Diener Amos Haſelborn."

Mühſam erholte ſich der Pfarrer von ſeinem Schrecken und überzeugte ſich allmählig, daß er einen ganz gebildeten und wohlwollenden jungen Mann vor ſich habe, den nur die Noth und der wüſte Brauch des Krieges zur Gewaltthat trieb,

und den er klüglich zu ſeinem Schutz im Hauſe müſſe zu feſſeln ſuchen. Das ward ihm nicht ſchwer: denn er durfte den Pikenir nur auf die Geſchichte der Räthſel ſeines Lebensganges bringen, die derſelbe ja ſchon anſpielend berührt hatte, und es ergab ſich Amos bald behaglichem Erzählen und Plaudern, ſelber froh, wieder einmal einer feiner gearteten Natur zu begegnen.

So ſaßen ſie lange beiſammen in der verödeten Stube, und die Pfarrerin brachte eine Kanne des beſten, duftenden Firneweins, deſſen Verſteck die drohende Piſtole doch nicht zu erſchließen vermocht hatte. Und ſo erſchloß es am Ende wohl gar die Schönheit und feine Sitte des jungen Soldaten.

Als aber Amos ſeine Geſchichte beendet und der Pfarrer manches treffende Wort dazu gefügt hatte, däuchte es Beiden doch faſt ſeltſam, daß ſie mitten in all dem Gräuel der Verwüſtung über den Fluch der Schönheit philoſophirten, und der Pfarrer ſprach, um die Rede zu beruhigendem Schluſſe zu führen, mit einem wehmüthig lächelnden Seitenblick auf ſeinen zertrümmerten Hausrath:

„Es iſt nicht blos Euer perſönlicher Unſtern,

ſondern der Fluch dieſer ganzen Zeit, daß das Schönſte und Edelſte in uns am härteſten geſtraft, ja uns ſelber zum ärgſten Feinde wird, und wer ſich in den Panzer ſeiner Rohheit und Häßlichkeit hüllen kann, der fährt am ſicherſten in dieſen Tagen des Gräuels.“

„Nun habe ich bald das Leben ſatt!“ rief Amos halb lachend, halb zornig dazwiſchen. „Ich war zu ſchön für einen Schneiderſohn, für einen Pfarrer, für einen Schreiber, für einen Pikenir, zu ſchön für's Waffenglück, für's Liebesglück, zu ſchön für einen Mann und für einen ehrlichen Menſchen, nun bin ich gar zu ſchön für dieſe ganze Zeit, und nur für den Teufel bin ich gerade ſchön genug geweſen!“

„Ihr habt mich nicht ausreden laſſen,“ unterbrach ihn der Pfarrer. „Meinem Vorderſatz wollte ich hinzufügen: trotzdem gibt es auch jetzt noch Leute, die ein Glück gewonnen haben, wie es der Glanz ihrer Naturgaben verhieß. Und dabei denke ich zunächſt an den ſchwediſchen Generalmajor Jakob Ramſay, den Schotten. Er gilt als der ſchönſte und ſtattlichſte Mann im ganzen ſchwediſchen Heere,

und wenn ich Euch ſo anſehe, dünkt mir, Ihr ſähet ihm faſt wie ein Bruder ähnlich. Dazu iſt Ramſay geſcheidt, fein erzogen, ein Schüler und Freund Guſtav Adolf's, ritterlich tapfer und ein Glückskind ohne Gleichen, der Alles durchſchaut und dem Alles gelingt. Geld und Güter hat er im deutſchen Reiche ſchon die Fülle gewonnen, und ſeit er beim Sturm auf die Würzburger Veſte ſo heldenhaft gekämpft und geſiegt, ſteht ihm der Weg zu den höchſten Ehren eines großen Feldherrn offen."

„Iſt dieſer Ramſay auch ein Schneidersſohn?" fiel Amos ein.

„Nein! Er ſtammt aus altem Adelsgeſchlecht!"

„Ah ſo!" ſagte Amos ſehr gelaſſen. „Wäre ich als ein Cavalier geboren, ſo würde auch mir meine Schönheit höchſt förderlich geweſen ſeyn. Das hat man mir öfters geſagt. Leider ward ich irrthümlich ein Schneidersſohn."

Der Pfarrer aber erwiderte: „Ein Soldat darf niemals an ſeinem Glücke verzweifeln. Ich kenne Ramſay perſönlich, und dieſer iſt mir zu einigem Danke verpflichtet. Ich will Euretwegen nach Hanau ſchreiben, wo Ramſay eben das Commando führt.

Er erkennt jeden Mann mit wunderbarem Scharfblick und weiß Jeglichen an ſeinen rechten Platz zu ſtellen, und vorab hat er den Sinn für Eure feinere Art. Bei Ramſay könntet Ihr Euer Glück machen, und da Ihr ja bei einem ſchwediſchen Regimente ſteht, ſo wird es dem Generalmajor leicht ſeyn, Euch gegen einen Andern einzutauſchen. Sollen wir Beide den Verſuch wagen?"

Leicht entzündlichen, hoffnungsvollen Gemüthes ſchlug Amos ein. Der Pfarrer ſchrieb, und nach einem Vierteljahre war der ſchöne Pikenir bei dem Kriegsvolke Ramſay's in Hanau. Der General gefiel ihm, wie er dem General. Goldene Träume gaukelten vor ſeinem erregbaren Geiſte. „Gottlob!" rief er aus, „nun iſt meine Schönheit doch endlich einmal ſchön genug und zu irgend etwas Gutem nütze geweſen!" Er rief das aber nur ganz ſtille; denn der Pfarrer hatte ihm den guten Rath mit auf den Weg gegeben, er möge künftig nicht mehr ſo viel von ſeiner eigenen Schönheit reden; das gefalle dem Ramſay ſo wenig wie allen andern Menſchen.

Dieſer Heerführer hielt ſeit der Schlacht von Nördlingen faſt vier Jahre lang Hanau beſetzt, und

die Bürger lobten ſein Walten und hatten es damals beſſer als gar viele Nachbarſtädte. Dem umliegenden Lande dagegen war der ſchottiſche Schwede mit ſeinem Kriegsvolk ein Schreck und Gräuel. Denn durch ſeine Ausfälle und fleißiges Scharmützeln mit den kaiſerlichen Streifcorps ſchädigte und plagte er das flache Land unſäglich. Bei einem ſolchen Ausfall erſtürmte Ramſay ſogar die kurmainziſche Stadt Aſchaffenburg und brachte den Vicedom gefangen nach Hanau. Haſelborn bewährte ſich ſo tapfer bei dieſer Waffenthat, daß er endlich zum Fähnrich vorrückte. Und als nachgehends Ramſay unter ſehr günſtigen Bedingungen mit dem Kurfürſten von Mainz und dem Grafen Philipp Moritz von Hanau wegen der Uebergabe Hanau's verhandelte, welches eben doch allmählig ein verlorener Poſten ward und keinen Entſatz hoffen durfte, bediente er ſich des eben ſo federgewandten als klugen Haſelborn zu manchem geheimen Kanzleidienſte. So ſah Amos jetzt allerſeits ſeinen Waizen blühen; die Kameraden weiſſagten ihm eine glänzende Laufbahn, neideten ſein Glück und ſprachen: da ſieht man doch, wie ein ſchöner Kerl immer am raſcheſten vorwärts kommt.

In dieſer Zeit des Waffenſtillſtandes luſtwandelte Amos an einem klaren Winterabende vor den Thoren der Stadt längs der Kinzig. Auch Ramſay liebte dieſen ſicheren kurzen Gang, und Amos hoffte faſt, heute Abend dem General zu begegnen, der ſich gerne mit ihm unterhielt. Aber ſtatt des Generals vertraten ihm plötzlich drei zerlumpte Bauern den Weg. Und Einer von ihnen rief: „Das iſt der Ramſay, der uns zu Bettlern gemacht hat; jetzt ſollſt Du Schuft bezahlt werden für Deine Mordbrennereien!“ und ſchlug dem armen Amos mit der Axt über den Kopf, daß ihm Hören und Sehen verging. Die Andern aber hieben gleichfalls auf ihn los, und wie Amos blutend am Boden lag und ihm die Sinne ſchwanden, hörte er nur noch den Einen ſagen: „Jetzt iſt er todt!“ und den Andern: „Seyd Ihr auch gewiß, daß es der ſchöne Ramſay war?“ worauf der Dritte erwiderte: „Freilich! Im ganzen Heer gibt es eine ſolche Geſtalt und ein ſolches Geſicht nicht zum zweitenmal.“

Leider hatte ihnen Amos nicht rechtzeitig verdeutſchen können, daß es nunmehr zwei ſchönſte Männer im ſchwediſchen Heere gebe.

Als er unter furchtbaren Schmerzen wieder einen Augenblick zu ſich ſelber kam, fand er ſich zu Hanau im Lazarethe. Eine Streifwache hatte den Halbtodten entdeckt und heimgetragen. Der Generalmajor ſtand neben dem Lager und redete ihm freundlich zu. Amos aber ſprach: „Mein General, ich habe genug und fühle den Tod nahen. Ich war zu allen Dingen zu ſchön; darum hat es mir nie und nirgends geglückt; nun bin ich zu guter letzt gar wegen meiner Schönheit aus Mißverſtändniß todtgeſchlagen worden!“

Drittes Kapitel.

Nachdem Amos dieſe Worte geſprochen, fiel er in das heftigſte Wundfieber und ſchwebte mehrere Tage zwiſchen Leben und Sterben. Endlich jedoch ſiegte ſeine urkräftige Natur und er begann zu geneſen, wenn auch ſehr langſam und unter qualvollen Schmerzen und Rückfällen.

Lag er nun ſo auf dem Bette und zählte die langen Stunden, doppelt lang durch Pein und Ungeduld, dann war es oft ſein einziges Labſal, an die Vaterſtadt zurückzudenken, ja ganze Tage in Weilburg umher zu wandeln und alle alten Freunde zu begrüßen. Nur ſelten hatte er während ſeiner Kriegsfahrten Kunde von den Eltern erhalten und in der letzten Zeit gar nicht mehr; denn auf einen Briefwechſel war da nicht zu zählen, ſondern nur auf mündliche Nachricht, wie ſie von den

durchmarſchirenden Söldnerſchaaren herüber und hinüber gebracht wurde. Der friedliche Verkehr hatte in dieſen Tagen der äußerſten Noth und Gewaltthat faſt gänzlich aufgehört.

Nun dichtete ſich Amos hinzu, was in jenen dürftigen, oft widerſprechenden Botſchaften lückenhaft geblieben war und lebte im Geiſte mit innigſtem Behagen wiederum im Vaterhauſe. Dabei däuchte es ihm aber faſt ſeltſam, daß eine neue und doch alte Geſtalt ſich immer unwiderſtehlicher in den Vordergrund drängte: das Bild von Schulmeiſters Marthe. Ja oft machte er ſich Vorwürfe und ſprach: „Ich beſuche, ſcheint es, nur die Eltern, um die Marthe im Hauſe zu finden.“ Und obgleich zu ſeiner Zeit Marthe nur ſelten zu den Schneidersleuten gekommen und aus bekannten Gründen nicht einmal gerne dort geſehen war, ſo ſchwebte es ihm doch jetzt vor, als müſſe ſie allezeit bei ſeinen Eltern ſeyn, er wußte ſelbſt nicht warum.

Dann fuhr er fort in ſeinem wachen Traum: „Marthen's Bild ſteht ganz deutlich vor mir, wie ſie leibte und lebte; die Züge der Eltern ſehe ich unbeſtimmter. Was hat mir nur das Mädchen angethan?

Ach vielleicht ſind ſie alle Drei längſt dahin gegangen, das ganze Haus ausgeſtorben, die ganze Stadt ein großer Kirchhof, ein Trümmerhaufen! und es winken und rufen die alten, vertrauten Geſtalten mir nur deßhalb ſo freundlich, weil ſie in der That ganz nahe ſtehn, hier an meinem Bette, die Geiſter der Verſtorbenen! Man ſagt, in der Erweckung ſolch ſehnſüchtiger Bilder bringe oft der Todte ſeine eigene Todeskunde dem fernen Freund, wenn ſich kein lebender Bote findet."

Bald aber ſchlug er ſich die traurigen Gedanken wieder aus dem Sinn und fragte ſich, wie Marthe jetzt wohl ausſehe? In erſter Jugendblüthe ſtand ſie freilich nicht mehr; ſie war ihm gleichaltrig und ging alſo in's neunundzwanzigſte Jahr. Doch fand er, daß ſich ihr Geſicht viel ſchöner ausgewachſen habe. Es gibt ja Mädchen und Jünglinge derberen Schlages, bei denen mit der vollen Körperreife auch erſt die Schönheit reift. Zwar waren ihre Augen noch immer etwas zu klein, der Mund hätte feiner ſeyn können und die Naſe zierlicher. Aber zu ihrer ſtattlichen Geſtalt paßte das kräftige Geſicht, und der wunderbare Liebreiz einer milden, guten Seele,

welcher aus ihren Augen leuchtete, aus ihrem Munde ſprach, verklärte alle Mängel der Form. Wie eine geſchminkte Puppe hingegen erſchien ihm neben dieſem Bild des Amtmanns hübſche Dorothea; anfangs hatte er noch manchmal mit dem Groll der Liebe an ſie gedacht, jetzt wies er ihr Gedächtniß zurück mit dem vollen Zorne der Verachtung. „Wie war ich doch blind, daß ich Marthen ſo ganz verkannte!“ fuhr er dann fort. „Es gibt Landſchaften, die man erſt einmal im Dufte der Ferne geſehen haben muß, um dann ihren traulich anheimelnden Reiz auch in der Nähe recht zu empfinden. Gibt es nicht auch ſolche Menſchen?“

Und ſo verwandelte er ſich im Geiſt dieſe Ferne immer mehr zu einer nächſten Nähe inneren Anſchauens und durchlebte noch einmal ſeine Jugend an der Seite ſeiner einzigen Jugendfreundin, welcher nun auch er in treueſter Freundſchaft zugethan war. Noch einmal empfing er aus ihrer Hand alle die tröſtenden Butterbrode, allein er dankte ganz anders wie vordem. Er ließ ſich noch einmal von Marthen gründlich durchſchulmeiſtern und abkanzeln, und es that ihm bitter wehe, daß er ihr blos nachträglich

im Stillen danken und nicht mehr ihrem treuen Rathe folgen konnte. Und wenn vollends gar die Scene mit den Werbern immer wieder durch ſeine Seele zog, dann hätte er vor dem Mädchen wie vor einer Heiligen auf die Kniee fallen und an ihrer Hand nach Hauſe gehen mögen, da er dieſe Hand doch nur kalt zurückgewieſen, wie man Heilige gewöhnlich zurückzuweiſen pflegt. So ſchmerzlich ihm aber auch die ſpäte Reue war, ſo tröſtete ſie ihn dennoch, und es war ihm, als komme ſie immer noch nicht ganz zu ſpät. Die ſchwere Krankheit, in welcher er zum erſtenmal in ſeinem Leben gerecht und ruhig in ſich hineinſchauen lernte, erſchien ihm dann zwar als eine Strafe, aber als eine jener göttlichen Strafen, worin ſich uns die Gnade und Güte Gottes am tiefſten offenbart.

Immer aber durchglühete ihn raſch wieder ein friſcher Lebensmuth. Dann hielt er's für ganz gewiß, daß er Marthen noch einmal ſehen werde. Aber wenn ſie ſich inzwiſchen verheirathet hätte? Thörichte Frage! Von Liebe und Ehe wollte er ja gar nicht mit ihr reden, ſondern nur von guter alter Freundſchaft. Und doch würde es ihn ſchwer

geärgert haben, wenn ſie ſich inzwiſchen verheirathet hätte! Er mochte nicht daran denken. Aber den Weilburgern wollte er eines Tages zeigen, daß doch was Rechtes aus ihm geworden ſey, ein Fähnrich und vielleicht auch mehr, und wollte mit ſeiner Schulfreundin durch die Straßen ſpazieren, und er meinte, die ſtattliche Marthe und er, das gebe ſchon ein Paar, welches ſich ſehen laſſen könne, — natürlich nur ein Freundespaar.

Gerade bei dieſem anmuthigen Bilde trat der Feldſcherer vor des Träumers Bett. Amos hatte ihn gebeten, einen kleinen Spiegel mitzubringen, wenn er das nächſtemal den Verband vom Kopfe nehme; denn er wollte doch gerne wiſſen, wie er ſelber jetzt dreinſchaue. Während der Verband gelöst wurde, ſah Amos ſich noch im Geiſte prächtig neben Marthen einherſchreiten; da hielt ihm der Doktor den Spiegel vor.

Himmel! war das ein Anblick! Die ſchönen langen Kopfhaare waren kahl abgeſchoren wegen einiger beiläufigen Axthiebe, denen der harte Naſſau-Weilburgiſche Schädel glücklich Widerſtand geleiſtet; die Hauptſtreiche aber ſaßen im Geſicht. Das linke Auge

war ausgelaufen, von dort zog ſich dann die ſchwerſte Wunde roth und blau über das Naſenbein quer durch den ganzen rechten Backen bis zum Ohre, und der Feldſcherer hatte die fingertiefe Furche ſo roh zuſammengeflickt, wie ein Bettelmann ſeine alten Hoſen. Amos, der ja doch am beſten wußte, welche Hiebe er gekriegt, hatte ſich ſein Ausſehen recht häßlich vorgeſtellt, aber die nackte Wahrheit überflog gräßlich weit ſein kühnſtes Phantaſiegemälde!

Lang und gründlich ſchaute er in den Spiegel. Er wollte lächeln; allein die leiſe Muskelbewegung ſchnitt ihm wie ein Meſſer durch die Wunde. Mit grimmig verhaltenem Lächeln und einem tiefen Seufzer rief er dann:

„Gottlob! Nun bin ich nicht mehr ſchön!“

Da hörte er, wie ein Echo ſeines Seufzers, ein gedämpftes Gelächter hinter ſeinem Kopfkiſſen. Es war Ramſay, der dem ganzen traurig komiſchen Auftritt gelauſcht hatte. Er trat vor, ſchüttelte dem Verwundeten wie einem Freunde die Hand und ſprach, er möge ſich tröſten über den Verluſt des ſchönen Geſichtes, durch welchen er ſeinem Feldherrn das Leben gerettet. Das Glück ſollte ihm von nun

an günſtiger auf dieſe mannhaften Schrammen lächeln als vordem auf die glatten Züge, und mit dem einen Auge werde er ruhmreichere Tage ſehen als bisher mit zweien. Er verſprach ihm dann ſtete unbegränzte Gunſt, ſofortiges Aufrücken im Dienſte und ein reiches Schmerzensgeld in gutem Golde, ſo wahr er Jakob Ramſay heiße.

Amos hörte das Alles ziemlich gleichgültig an; faſt wäre es ihm im Augenblicke tröſtlicher geweſen, wenn ihm Ramſay eben ſo beſtimmt verſichert hätte, daß des Schulmeiſters Marthe in Weilburg noch nicht verheirathet ſey.

Das Krankenlager des armen Haſelborn zog ſich über Erwarten lange hinaus, namentlich wegen einer dritten Hauptwunde in der Hüfte, die er damals nicht hatte im Spiegel zu betrachten brauchen. Schon war es Februar und er lag noch immer im Spital.

Da vernahm er einsmals früh morgens wilden Lärm auf der Straße, dann Waffengeklirr, Flintenſchüſſe, fremde Feldrufe und Signale; immer näher wälzte ſich ein Getümmel von Kämpfenden. Dann ward es plötzlich ſtill. Ein verwundeter Schwede ſtürzte in den Krankenſaal und rief: „Alles verloren!

— der Waffenſtillſtand gebrochen; — die Stadt überrumpelt; — Ramſay todt geſchoſſen!“

Verwundete, welche bald nachher von kaiſerlichen Soldaten in das Lazareth gebracht wurden, beſtätigten die Kunde von Hanau's Fall. Ramſay, der ſeit Monaten mit dem Kurfürſten von Mainz wegen der Uebergabe verhandelte, hielt bei dem förmlich abgeſchloſſenen Waffenſtillſtande alle kriegeriſche Vorſicht für überflüſſig, und die Beſatzung lebte längſt wie im tiefſten Frieden. Da aber der ſchwediſche Commandant den Grafen von Hanau, der ſich in die Stadt begeben, nicht wieder hinausließ, ſo behaupteten die Kaiſerlichen, er habe eigenmächtig die Waffenruhe gebrochen, überrumpelten unter dem Grafen von Naſſau-Dillenburg und dem kurmainziſchen Oberſten von Metternich die kaum bewachte Veſte und bewältigte das Häuflein Schweden, welches ſich von Ramſay geführt in der Neuſtadt tapfer ſchlug, nach kurzem Kampf. Der Führer ward umzingelt und von einem Musketier in den Rücken geſchoſſen. Die Sieger erwarteten ſtündlich den Tod des berühmten Generalmajors; trotzdem genas der Schwerverwundete, wenn man ein langes, elendes Siechthum

ſtatt raſchen Todes Geneſen nennen kann. Die kriegsgefangene Beſatzung ward nach damaligem Kriegsbrauch alsbald unter die kaiſerlichen Fahnen geſteckt.

Amos entging dieſem Schickſale nur wegen ſeiner Wunden. Als der einäugige Mann an der Krücke hinkend das Lager verlaſſen konnte, befahl man ihm, binnen zweimal vierundzwanzig Stunden die Stadt zu räumen. „Gottlob, daß ich nicht mehr ſchön bin," ſprach der unverwüſtliche Amos, „ſonſt hätte ich noch einmal wie vor zehn Jahren dem Kaiſer Treue ſchwören müſſen."

Bevor er jedoch ging, ward er zu dem gefangenen Ramſay beſchieden.

Der verwundete General wurde von den Siegern mit allen Ehren behandelt und ſie ſchlugen ihm den Wunſch nicht ab, ſeinem Lebensretter, wie er Amos nannte, Lebewohl zu ſagen. Tief bewegt trat nun der ſchöne Amos an das Bett des ſchönen Ramſay, der von Schmerz und Gram verzehrt freilich auch nur noch ein Schattenbild ſeiner früheren Schönheit war. Die Thränen aber kamen vollends beiden hart geprüften Männern, als Ramſay nichts weiter denn

herzliche Worte des Dankes und Abſchiedes dem Hinausgeſtoßenen zu bieten vermochte, und Amos ward von dieſem Dank unendlich tiefer gerührt, als von alle der Gunſt, die ihm der mächtige Ramſay noch unlängſt an ſeinem Schmerzenslager verheißen. Auch die umſtehenden Sieger ergriff der Schauer des Mitgefühls und ſie ſpendeten mehr aus Theilnahme für Ramſay's tragiſches Geſchick als für die Armuth des Fähnrichs demſelben ein überreiches Reiſegeld.

Als aber Amos den letzten Händedruck ſeines Generals und Gönners entgegennahm, fühlte er, daß ihm Ramſay ein kleines Zettelchen in die Hand drückte. Vorſichtig barg er jedes Zeichen des Staunens oder Verſtändniſſes, und da er von der Wache geführt die Treppe hinabging, warf er raſch einen heimlichen Blick auf den kaum fingersgroßen Papierſtreif, ſteckte ihn dann unbemerkt in den Mund und verſchluckte ihn, in übergroßer Angſt, daß ihm Einer den Inhalt entwinden möge. Die Wache hatte nichts geſehen.

Auf dem Zettel ſtand, von Ramſay's zierlicher Hand geſchrieben: „In dem Haberkaſten über meinem

Stalle liegt ein Kleid mit Edelſteinen, wohl zwei Rittergüter werth. Die Hälfte gehört Dir, wenn Du mir die Steine retteſt.“

Noch in derſelben Nacht ſchlich ſich Amos zu dem Stall; unentdeckt kam er auf den Heuboden, wo der alte unbenützte Haberkaſten ſtand. Des Ortes kundig, war es ihm nicht ſchwer, den Kaſten und das Kleid im Dunkeln zu finden und ſämmtliche Steine abzutrennen. Mit zitternden Knieen gewann er wieder das Freie und ſeine Schlafſtätte. Das Kleid war das große Prunkgewand des Deutſchordensmeiſters geweſen, ein Beuteſtück aus Mergentheim, welches Ramſay für ſich zurückbehalten und gleich nach dem Ueberfall von Hanau in den Haberkaſten hatte verſtecken laſſen. Die fünf großen Edelſteine dieſes hiſtoriſchen Prachtſtückes aber wurden auf zwölftauſend Gulden geſchätzt, und da in ſelbiger Zeit ein Morgen guten Ackerlandes für ſechs Gulden, ja zuweilen für ſechs Laib Brod feil war, ſo hätte Ramſay wohl auch ſchreiben dürfen, die Kleinode ſeyen zwölf Rittergüter werth.

Früh morgens bereits hinkte Amos Haſelborn mit den Edelſteinen im Beutel zum Thore hinaus,

ſcheu umher blickend wie ein Dieb. In der Angſt überſpannte er ſeine noch ſchwachen Kräfte dermaßen, daß er am nächſten Tage in einem wetterauiſchen Dorfe krank liegen bleiben mußte, und alſo Muße fand zu bedenken, wohin er eigentlich gehen wolle. Denn geſtern war er nur, wie man zu ſagen pflegt, ſeiner Naſe nachgegangen; die Naſe freilich zeigte wie ein Kompaß nach Norden und im Norden lag Weilburg. Bei der unfreiwilligen Raſt aber brannten ihn die Edelſteine in der Taſche, er hatte Tag und Nacht keine Ruhe, daß man ſie entdecken oder ſtehlen möge, und beſchloß vor Allem den Schatz an einen ſichern Ort zu bringen oder noch beſſer in die Hände Ramſay's. In Hanau hatte er nämlich noch erfahren, daß man den verwundeten General demnächſt nach Dillenburg ſchaffen werde auf das Bergſchloß des Eroberers von Hanau, des Naſſau-Dillenburger Grafen Ludwig Heinrich, der früher auf Seite Schwedens, jetzt zu des Kaiſers Banner hielt. Jedermann erwartete, daß Ramſay dort in leichter Haft auf Ehrenwort bleiben oder bald gegen einen andern vornehmen Gefangenen ausgewechſelt werden würde, und Amos rechnete aus, daß er bei ſeinem vorſichtigen

Schneckengang durch das unſichere verödete Land wohl nicht raſcher an der Krücke nach Dillenburg kommen dürfte, als der General in der Sänfte. Allein er rechnete falſch. Denn wochenlang ſchleppte er ſich elend von einem Dorfe zum andern mit vieltägigen ſchmerzvollen Raſten, die er ſeinem zerſchlagenen Körper gönnen mußte; die Querzüge der Truppen, denen er ängſtlich aus dem Wege ging, trieben ihn immer wieder von der geraden Straße zurück, und ſo kam der April und Amos war noch nicht in Dillenburg. In zerlumpten Kleidern, die ihm jetzt ſicherer dünkten als ein Panzer, bettelte er im Taunus umher; denn er wagte nicht die geſchenkten Goldgulden auszugeben, aus Furcht, man möge dann auch ſeine Diamanten aufſpüren. Bei dieſer heroiſchen Nachkur gelangte er wenigſtens allmählich wieder zum beſſeren Gebrauche des verwundeten Beins.

Nun hörte er in jener Zeit die widerſprechendſten Gerüchte über Ramſay. Die Einen ſagten, er lebe zu Dillenburg frei und geehrt mehr wie ein Gaſt denn wie ein Gefangener des Grafen, die Andern, er ſchmachte dort zwiſchen Kerkermauern. Beides war richtig, inſofern Ramſay durch ſeinen Eigenſinn

den Grafen veranlaßt hatte, auf etliche Tage den ſtrengen Kerkermeiſter ſtatt des freundlichen Wirthes zu zeigen. Amos aber dachte: im einen Falle kann der General die Juwelen jetzt fordern, im andern Falle braucht er ſie ungefordert am nöthigſten. Und da er ſeine Ehre als treuer Soldat in dieſen Steinen verpfändet achtete, ſo beſchloß er, nunmehr ſtracks nach Dillenburg zu gehn und koſte es ihm den Hals.

Es lag ihm aber Weilburg mitten im Wege. Dennoch ſchwur er ſich zu, lieber einen halben Tagemarſch abſeits zu wandern, als die Vaterſtadt zu ſehen, bevor er in Dillenburg geweſen. „Die Mücke muß das Licht meiden," ſprach er zu ſich ſelbſt, „und wer zuerſt bei der Liebe anklopft und dann bei der Ehre, der iſt kein braver Soldat. Vorab muß ſich's in Dillenburg ausweiſen, ob ich ein Rittergut gewinne oder einen Strick. Habe ich das Rittergut, dann gehe ich auf dem Rückweg nach Weilburg und frage bei Marthen an, ob ſie das Gut mit mir theilen mag, und bei meinen Eltern, ob ſie dort ihre alten Tage in Ruhe verleben wollen." Von der bloſen Freundſchaft redete er jetzt

ſchon gar nicht mehr und meinte, wenn nur erſt drei kleine Zweifel gehoben ſeyen, nämlich ob Marthe noch lebe, ob ſie inzwiſchen keinen Andern geheirathet habe und ob ſie ihn überhaupt haben wolle, dann ſtehe ja baldiger Hochzeit nicht das Mindeſte im Wege. Im Bewußtſeyn aber, daß er jetzt nicht mehr ſchön ſey, baute er trotz dieſer drei Zweifel auf ſein Glück.

Entſchloſſen ſchlug er nun die Straße nach Dillenburg ein, obgleich ſie von Streifcorps, Marodeurs und Troßgeſindel wimmelte. Als er eben in einer Dorfſchenke die Frühſuppe aß, ſetzte ſich ein bewaffneter Mann neben ihn, der halb einem Soldaten, halb einem Landſtreicher ähnlich ſah. Der Mann kam von der Dill, und Amos ſuchte deßhalb das Geſpräch höchſt behutſam ſo zu drehen, daß der Fremde von ſelber vom General Ramſay zu erzählen begann. Es werde dem General jetzt bald an den Kragen gehen, meinte Jener; der Kaiſer dränge den Dillenburger Grafen, daß er kurzen Proceß mache, auch habe man bereits einen Secretär Ramſay's und andere ſeiner Vertrauten eingefangen und auf kaiſerlichen Befehl gefoltert. Man ſpüre nach Geſtändniſſen

über den geheimen Briefwechſel, welchen Ramſay in Hanau geführt, nach Aktenſtücken, die wider ihn zeugten, auch nach allerlei Koſtbarkeiten, die der ſchlaue Schotte bei Seite geſchafft habe.

Amos erſchrack nicht wenig und gelobte ſich verdoppelte Vorſicht.

„Uebrigens," fuhr der Fremde fort, „werden ſie dem Ramſay doch nichts anthun können; denn er iſt ein Zauberer. Als er vor den Thoren von Hanau eines Abends einſam ſpazieren ging, fielen die Bauern über ihn her und wollten ihn todtſchlagen, aber in demſelben Augenblicke machte ſich Ramſay unſichtbar und ſchob den Bauern eine andere Geſtalt unter die Aexte, und als ſie dieſe gefällt hatten und glaubten, der ſchöne Schotte liege jetzt todt am Boden, war es nur ein Strohmann mit dem ſcheußlichſten Affengeſicht!"

Dieſe mythiſche Verklärung ſeiner ſelbſt war zu ſtark für den armen Amos. „Wenn es auch ein Strohmann geweſen," rief er zornig, „ſo war derſelbe doch mindeſtens ebenſo ſchön wie Ramſay und kein ſcheußliches Affengeſicht!"

„So? Wißt Ihr das genau?" fragte der Fremde.

„Freilich weiß ich's, denn ich bin doch wohl auch dabei geweſen! — — das heißt bei den Bauern, welche die Hiebe führten.“

„Ei Kamerad,“ entgegnete ſpöttiſch der Andere und blickte ihm ſcharf in's zerfetzte Geſicht, „waret Ihr dabei, dann ſehet Ihr aus als ob Ihr die Hiebe gekriegt und nicht als ob Ihr ſie ausgetheilt hättet!“

Amos hätte ſich ſelber ohrfeigen mögen, und der Schreck über ſein unvorſichtiges Wort fuhr ihm durch alle Glieder. So hatte er ſich doch wieder durch die Schönheit, welche er gar nicht mehr beſaß, zum dümmſten Selbſtgeſtändniß verleiten laſſen! Wochenlang hatte er ſeine Bekanntſchaft mit Ramſay überall auf's geſchickteſte verborgen und dennoch die Leute ausgeforſcht über den General; nur das „ſcheußlichſte Affengeſicht“ lüftete ihm unverſehens die Maske. Der Fluch der Schönheit reichte weiter als die Schönheit ſelber.

Er brach das Geſpräch kurz ab, machte ſich raſch auf den Weg und ſchlug einen Seitenpfad ein zur Lahn hinüber.

Allein er war noch nicht weit gegangen, als er

ſich auch ſchon durch eine Schaar bewaffneten Geſindels verfolgt ſah; er ſuchte zu entfliehen, doch ſein ſchwaches Bein verſagte ihm, und die Verfolger winkten drohend mit Piſtolen und Musketen. Es waren Nachzügler der verſchiedenſten Truppentheile, gemiſcht aus Freund und Feind, die nun einen Raubkrieg auf eigene Fauſt führten, und der Fremde aus der Dorfſchenke ſchien der Hauptmann dieſer Rotte. Bald hatten ſie Amos eingeholt und umringt. Anfangs ſetzte der Anführer mit ſarkaſtiſcher Höflichkeit das abgebrochene Geſpräch fort, und bat zuletzt den läugnenden und abweiſenden Amos höchſt artig, er möge nur bekennen, daß er ein Anhänger Ramſay's ſey. Das gereiche ihm bei ihrer Geſellſchaft zu keinem Nachtheil, denn ihnen ſey der Kaiſer und der Schwede gleich lieb, viel lieber als Beide jedoch ein gutes Stück Geld. Nun ſtünden aber hohe Preiſe ausgeſetzt auf die umherirrenden Vertrauten Ramſay's, die etwa Papiere oder Koſtbarkeiten aus der Hanauer Verlaſſenſchaft bei ſich trügen, und er ſähe ganz nach einem ſolchen Vogel aus und ſey trotz ſeiner Lumpen und des zerhauenen Geſichtes viel zu fein für einen zunftgerechten Bettler. Sie

wollten ihn nicht auf des Kaiſers Folterbank liefern, aber ein tüchtiges Löſegeld müſſe er zahlen und zwar auf der Stelle.

„Alſo iſt es immer noch mein Fluch, daß ich zu fein bin,“ ſeufzte Amos für ſich und betheuerte dann laut, daß man ſich in ſeiner Perſon irre und daß er ganz außer Stand ſey, irgend ein Löſegeld zu zahlen. Die Quälgeiſter ließen ihn noch wohlbewacht ein paar Stunden ruhig in ihrer Mitte fortmarſchiren. Als ſie aber durch den Wald zur Lahn herabgeſtiegen waren, da wo ſich das Bett des Fluſſes eine gute Stunde unter Weilburg am ſogenannten „Hexenloch“ zwiſchen ſteilen Felſen einengt, machten ſie Halt. Am rechten Ufer ſprangen die Wände bis in's Waſſer vor, und mächtige abgelöste Trümmerſtücke lagen noch weit hinaus in der ſtrudelnden Lahn. Ein ganz ſchmaler Steig, nur bei niederem Waſſerſtande gangbar, führte an den Felswänden vorüber; rechts und links tiefſte Waldeinſamkeit. Das Hexenloch war das prächtigſte Plätzchen zum Rauben und Morden.

Hier erklärte nun der Hauptmann dem gefangenen Haſelborn, der Spaß ſey jetzt zu Ende und ſeine

Geſellſchaft beginne ihnen langweilig zu werden, er möge alſo herausgeben, was er bei ſich führe, Papiere oder Geld oder was es immer ſey. Und zu gleicher Zeit griffen mehrere handfeſte Kerle kräftigſt zu, um Amos die Taſchen zu leeren und die Kleider vom Leibe zu reißen. Da dieſer nun ſah, daß kein Verbergen mehr möglich, zog er ſelber raſch den Beutel voll Gold und Juwelen aus der Taſche und ſchleuderte ihn weit hinaus in das wirbelnde Waſſer. Nun konnten doch wenigſtens die Steine nicht mehr wider ihn und Ramſay zeugen.

Die Räuber, welche ſich ſolchergeſtalt ihre ſichere Beute entriſſen ſahen, wollten anfangs den Amos ſeinem Beutel nachwerfen, ihn erſtechen oder erſchießen, allein der Hauptmann wehrte das und ſprach: „Jetzt wiſſen wir ganz gewiß, daß dieſer Burſche einer von den verdächtigen Freunden Ramſay's iſt. Bewachet ihn feſt, damit wir ihn den Kaiſerlichen ausliefern und den Preis, welchen er ſelber zu zahlen weigerte, von ſeinen Feinden erhalten; die Folterknechte werden dann ſchon herauskriegen, was er eben in die Lahn geworfen hat.“

Im Zorn mißhandelten ſie Amos eine Weile

und führten ihn dann mit ſich lahnaufwärts gegen Weilburg. Als Amos aber die nächſte Todesangſt überwunden, dachte er ganz im Stillen: „Da verſinken zwei Rittergüter und etwas mehr in den Wirbeln der Lahn! Hätte mich mein verfluchter Schönheitsſtolz nicht verrathen und wäre ich nicht immer noch zu fein für einen Bettler, ſo hätte ich auf eines der zwei Rittergüter wohl nächſten Monat ſchon des Schulmeiſters Marthe heirathen können.“

An einem Hügel, etwa eine halbe Stunde vor Weilburg, machte die Rotte Halt und lagerte ſich. Man konnte von da droben die Stadt überſehen, wie ſie mit ihren Mauern und Thürmen auf einem Felsrücken emporſtieg, faſt rings von der Lahn umfloſſen. Tief betrübt blickte Amos auf das ſchöne, ihm ſo heimliche und doch jetzt wieder ſeltſam fremdartige Bild. Denn gar Vieles erſchien in den Umriſſen der Stadt verändert, ſeit ſie der junge Werbſoldat verlaſſen hatte. Noch in den letzten Jahren erſtürmt, geplündert, durch Brand verwüſtet, wollte das Weilburg, welches heute vor ihm lag, nicht recht mehr ſtimmen mit jenem, welches er ſeit zehn Jahren ſo treu im Gedächtniß bewahrte. Da fehlte ein

Thurm, dort waren Häuſerlücken, das Schloß, vordem noch neu und ſchön, ſchaute alt und verfallen drein. — „Großer Gott!“ dachte Amos, „wenn die feſteſten Mauern alſo wankten und ſtürzten, wie mag es den armen, ſchwachen Menſchen ergangen ſeyn!“ Und es überkam ihn eine große Bekümmerniß, daß die Lieben, mit welchen er nun ſchon monatelang ſo innig im Geiſte verkehrte, hinweggenommen ſeyn möchten, gleich jenen Thürmen und Häuſern.

Dann aber wurde dieſer traurige Gedanke durch einen noch viel traurigeren verdrängt. Er ſah klar, daß die Räuberbande, welche ihn gefangen hielt, Ueberfall und Plünderung der Stadt beabſichtigte. Schon nahten ſich Zuzüge ähnlicher Art von den benachbarten Höhen, wie nach gemeinſamem Plane; es lagen wohl wenige oder gar keine Truppen in Weilburg, und die ſtündlich wachſende Bande hatte bequemes Spiel mit einer leicht einzuſchüchternden handvoll Bürger. Nun mußte Amos, der wenigſtens als ein ehrlicher Soldat von Hauſe gezogen, als Gefangener dieſes Geſindels wieder heimkehren, mußte wehrlos zuſehen, wie die Böſewichter wohl

gar ſeiner Eltern und Marthen's Haus verwüſteten und ausraubten, die Leute quälten, todt ſchlugen, die Stadt anzündeten, um ihn ſelber nachgehends zu verkaufen an ein peinliches Gericht!

Inzwiſchen hatte der Führer des Trupps eine Streifwache gegen Weilburg geſchickt, daß ſie erkundete, ob die Thore beſetzt ſeyen. Die Leute kamen raſch zurück, machten lange Geſichter und berichteten, bis zum Thor ſeyen ſie nicht vorgedrungen; denn ſchon im Weilweg, unterhalb der Kirchhofsmühle, ſey die Straße durch Palliſaden und ein Fallthor geſperrt. Zwar ſtehe da außen keine Wache, allein an dem Fallthor ſey eine landesherrliche Proklamation mit großen Buchſtaben ganz friſch angeſchlagen, des Inhaltes, daß Nachzüglerrotten und freie Banden, welche ſich in der Gegend herumzutreiben oder gar an die Stadt heranzuſchleichen wagten, als Räuber behandelt würden mit kurzem Proceß und langem Strick.

Solche Sprache war dieſem Geſindel aber ganz neu; ſie waren vielmehr gewöhnt, daß ſelbſt volkreichere Städte ihnen demüthige Deputationen entgegenſchickten, um die Plünderung abzukaufen. Der

Hauptmann ſprach: „Geſtern lagen nur wenige ſchlechte Söldner in der Stadt; denn der Graf iſt abweſend und die Hälfte der kleinen Bürgerſchaft geflüchtet. Ohne Zweifel aber hat der Graf Wind von unſerem Vorhaben bekommen und in vergangener Nacht jene dreihundert Mann in die Stadt geworfen, welche bei Runkel ſtanden. Sonſt würden die Weilburger wahrlich die Unverſchämtheit nicht haben, eine ſolche Proklamation vor unſerer Naſe an's Thor zu heften."

Die Mannſchaft theilte des Führers Anſicht, und ohne nur einen Befehl abzuwarten, brach der ganze Schwarm auf und ſchwenkte rechts in den Wald nach Braunfels hinüber. Sie wollten plündern, nicht kämpfen, und ſo frech ſie gegen den Wehrloſen waren, ſo feig waren ſie gegen den Gewaffneten. Als ſie darum nach halbſtündigem Marſch einen kleinen Trupp Soldaten, ohne Zweifel einen Vortrab, von Weilburg herüberkommen ſahen, löste ſich die ganze Rotte in wilder Flucht, und es gelang Amos, ſeinen Wächtern zu entſchlüpfen.

Er eilte aus dem Walde gegen die Stadt. Zu ſeinem Erſtaunen aber bemerkte er nun, daß beide

Theile flohen. Denn in demſelben Augenblicke, wo die Bande die Soldaten bemerkt und ſich zur Flucht gekehrt hatte, waren auch dieſe erſt der Gegner anſichtig worden und zurückgeprallt. Die Soldaten, etwa dreißig Mann ſtark, liefen wie die Haſen vor dem hinkenden Amos her, und es ſchien faſt, als ob er allein ſie in die Flucht geſchlagen habe, und doch war auch er wiederum auf der Flucht vor den fliehenden Räubern. Freilich bemerkten die Soldaten bald, daß nur ein einzelner Mann hinter ihnen drein komme; ſie machten darum mannhaft Front, legten ſelb dreißig die Musketen auf ihn an, forderten ihn auf, ſich zu ergeben und machten ihn mit großem Getümmel zum Gefangenen, ſofern man nämlich Einen fangen kann, der uns freiwillig nachläuft. Vergebens betheuerte Amos, daß er ſelber ein Gefangener der Räuber geweſen ſey und vielmehr Schutz bei ihnen ſuche. Die Soldaten — eben jene wenigen ſchlechten Söldlinge, von welchen der Bandenführer geſprochen — brauchten einen Gefangenen für ſich, zum Zeugniß des gelungenen Ausfalles, und wenn ein Menſch wie ein Räuber ausſah, ſo war es jetzt der zerlumpte einäugige

Amos. Alſo feſſelten ſie ihn und ſchleppten ihn mit Flüchen und Kolbenſtößen nach der Stadt.

Vergebens rief Amos, daß er ein Weilburger Bürgersſohn ſey und Amos Haſelborn heiße, und ob denn Keiner den alten Schneider Haſelborn kenne? Keiner wollte den Namen gehört haben. Das erſchreckte Amos heftig. Freilich lagen dieſe fremden Werbſoldaten erſt ſeit wenigen Monaten in der Gegend.

Doch verſicherte Einer im Vorbeigehen, er habe wohl gehört, daß vor Jahr und Tag ein Schneider Haſelborn und ſeine Frau in derſelben Stunde an der Peſt geſtorben ſeyen. Und als die Soldaten ſahen, wie tief dieſe zweifelhafte Nachricht ihren Gefangenen erſchütterte, packten ſie ihn aus Mitleid etwas milder an, lockerten ſeine Stricke ein wenig und ſprachen in andern Worten als in Fußtritten und Kolbenſtößen.

Amos berief ſich auf mehrere Bürger, die ihn wohl noch kennen und für ihn gutſtehen würden. Allein jedesmal hieß es, der ſey verſtorben oder verſchollen, und die Soldaten wußten nichts von ihm. Hundertmal brannte es Amos auf der Zunge, nach

des Schulmeiſters Marthe zu fragen; doch er brachte das Wort nicht über die Lippen; es war ihm, als könne er durch die Verzögerung der ſchlimmſten Antwort ſein letztes, volles Elend ſelber noch hinauszögern. So verſtummte er, und die Stadt, welche immer näher rückte, lag vor ſeinem ſchwimmenden Auge wie ein großer Kirchhof.

Da kamen ſie an die Palliſaden mit dem Fallthor und der Proklamation. Die Soldaten hielten an, betrachteten lachend die Schrift, und Einer rief: „So hat des Schulmeiſters Marthe denn doch den Muth gehabt, des Grafen Proklamation anzuſchlagen!“

Dieſer Ausruf löste des Gefangenen Zunge. „Alſo lebt des Schulmeiſters Marthe noch?“ fragte er bebend.

„Freilich! und iſt ein Teufelsmädchen dazu!“

Das war zwiefacher Troſt für Amos, denn ein Teufelsmädchen konnte unmöglich verheirathet ſeyn. Als er aber fragte, warum ſie denn Marthen gerade dieſen Beinamen gäben, ſchwiegen die Kerle, faſt als ſchämten ſie ſich. Einer der Soldaten jedoch flüſterte Amos in's Ohr: „Dieſe feigen Schufte“

(übrigens war er ſelber eben ſo geſchwind davon gelaufen wie die Andern) „fürchteten ſich vor der Rache der Räuber und wollten des Grafen Proklamation nicht anſchlagen. Die Bürger wagten es auch nicht. Da ſagte Marthe, wenn kein Mann es wage, ſeines Landesherrn Verordnung zu verkünden, ſo müſſe es wohl ein Weib thun, und eilte vor das Thor mit dem Schriftſtück. Meine Kameraden aber bekamen nun ſolche Angſt über dieſe Herausforderung, daß ſie eilends das Weite ſuchten und gegen Braunfels davon liefen.“

Nun ging Amos ein Licht auf über die ganze Kriegsgeſchichte dieſes Tages. Die Bande war geflohen wegen der Proklamation und die Beſatzung gleichfalls wegen der Proklamation; indem dann beide fliehende Haufen ſich begegneten, glaubte ein jeder ſich angegriffen, und beide prallten fliehend auseinander. In Weilburg aber war weder der Graf, noch eine beſſere Mannſchaft, ſondern Marthe hatte durch das Anſchlagen des Mandates die Stadt gerettet und Amos obendrein aus den Händen der Räuber befreit. An ihrer muthigen That erkannte dieſer ſeine Marthe wieder, wie ſie einſt ſo kühn

unter die Werber getreten war, um ihn zu retten, und er meinte, was ihr damals mißlungen, das ſey ihr heute endlich geglückt, ſie habe ihn den Banden des rohen Kriegsvolkes nun doch, und wohl für immer, entriſſen.

In dankbarer Freude vergaß Amos ſogar den Verluſt der Eltern; trotzdem ward es ihm bleiſchwer in den Beinen, als er das Weilburger Pflaſter betrat, die Stätte ſo manchen Jammers, der ihm an's Herz griff, und ihm däuchte, er müſſe heute noch viel Schlimmes dazu erfahren.

Die Bürger begrüßten die heimkehrenden Soldaten gerade nicht als Sieger, gingen ihnen vielmehr mit einem Gemiſch von Furcht und Verachtung aus dem Wege. Denn die feigſten Söldlinge waren in der Regel auch die boshafteſten. Nur ein alter Leineweber warf ihnen ſpottend die Frage entgegen: „Was iſt denn das für ein ſauberer Gefangener, den ihr heute erbeutet habt?“

„Ei, er iſt Einer von Euern Leuten,“ erwiderte der Feldwebel mit gleichem Spott, „ein Weilburger Bürgerskind! Wollt Ihr für ihn gutſtehen oder ſollen wir ihn aufhängen, laut des gräflichen Mandats? Amos Haſelborn ſchreibt er ſich.“

Der Leineweber ſah dem Gefangenen in's Geſicht und lachte. „Des alten Haſelborn's böſen Buben habe ich vor Jahren wohl gekannt; aber dieſer Kerl da ſieht dem ſchönen Amos ſo ähnlich, wie der Schornſteinfeger dem Müller.“

„Gottlob!“ dachte Amos, „die Leute merken wenigſtens, daß ich mich gründlich verändert habe.“

„Wollt Ihr übrigens genau erfahren,“ ſprach der Leineweber weiter, „ob dies der wirkliche Amos Haſelborn iſt oder nicht, ſo führt ihn nur zu des Schulmeiſters Marthe, die war, ſo viel ich weiß, der Schatz jenes Amos, und wird Euch heute Abend eben ſo gut über Euere Kriegsbeute Beſcheid geben können, wie heute Morgen über die Proklamation.“

Der Leineweber ſagte das aber nur zum Spott; denn er meinte, bei dem bloſen Namen Marthen's müßten die Soldaten vor Scham roth werden bis über die Ohren. Dieſe aber hatten das Rothwerden längſt verlernt, glaubten ihrerſeits ſich an Marthen zu rächen, wenn ſie ihr den Landſtreicher als ehemaligen Geliebten in's Haus führten, und ſchwenkten alſo zum Markt hinüber, wo Marthe mit ihrer Mutter wohnte; auch ihr Vater war in den letzten Jahren geſtorben.

Amos folgte ſchweigend. Seit er die Straßen der Stadt betreten, ſchnürte es ihm förmlich die Kehle zu.

Im abendlichen Zwielicht ſaß Marthe in ihrer Kammer, als die Soldaten hereindrangen. Sie richtete ſich auf ohne das mindeſte Zeichen von Furcht. Der Feldwebel ſchob den Gefangenen vor und fragte: „Kennt Ihr dieſen Mann?“ Staunend und forſchend blickte das Mädchen lange auf die verlumpte Geſtalt und das zerhauene Geſicht, und fuhr ſich über die Augen, als wolle ſie heller ſehen. Die Erſcheinung war ihr bekannt und bewegte ſie tief, und doch wußte ſie nicht, wo ſie dieſe Züge hin thun ſolle. Da fragte Amos leiſ' und bebend, „Marthe! Kennſt Du mich nicht mehr?“

Kaum aber hatte dieſe den Klang vernommen, ſo war es, als zucke ein Lichtſtrahl über ihr Antlitz und ſie rief, erſtarrt zurücktretend, mit jenem innerſten Schrei des Herzens, in welchen ſich der höchſte Schmerz und die höchſte Freude gemeinſam theilt: „Amos! Amos! Das iſt der Amos Haſelborn!“

Und ob die rohen Soldaten gleich laut auflachten, fiel ſie doch dem armen Gefangenen um den

Hals und konnte vor Weinen und Schluchzen kaum zu ſich ſelber kommen. Da verſtummten ſogar die Söldlinge und mehrere ſchlichen ſich ſachte davon.

Amos und Marthe vergaßen ganz, daß noch andere Leute zuhörten, und überſchütteten ſich mit einer Fluth von Fragen und Antworten, und konnten des gegenſeitigen Erzählens kein Ende finden. Als aber Amos berichtete, wie er in die Hände der Nachzügler gefallen und auf Grund der von ihr angeſchlagenen Proklamation wieder frei, dagegen nun von den fliehenden Weilburger Soldaten aufgegriffen worden ſey, machte ſogar der Feldwebel Kehrt, der zuletzt allein noch bei dem Gefangenen ausgehalten, und ſtieg ganz leiſe die Treppe hinab; denn von der Proklamation und ihren Folgen hörte er nicht gerne reden, vorab in Marthen's Gegenwart.

Es war ganz dunkel geworden in der Stube und die Beiden hätten es nicht gemerkt, wenn nicht die Mutter mit Licht gekommen wäre, und nun erſt ſah auch Amos, daß er noch gebunden war, und Marthe löste ihm die Stricke. So ſaßen ſie nun ſelb Dreie beiſammen, und Amos erzählte, wie er

zu Hanau im Handumdrehen ganz lind und weich geworden durch die fürchterlichen Hiebe der Bauern, und wie ihn dann auf dem Schmerzenslager urplötzlich eine ſo tiefe Sehnſucht nach Marthen ergriffen, und wie er in der höchſten Pein zuerſt erkannt habe, daß ſie von allen Menſchen ihm am uneigennützigſten gut geweſen ſey. Und wenn er an ſie zurückgedacht, dann ſey es ihm geweſen, als blühe ihm die verlorene Jugend und Schönheit, als blühe ihm das verlorene Paradies der Unſchuld wieder auf in ihrer treuen Seele. Allein es wundere ihn, wie Marthe auch ihrerſeits ſo feſte Liebe ihm bewahrt, die ſie doch nie ausgeſprochen und nie erwidert gefunden habe. Marthe aber berichtete ihm faſt mit den gleichen Worten, daß in all der Noth der Schreckensjahre das Andenken an den harten, ſchönen, leichtmüthigen und doch auch wieder ſo guten Amos ihr wie ein tröſtendes Zurückverſenken in die ſelige Jugend geweſen ſey, und daß ſie in derſelben ziellos ſehnſüchtigen Liebe zu ihm ſich hinüber geträumt, in welcher man der unſchuldigen Kindheit als eines nie mehr zu gewinnenden und doch unverlorenen Kleinodes gedenke.

Darauf aber ſagte Amos traurig: „Unſerm inneren Glücke ſtünde demnach faſt nichts mehr im Wege, hingegen dem äußeren Alles! Es war mein Fluch, daß ich zu ſchön war, zu ſtolz auf meine Schönheit, und daß ich gar zu oft dachte und ſprach, wie ſchön ich ſey. Gottlob! jetzt bin ich nicht mehr ſchön. Allein ich bin auch nicht mehr ſchön genug für Dich; denn Du biſt ſchöner geworden, als ich mir's jemals vormalte; die gereifte Kraft der Seele hat die Härte Deiner Züge bezwungen und verklärt. Heute Morgen noch glaubte ich ein Rittergut mit Dir theilen zu können, jetzt bin ich ein Bettler. Ich habe keinen Beruf, kein Vermögen und wer weiß, ob ich je die volle Kraft meiner Glieder wieder finde, und ſo wird unſere Liebe bleiben müſſen, was ſie war: der Traum eines unverlorenen und doch nie mehr ganz zu gewinnenden Kleinods!“

Statt aller Antwort ſagte Marthe, ſie müſſe ihm noch von den letzten Tagen ſeiner Eltern erzählen. Und ſie berichtete dann, daß ſie ſeit Jahren bei Jenen wie das Kind im Hauſe geweſen ſey, befreundet durch die ſchwere Noth der Zeit, welche ſie mit dem verlaſſenen Paare zu theilen geſucht. Sie

habe geglaubt, die Liebe, welche ſie dem Sohne nicht geben könne, wenigſtens den Eltern ſchenken zu müſſen. Auch in der letzten Krankheit habe ſie die Alten gepflegt, und die ſterbende Mutter habe ihr den Reſt ihres eingebrachten Vermögens übergeben, damit Marthe das Geld aufbewahren möge für den verſchollenen Sohn. „Die Summe," ſo ſchloß ſie, „iſt zwar kleiner als in den guten Tagen Deiner Eltern, allein da inzwiſchen alle Welt ärmer geworden iſt, ſo gilt ſie noch genug, daß Du Dir zu dem väterlichen Hauſe Garten und Feldgut kaufen und als ein geachteter Bürger von Deiner Hände Arbeit leben kannſt."

„Du beſchämſt mich heute allerwege," entgegnete Amos. „Am Morgen gedachte ich Dir noch ein Rittergut zu ſchenken, und am Abende ſchenkſt Du dem Bettler ſein mütterliches Erbe. Aber wenn ich ſchon das Rittergut nicht ungetheilt hätte genießen mögen, ſo nehme ich noch viel weniger das Erbe aus Deiner Hand, außer Du theileſt mit mir und gibſt mir dieſe treue Hand dazu."

So löste ſich in des Abends ſtillem Frieden alles Wirrſal des heiß bewegten Tages und der ſturmvollen

Jahre. Und es war den Liebenden, als ſey ihnen in dieſem Frieden eine Verheißung gegeben, daß ſie über die ſchreckliche Gegenwart hinaus auch den erſehnten Frieden des ganzen Vaterlandes noch erleben würden, wie ſie ihn vorhergeſagt glaubten in dem Taufterte des Amos: „Aber ich will die Gefängniß meines Volkes Iſrael wenden, daß ſie ſollen die wüſten Städte bauen und bewohnen, Weinberge pflanzen und Wein davon trinken, Gärten machen und Früchte daraus eſſen. Denn ich will ſie in ihr Land pflanzen, daß ſie nicht mehr aus ihrem Lande gerottet werden, das ich ihnen geben werde, ſpricht der Herr, dein Gott.“

Faſt zur ſelben Zeit, da Amos und Marthe Hochzeit hielten, kam aus Dillenburg die Kunde vom Tode des General Ramſay, und das Gerücht fügte hinzu: der ſtolze, ſchöne Schotte habe ſich aus Gram zu Tod gehungert. Amos war tief ergriffen von dem traurigen Ende eines ſo hochbegabten Menſchen und erkannte, daß der ſchönſte Mann im Heere, als Schneidersſohn geboren, zuletzt doch noch zu höherem Glücke aufſteigen könne, als der ſchönſte Mann als Kavalier geboren. Und zum wenigſten war er

froh, daß Ramſay jetzt die Edelſteine nicht mehr brauche, denn die laſteten ihm noch immer etwas auf dem Gewiſſen.

Er widerſtand auch ſpäter der Verſuchung nicht, eines Nachts in Begleitung ſeiner Frau mit einem großen Netze nach dem Hexenloche zu gehen und dort den Fluß auf und ab zu fiſchen nach den zwei Rittergütern. Allein ſie zogen nichts als Sand, Geröll und einen Teller voll Weißfiſche an's Ufer. „Schleichen wir ſtille wieder heim," ſprach endlich Amos, „und backen wir uns die Fiſche morgen zum Mittagsmahl. Ein Weißfiſch iſt zwar der geringſte Fiſch, aber wenn ihn zwei junge Eheleute zuſammen verzehren, die einander gerade ſchön genug ſind und lieb übergenug und gehörig Acht geben auf die vielen Gräten, dann ſchmeckt er doch beſſer als ein köſtlicher Salm an der Tafel einer Gräfin oder Prinzeſſin — Gott habe meine gute Mutter ſelig!" —

Und als ſie bei dieſen Worten, vom Monde hell beleuchtet, einander in's Auge ſahen, da meinten Beide für ſich, die Herzensgüte, welche aus den Zügen ſichtbar hervorbreche, mache doch das aller-

ſchönſte wie ein etwas verunglücktes Geſicht erſt wahrhaft ſchön, und kein Maler könne dieſe aller-ſchönſte Schönheit nachbilden, auch wenn er Kirchen-engel zu malen verſtehe.

Aber Keines ſagte es diesmal dem Andern.

Geſpenſterkampf.

Als Liſſabon vor hundert Jahren durch das große Erdbeben zerſtört wurde, ſtockten in Deutſchland und weiter hinaus die warmen Quellen und in den Wildniſſen des Walchenſee's ſtürzte ein Stück Bergwand herab. Die Quellen kamen wieder und der Bergſturz im menſchenleeren Hochgebirg ſchädigte Niemand. Trotzdem betrachten wir mit beſonderem Schauer die heute noch erkennbare Stelle, welche uns erzählt, daß das Erdbeben von Liſſabon ſelbſt in den deutſchen Alpen nachgezittert habe. Die furchtbare Kataſtrophe tritt uns hier gleichſam perſönlich nahe in ihrer unermeſſenen Tragweite.

So fühlt ſich die tiefer ſinnende Einbildungskraft wohl auch auf's unmittelbarſte ergriffen, wenn ſie eine Kataſtrophe der Weltgeſchichte, die in den Geſchichtsbüchern kalt und groß vor uns emporſteigt, nachzittern ſieht in dem friedlichen Lebensgang eines fernab wohnenden harmloſen Menſchen. Mit Schrecken

erkennen wir, daß jedes noch ſo verborgene Menſchenſchickſal dennoch verflochten ſey in die großen offenbaren Geſchicke der Menſchheit und fühlen uns beim bloßen Anhören ſolch eines kleinen nachzitternden Erlebniſſes perſönlich gepackt, während wir die allbekannten hiſtoriſchen Helden der Kataſtrophe gegenſtändlich ferne kämpfen und leiden ſehen, wie die Darſteller eines Trauerſpiels aus dem Zuſchauerraume des Theaters.

Erſtes Kapitel.

Schloß Wodenburg im Nieder-Wasgau war das ſeltſamſte Schloß von der Welt; es war keine Ruine und auch kein wohnlicher Bau, ſondern ein Mittelding zwiſchen beidem, ein Haus, welches hundert Jahre brach gelegen, ohne daß man es hatte zerfallen laſſen. Wohlerhalten umfing noch die Ringmauer mit dem wappengeſchmückten Thore den Schloßhof, aber zwei Fuß vor dem Thore ſtand eine hochſchüſſige Tanne; kein Wagen konnte mehr einfahren

und nur Fußgängern blieb zu den Seiten des Baumes freier Paß. Die Tanne inmitten der Einfahrt ſchien das ächte Sinnbild des Schloſſes. Das Pflaſter des Schloßhofes war nirgends aufgeriſſen oder verſunken, aber fettes Gras ſproßte zwiſchen den Steinen und eine Ziege nährte ſich ſeit Jahren bequem von der gepflaſterten Wieſe. Dieſes Thier gehörte dem alten Chriſtian, der einzigen menſchlichen Seele, die hinter jenem Thore wohnte, vor welchem die Tanne Schildwacht ſtand. Chriſtian hatte das Schloß obenhin im Stande zu halten und niſtete in einem kleinen Häuschen, welches an die öſtliche Seite des Hauptbaues angeklebt war, und der einſame Chriſtian konnte ſelber als ein in den Wogen der Zeit unberührt ſtehen gebliebenes Alterthum gelten. Er unterſchrieb ſich „Freiherrlich von Wodenburgiſcher Schloßaufſeher auf Wodenburg," und da das mäßig große Haus, welches er hütete, ein maſſiver Viereckbau mit Ringmauer und vier Erkerthürmchen war und einem Freiherrn gehörte, ſo mußte man es immerhin ein Schloß nennen. Auch ſenkte ſich am Südweſthange des Burgberges ein kleiner Herrengarten zum Thale nieder; neben verwilderten Hainbuchen-

gängen wucherten dort Boskets von dicht verfilzten Brombeerſträuchen, breite Beete von Nachtſchatten und lange Rabatten von Brennneſſeln in wahrhaft tropiſcher Pracht. Ein Karpfenteich am Fuße des weiland terraſſirten Gartens war auf die Dauer ſelbſt den trägen Karpfen zu ſtillſtehend geworden und ſie hatten den Fröſchen und Waſſerſpinnen Platz gemacht, die jetzt über und unter der Decke gelbgrüner Meerlinſen ihr Weſen trieben. An die Nordſeite des Schloſſes lehnte eine kleine Kirche. Urſprünglich mochte ſie die Burgkapelle geweſen ſeyn; man hatte das Schiff aber ſchon im fünfzehnten Jahrhunderte erweitert und aus der Kapelle ein Pfarrkirchlein geſchaffen, in welches die wenigen armen Bewohner des am Fuße des Burgberges gelegenen Dorfes Wodenburg zum Gottesdienſte gingen. Ein bedeckter hölzerner Gang verband Schloß und Kirche und führte aus den Zimmern in den herrſchaftlichen Kirchenſtuhl.

Dieſe Zimmer waren das Merkwürdigſte am ganzen Schloſſe. Denn man ſchrieb jetzt 1792, der ganze Hausrath und Schmuck der Herrſchaftszimmer aber war ſeit etwa 1692 unverrückt und unverändert

derſelbe geblieben und zwar aus folgendem Anlaß. Schloß Wodenburg gehörte den Freiherrn gleichen Namens, die bis gegen das Ende des ſiebzehnten Jahrhunderts hier gewohnt hatten. Damals aber waren ihnen durch das Ausſterben der jüngeren Linie weit ſchönere Güter jenſeit des Rheines zugefallen; die Familie war auf das andere Ufer übergeſiedelt, hatte dort ein größeres Schloß, viel prächtiger eingerichtet, vorgefunden und die alte Stammburg fortan innen und außen ſtehen laſſen wie ſie ſtand. Nur ſelten beſuchte noch einer der Herren auf etliche Stunden die verwaisten Räume, gewohnt oder auch nur übernachtet hatte ſeit hundert Jahren Niemand mehr in denſelben. Der altväterliche Hausrath war anfangs aus kluger Vorſicht in unverrücktem Stand erhalten worden, ſpäter aus Pietät, und wenn die Freiherrn einen treuen Diener zur Ruhe ſetzen wollten, ſo ſchickten ſie ihn als Hüter ihrer Familienreliquien nach Wodenburg.

Nun wurde der Wodenburg aber doch wieder einmal ein längerer Beſuch zugedacht und zwar von zwei ſchönen zwanzigjährigen Mädchen im September 1792. Charlotte, die einzige Tochter des verwittweten

Herrn von Wodenburg hatte ſich's als die höchſte Gunſt vom Vater erbettelt und erſtürmt, daß ſie mit ihrer Freundin Sophie zwei Tage in den geheimnißvollen Zimmern des alten Schloſſes ſchwärmen dürfe, wo die Zeit hundert Jahre lang ſtill geſtanden. Dieſe Freundin, die Tochter eines reichen Kaufherrn, war mit ihr in Berlin erzogen worden; ſie weilte gegenwärtig als Gaſt in dem väterlichen Hauſe und wurde in aller Weiſe geehrt und gefeiert. Charlotte jedoch meinte, was ſie Sophien an äußern Genüſſen bieten könne, das habe dieſelbe längſt ſchon feiner und voller in dem großſtädtiſchen Leben gekoſtet, ein wahrhaft neuer Genuß dagegen würden ihr ohne Zweifel zwei Tage auf Wodenburg ſeyn. Die Thorfahrt mit dem Tannenbaum, die gepflaſterte Ziegenweide, die Zimmer mit dem hundertjährigen Hausrath und der alte Chriſtian dazu, das waren Dinge, die man in Berlin für alles Gold des reichſten Bankhauſes nicht haben konnte. Bei dieſem Anlaß wollte Charlotte dann auch einen ihrer liebſten und älteſten Wünſche befriedigen. Denn bisher hatte ſie immer nur auf flüchtige Minuten durch die geheimnißvollen Zimmer von Wodenburg wandeln dürfen;

aber Tag und Nacht möglichſt einſam dort zu verweilen, das däuchte ihr grauslich ſchön und ganz beſonders ſehnte ſie ſich nach den Schauern der Nacht und nach dem wunderſamen Traum, welchen ſie ſicherlich in dem großen Himmelbett und unter der ſchweren ſeidenen Bettdecke träumen müſſe, unter welcher ihre Ahnen vor hundert Jahren zum letztenmal geſchlafen. Nur friſche Matratzen, Kiſſen und Leintücher bat ſie vorher hinüberzuſchicken; denn in dieſem Stücke fürchtete ſie etwas die Familienheiligthümer des ſiebzehnten Jahrhunderts.

Als der Vater endlich dem Andringen der Tochter nachgab, ward der große Reiſewagen gepackt und mit Mundvorrath gefüllt, als gelte es eine achttägige Belagerung des Schloſſes auszuhalten. Etliche Flaſchen Wein aus dem ſiebzehnten Jahrhundert wurden mit beſonderer Sorgfalt in die Seitentaſchen des Wagens geborgen; ſie konnten ohne chronologiſchen Verſtoß aus den alten Venezianer Gläſern auf Wodenburg getrunken werden; der Schinken, die Würſte und die Wildpretpaſtete freilich waren neueren Datums. Frau Weiland, eine ehrſame Pfarrerswittwe, welche dem Freiherrn den Haushalt führte,

begleitete die beiden Mädchen in der Doppeleigenſchaft einer Oberhofmeiſterin und Kammerjungfer und der Kutſcher ſollte zugleich als Bedienter aufwarten. So glaubte der Vater jeder Forderung des Anſtandes, der Sicherheit und Bequemlichkeit genügt zu haben. Er ſelber aber wollte am dritten Tage, bis wann ſich die Mädchen ſeiner Anſicht nach in dem alten Neſte wohl ſatt gelangweilt hätten, hinüber kommen, um die ganze Geſellſchaft wieder heimzuführen.

Am Nachmittage hielt der Wagen bei der Tanne vor dem Schloßthor. Die beiden Mädchen ſtiegen lachend aus, ſchlüpften, jede auf einer andern Seite des Baumes, zum Portale hinein und ſchritten dann Arm in Arm über den grasbewachſenen Hof, wo ſie von dem alten Chriſtian ſtaunend begrüßt wurden. Nachdem ihn Charlotte wegen der nöthigſten Vorkehrungen an Frau Weiland gewieſen, führte ſie ihre Freundin in den verwilderten Schloßgarten. Beide ſchwelgten zunächſt in der Wonne, ungeſtört und einſam ſich ſelber zu haben, und der ſchwärmeriſchen Charlotte geſellte ſich noch die nicht minder ſüße Luſt hinzu, dieſen wunderſamen Ort, von welchem ſie ſo

oft erzählt, der Freundin mit beredteſtem Führereifer nun in voller Wirklichkeit zu zeigen. Indem ſie Sophien durch die Buchengänge führte, wo ſie ſchon als Kind ſeltſam aufgeregt umhergeſtreift, war es ihr, als ſey ihre Freundſchaft, die doch kaum ſechs Jahre alt, nunmehr auch in die Kinderjahre zurückverlängert worden. Denn wenn wir Jemand recht lieb gewinnen, wird es uns ja ohnehin ſchwer zu begreifen, daß es einmal eine Zeit gab, da wir noch gar nichts von ihm wußten, und wir dichten uns gerne das wahrhaftige Mährchen vor, als ſey eine Neigung, die nur mit uns ſelber ſterben ſoll, auch von Anbeginn mit uns ſelber geboren.

„Dieſer Luſtgarten iſt doch etwas unwegſam," ſagte Charlotte; denn ſie war eben mit ihrem Kleide in einem Dornbuſch hängen geblieben und als ſie zugriff, um ſich frei zu machen, verbrannte ſie die Finger an einer großen Neſſel. „Sehr unwegſam! Uebrigens habe ich meine eigenen Gedanken, wie dem abzuhelfen ſey. Setzen wir uns auf dieſen Baumſtamm; ich will Dir meinen Plan vorlegen." Es war in der That das Beſte, ſich auf den Stamm

zu ſetzen; denn über ihn hinauszuſteigen hätten die beiden Mädchen doch nicht vermocht. Eine dicke, knorrig veräſtete Eiche, von den Stürmen des letzten Frühjahrs gefällt, lag nämlich quer über dem verwachſenen Pfade, jeden weitern Schritt verbietend.

Charlotte begann: „Mein Lehrer behauptete, Wodenburg habe urſprünglich Wodansburg oder der Berg des Wodan geheißen, und was wir als alt oben in dem Schloſſe anſtaunen, das ſey im Grunde funkelneu gegenüber jenem Uralterthum, auf welches der Name des Berges zurückdeutet. Wo jetzt die Kirche ſteht, da lag die Opferſtätte, der heilige Hain des Wodan; in den katholiſchen Zeiten war darum die Kirche dem Erzengel Michael geweiht, dem Nachfolger und Erben Wodans auf ſo manchem Berge. Was ſagſt Du dazu, Sophie, wenn wir dem alten Wodan wieder zum Rechte verhülfen und dieſen verwilderten Luſtgarten in ſeinen Opferhain verwandelten?“ —

Sie hielt an, wie Jemand, der auf eine bedeutende Frage eine bedeutende Antwort erwartet.

Sophie jedoch warf ganz leichtfertig die Worte

hin: „Aber der Hain des Heidengottes war ja, wie Du ſelber bemerkteſt, gar nicht im Luſtgarten, ſondern oben, wo die Kirche ſteht.“

„Liebe Freundin,“ ſagte Charlotte, „wo es ſich um eine zweitauſendjährige Geſchichte handelt, da verzeiht man's den größten Gelehrten, wenn ſie einen ganzen Büchſenſchuß weit neben's Ziel ſchießen, warum ſollte man es uns nicht verzeihen, daß wir hier den Wodanshain einen Büchſenſchuß ſeitab vom rechten Flecke ſtellen? Das iſt antiquariſche Licenz. Hier unter deutſchen Eichen und Buchen wollen wir uns in Germaniens und des Wodansberges Urgeſchichte zurückverſenken, hier wollen wir Klopſtocks Bardiete leſen und die Geſänge der Barden Rhingulf und Sined, und einige Gartenbänke im altdeutſchen Bardenſtyl müſſen dann auch neben den gebahnteren Pfaden aufgeſtellt werden, denn auf dieſem knorrigen Eichenſtamm ſitzt man doch entſetzlich ſchlecht, und an der lieblichſten Stätte des Hains muß Klopſtocks Büſte auf granitenem Sockel aus dem Dickicht hervorleuchten. Ich habe ſchon die Inſchrift für den Sockel gewählt, die Chorſtrophe der Hermannsſchlacht:

Höret Thaten der vorigen Zeit!

Zwar braucht ihr, euch zu entflammen, die Thaten der vorigen Zeit nicht,

Doch tönen ſie euerm horchenden Ohr,

Wie das Säuſeln im Laube, wenn die Mondnacht glänzt!“

„Bei Wodan und Braga! Das wäre ſchön!“ bemerkte Sophie faſt ſpöttiſch und rümpfte kaum merkbar das kleine Spitznäschen. „Aber zerſtörſt Du Dir nicht ſelber wieder Dein Alterthum, wenn Du Klopſtock, einen Lebenden, mitten hinein pflanzeſt?“

Mit Eifer verſetzte Charlotte: „Nein! Und zwar um deßwillen nicht, weil Klopſtock ein Dichter iſt. Mit dem rückwärts gewandten Sehergeiſte des Sängers bürgerte er ſich ein unter den traumhaften Geſtalten der dunkelſten Vergangenheit und ließ uns Alle heimiſch werden unter ihnen und einherwandeln neben Wodan und Hermann. Und wie er jedes empfindſame Gemüth unter den Lebenden hineingeführt in den altdeutſchen Urwald, daß wir ſchauten und lauſchten, ſo ſtelle ich auch ſeine, des Lebenden, Büſte mitten in Wodans Hain. Das Bruſtbild des Alterthumsforſchers würde mir das Alterthum

meines Haines ſtören, nicht aber das Bruſtbild des Dichters. Der Forſcher enthüllt uns, wie fernab dem heutigen Leben die alte Zeit liegt, welche er zergliedert; der Dichter ſingt uns unmittelbar in den Traum der alten Zeit, daß uns tauſend Jahre werden wie ein Tag und die eigene Gegenwart uns verſinkt in dem Zauberbilde der Vergangenheit.“

Die beiden Mädchen erhoben ſich ſchweigend und ſtiegen die Nordſeite des Abhanges hinauf, bis ſie aus dem Garten tretend vor der Kirche ſtanden.

„Wir kommen von dem verwachſenen Pfad der Sage auf feſten geſchichtlichen Boden,“ ſagte Charlotte, indeß ſie die Freundin durch die offene Kirchenthüre zur Sakriſtei führte. „Sieh hier dieſes alte Meßgewand; ich kann es nur mit Entſetzen und doch auch wieder — Du magſt mich tadeln — mit einem gewiſſen Stolze betrachten. Die dunkeln Flecken auf dem Gewande ſind Blutflecken, das runde Loch in der Mitte ward von einer Kugel geſchlagen. Unſere Familie bekannte ſich ſchon in der erſten Zeit der Reformation zum lutheriſchen Glauben; die Nachbarſchaft war zum großen Theile biſchöfliches Gebiet, alſo katholiſch. Da ſchlichen ſich nun die Prieſter

bald offen, bald heimlich herüber, um unſere Bauern wieder rückfällig zu machen zum Papſtthum. Mein Ahnherr drohte ſolchen Sendlingen mit ſchwerſter Strafe. Vergebens! Als er einmal mehrere Wochen von Wodenburg entfernt geweſen, vernahm er bei der Heimkehr unten im Dorfe, ein Prieſter habe ſich gar in ſeine eigene Schloßkirche geſchlichen, und leſe die Meſſe. Wüthend über ſolche Frechheit ſtürmt mein Ahn den Berg hinauf, tritt in die Kirchenthüre, ſieht den Prieſter am Altare und ſchießt ihn nieder, ohne ein Wort zu reden. Seitdem hat man nicht mehr verſucht, die Wodenburgiſchen Bauern katholiſch zu machen; das durchſchoſſene blutige Meßgewand aber ward zum ewigen Andenken hier in der Sakriſtei bewahrt."

Charlotten war faſt der Athem vergangen, während ſie die wohlbekannte Geſchichte am Orte der That der Freundin erzählte, und dieſe wandte ſich ſchaudernd ab von dem durchbohrten Gewand und rief: „Fürwahr, das iſt entſetzlich!" Als ſie aber die Kirche verlaſſen hatten und zum Schloſſe hinüberſchritten, gewann das Nachdenken bei der anmuthig verſtändigen Sophie zuerſt wieder die

Oberhand über den unmittelbaren Gefühlseindruck. Sie ſprach: „Unſere aufgeklärte Zeit wird dem Ritter Recht geben, daß er mit dem Prieſter ſo kurzen Proceß gemacht. Geht man doch weiter und macht jetzt drüben in Frankreich auch den Rittern gerade ſo kurzen Proceß! Vielleicht kommen dann wieder Tage, wo man jenen Prieſter wie dieſe Ritter gleicherweiſe Märtyrer nennen wird. Uebrigens begreife ich, daß Du nicht ohne Stolz der erſchrecklichen Geſchichte gedenken kannſt. Es erhebt uns, die Vorfahren handelnd in weltbewegende Ereigniſſe verflochten zu ſehen, ſey ihre That auch noch ſo klein geweſen. Die Familiengeſchichte hat dann doch ein Stücklein Weltgeſchichte aufzuzeigen. Und dünkt die That uns hart und grauſam, ſo ſprechen wir: das war die Schuld jener harten Zeit, dem Ahnherrn aber ſchreiben wir es gut, daß er als ein Kind dieſer Zeit wenigſtens keck und friſchweg gehandelt habe.“

Bei dieſen Worten betraten ſie die alten Herrſchaftszimmer. Die ſahen ſo behaglich aus und doch zugleich ſo geſpenſterhaft. Zwar ſtand noch all der Hausrath unverrückt, wie ihn die Familie vor hundert Jahren verlaſſen und füllte faſt zum Uebermaß

die engen Räume. Trotzdem erſchienen dieſe leer. Denn auf dem Nähtiſch fehlte die halbvollendete Arbeit der Hausfrau, auf dem Schreibpulte Bücher, Papiere, Dintenfaß, bei den kleinen Stühlchen der Kinder lag kein Spielzeug, und obgleich die Toilette im Schlafgemach noch mit dem Silberſpiegel und den großen Waſſerbecken prangte, vermißte man doch jene zahlloſen Fläſchchen, Töpfchen und Käſtchen, welche eine Dame für ihren Putz bedarf. Alle dieſe Dinge hatte man mitgenommen. Sie verbinden aber den gröberen Hausrath erſt recht perſönlich mit dem Beſitzer und erzeugen jene kleine Unordnung, die auch dem verlaſſenen Zimmer das trauliche Gepräge eines bewohnten Raumes gibt. An den Wänden hingen die Bruſtbilder der ehemaligen Bewohner, im ſteifſten Prunke kalt und hart gemalt. Sie ſchauten ſo ernſt und traurig darein und ſchienen ſich zu langweilen in den überfüllten und doch leeren Räumen, in welchen die Zeit hundert Jahre lang ſtill geſtanden.

Die Stühle und Seſſel des Staatszimmers waren mit Stickereien bedeckt, welche das Auge der beiden Mädchen beſonders feſſelten. So ſtickte man jetzt

nicht mehr; das waren ganz verſchollene Sticharten. Wie lange ſchon moderten die Hände der Frauen und Fräulein des Hauſes, welche vermuthlich dieſe mühſame Arbeit ausgeführt! Hier entdeckte man noch einen kleinen Fehler, dort hatte ſichtbar eine andere, fertigere Hand begonnen. Was mochte die Stickerin gedacht und empfunden haben, als ſie in ſo beſchaulicher Arbeit hier die Nadel führte!

Mit derlei Fragen und Ausrufen warfen ſich die beiden Mädchen zuletzt bequem in die alten Seſſel. Sophie aber meinte, es komme ihr nun doch nicht vor, als ſeyen die urſprünglichen Beſitzer erſt geſtern von dieſen Stühlen aufgeſtanden, denn die Sonne habe inzwiſchen ja alle Farbe der Stickerei hinweggebleicht und die Mottenlöcher im Rückkiſſen ſtammten wohl auch nicht von Anno 1692. Wären die alten Stühle noch neu, dann könne man ſie ein ächtes Alterthum nennen, da ſie aber inzwiſchen ſo ſehr gealtert, ſo ſeyen ſie eben nicht mehr die alten, ſondern neu in einem andern Sinne; denn die hundert Jahre hätten ſie nun doch ganz leiſe zu etwas Anderem gemacht, als ſie urſprünglich geweſen.

Charlotte, welche die Ironie der Freundin allezeit

zum Ernſte zurückbog, erwiderte: „Liebe Sophie! Ich ſage in Deiner Redeweiſe, Du würdeſt etwas vernünftiger reden, wenn Du etwas weniger Verſtand hätteſt. Das Alte, genau ſo, wie es vor hundert Jahren war, rührt uns nicht, ja wir vermöchten es nicht einmal als alt zu erkennen. Wir müſſen nicht blos ſchauen, wie es urſprünglich geweſen, ſondern auch wie das Jahrhundert verändernd darüber hingegangen iſt. In dieſem Widerſpruche liegt die Poeſie des Alterthums. Die Burgruine verſetzt uns mitten unter die Ritter, nicht aber das wohlerhaltene altdeutſche Schloß, obgleich die Ritter doch nicht in Ruinen hausten. Aber die Ruine weckt in uns den ganzen Schauer der Vergangenheit, und indem wir das Alte als geſtorben umfaſſen, wird es uns wieder wahrhaft lebendig. Das Alte als Gegenwart auf uns wirken zu laſſen, vermag in aller Welt nur der Dichter; darum kann man ſagen, er zieht uns reiner in ferne Zeiten zurück als alle Trümmer und Antiquitäten der Welt.

Wie es aber Stimmungen gibt, in welchen man zum Kirchhofe ſich flüchtet, nicht um die Todten zu ſchauen wie ſie leibten und lebten, ſondern um mit

ihnen als Todten lebendig zu verkehren, ſo zog mich auch die friedloſe, zerwühlende Stimmung dieſer Zeit ſchon lange nach Wodenburg. Denn wenn von Frankreich herüber jeder Tag eine neue Gräuelbotſchaft bringt, wenn das Erdbeben der Revolution die Grundpfeiler von ganz Europa erſchüttert, dann mag man wohl gerne auf ein paar Tage ſich und die Welt vergeſſen in dieſem grabesſtillen Heiligthum, umrauſcht von den Geiſtern eines vergangenen Jahrhunderts, welches ſturmvoll war wie das unſrige; in ſeinen Reliquien aber zeigt es uns traulichſte Ruhe, denn der Friede des Todes liegt auf ihnen."

Sie erhob ſich und führte die Freundin in das nahe Erkerſtübchen. „Sieh im Weſten jene blauen Berge, hinter welchen ſo eben die Sonne verſinkt! Sie liegen in Frankreich. Bei uns iſt noch Frieden; da drüben wüthet der Krieg. Was hilft alles Selbſtvergeſſen? Das Leben behält dennoch ſein Recht. Hinter jenen blauen Bergen kämpfen deutſche Krieger, um das Advokatenregiment in Paris zu ſtürzen und den König wieder auf ſeinen Thron zu ſetzen. Die ausgewanderten franzöſiſchen Edelleute, welche mein Vater gaſtlich aufnahm, bringen ihm täglich

hoffnungsvollere Kunde. Wenn nun der Vater uns übermorgen abholt und uns vom Thore aus ſchon entgegen riefe, daß das deutſche Heer des Herzogs von Braunſchweig geſiegt, daß es Paris im Sturm genommen habe, daß das gute alte Recht von nun an wieder Recht ſeyn und bleiben werde! O liebe Sophie, wir würden den ganzen Plunder von ſiebenzehntem Jahrhundert und alle Heiligthümer von Wodenburg vergeſſen und uns glücklich preiſen, daß uns Gott vergönnt in keiner andern Zeit zu leben als in dieſer ſchönen Gegenwart!“

Sophie drückte der Freundin warm die Hand und ſchwieg und ſchüttelte leiſe mit dem Kopfe. Charlotte ſah es nicht; ſie ſtarrte mit Thränen im Auge weſtwärts nach den blauen Bergen und dem blutroth verglühenden Abendhimmel.

Zweites Kapitel.

Beim Abendbrode erſchien Frau Weiland, die Oberhofmeiſterin, um mit den Mädchen zu ſpeiſen. Chriſtian wartete auf; den Kutſcher hatte man ſammt den Pferden in der Dorfſchenke untergebracht. Das Tiſchgeſpräch war trocken und gleichgültig: in Gegenwart einer Oberhofmeiſterin kann auch das phantaſievollſte Mädchen keine Geiſter beſchwören. Die beiden Fräulein nippten ein wenig an dem hundertjährigen Weine, die ehrwürdige Frau that einen tieferen Trunk. Charlotte rühmte die duftende Blume des alten Gewächſes, Sophie tadelte den herben Geſchmack, Frau Weiland empfahl ſeine magenſtärkende Kraft. So fand eine jede ihren eigenen Geiſt wenigſtens im Weine wieder.

Gleich nach Tiſche ſagten die Mädchen der alten Dame gute Nacht. Charlotte hatte geſorgt, daß

Frau Weiland jenſeit der Hausflur ſchlief, welche die Gemächer des oberen Geſchoſſes in zwei Hälften theilte. Sie wollte möglichſt einſam mit ihrer Freundin die ſüßen Schauer einer Nacht auf Schloß Wodenburg durchkoſten.

Als die Mädchen nun ſo allein bei zwei flackernden Kerzen ſaßen, beſchlich ſie Beide doch ein peinliches Bangen; aber Keine geſtand es der Andern. Die aufregenden Geſpräche und Eindrücke des Tages zogen ihnen durch die Seele; ſie ſchauten einſylbig, oft lange ſchweigend vor ſich hin.

Man hörte dröhnende Tritte in der Vorhalle. Die Mädchen ſchracken zuſammen. „Es iſt wohl Chriſtian, der das Thor ſchließt und in ſein Häuschen zu Bette geht," ſagte Sophie lächelnd, raſcher gefaßt als ihre Freundin.

Dann gab es wieder eine lange Pauſe; man hörte den Holzwurm im Getäfel klopfen.

Die ferneren Winkel des Zimmers waren nur dämmerig beleuchtet, rechts und links aber führten offene Thüren in zwei Schlafgemächer. In dem einen ſtand das rieſige Ehebett, welches Charlotte für ſich zum Lager erkoren, in dem andern ein

kleineres altes Bett, für Sophien beſtimmt. Keine aber wagte es jetzt in die dämmerigen Winkel oder gar in die dunkeln Kammern zu blicken. Ein Krachen in dem trockenen alten Holzwerk ſteigerte die verhaltene Furcht.

„Fürchteſt Du Dich?“ fragte endlich Sophie kleinlaut.

„Wie ſollte ich mich fürchten?“ entgegnete Charlotte mit einer Stimme, welche ihre Frage Lügen ſtrafte. „Ich ſehe mich hier von vertrauten Geſtalten umſchwebt. In einem adeligen Hauſe bürgert man ſich von Kindesbeinen in die Vergangenheit ein. Die alten Herren und Frauen, welche von dieſen Bildern auf uns herabblicken“ — doch wagte ſie keinen Gegenblick — „haben nichts Geſpenſtiges für mich; ich habe ſeit ich denken kann mit ihnen gelebt, und ſollten ſie gleich auf der Stelle mir als Geiſter erſcheinen, ſo weiß ich doch, daß ich mich in der Familie und in beſter Geſellſchaft befinde.“

„Ei, dann fürchte ich mich noch viel weniger,“ parodirte Sophie. „In einem bürgerlichen Hauſe lebt man von Kindesbeinen immer friſch in der Gegenwart und weiß, daß das Vergangene todt iſt.

Und wenn Dir's vor jenen Geiſtern nicht bangt, weil ſie Dir nur als gute alte Bekannte erſcheinen können, ſo habe ich's noch viel ſicherer, denn ich weiß, daß ſie überhaupt gar niemals kommen werden."

„Es lohnte wohl die Probe, weſſen Glaube beſſeren Schutz gewährt!" rief Charlotte, zitternd vor Angſt und Unmuth. „Verlangſt Du es, ſo gehe ich auf der Stelle ganz allein in den Wodans-Hain hinab und bringe Dir einen Zweig der Eiche, auf welcher wir heute ſaßen."

„Das wäre doch ein ſchwacher Beweis!" entgegnete Sophie und ſchüttelte die Locken ihres kleinen Trotzköpfchens. „Vor dem Wodan habe ich nun gar keine Angſt. Der iſt mir viel zu alt. Auch die Unſterblichkeit der Geſpenſter iſt nur eine verlängerte Sterblichkeit, und eine alte Geſchichte, die ſo ewig lange her iſt, verliert zuletzt den unmittelbaren Duft des Alterthums. Vor dem Geiſte eines geſtern Verſtorbenen fürchten ſich die meiſten Leute, vor den Geiſtern Adams und Eva's fürchtet ſich kein Menſch mehr. Mir dünkt es viel bequemer und doch überzeugender, wenn Du einmal verſuchteſt, eine Weile

feſt und unverwandt in jenes dunkle Zimmer zu ſchauen."

Charlotte wagte den Verſuch, fuhr aber raſch zurück und heftete den Blick beſchämt auf den Tiſch.

Sophie ſprach nunmehr mild und begütigend: „Liebe Freundin, am Ende fürchten wir uns alle Beide, obgleich eine Jede für ſich das beſte Schutzmittel wider die Furcht beſitzt. Ich geſtehe Dir auch gerne, daß es mir unheimlich iſt, dort in der dunkeln Kammer allein zu ſchlafen, nicht aus Furcht vor Geſpenſtern, ſondern aus Furcht vor der Geſpenſterfurcht. Das Ehebett, welches Du Dir ausgewählt, hat Raum für vier ſo dünne Geſtalten wie wir und ſcheint eher ein Bett für die ganze Familie als ein bloſes Ehebett geweſen zu ſeyn. Wie wäre es, wenn Du mir Gaſtfreundſchaft in Deinem ungeheueren Bette gewährteſt? Können wir nicht ſchlafen, ſo laſſen wir das Licht brennen und plaudern durch die ganze Nacht alle Geſpenſter hinweg."

Sichtbar entrüſtet lehnte Charlotte dieſen Vorſchlag ab. Das große Himmelbett war ihr immer ein ganz beſonderes Heiligthum geweſen; hier hatten ihre Ahnen vor hundert Jahren zum letztenmale

geſchlafen, und wenn das Bett ja noch einmal benützt werden ſollte, ſo durfte ihres Erachtens nur ein Glied der Familie daſſelbe wieder einweihen. Es war anmaßlich von der bürgerlichen Kaufmannstochter, der Verſuch einer Profanation, daß ſie zum erſtenmale mitſchlafen wollte in der adeligen Familienreliquie. Dennoch kämpfte bei Charlotten die Liebe zu der treuen Freundin mit dem abenteuerlichen Vorurtheil.

Sophie aber ſchnitt den Knoten raſch entzwei und ſagte: „Fürchteſt Du Dich nicht, allein in dem großen Bette zu ſchlafen, ſo fürchte ich mich in dem kleinen noch viel weniger.“

Abermals gab es eine Pauſe peinlichen Schweigens.

Da erklang plötzlich Muſik durch die lautloſe Stille der Nacht, tiefe, ernſte Töne, die immer mächtiger aufſteigend heranwogten; ſie hallten von der Kirche herüber, es waren Orgeltöne! Doch mit ſolcher Macht hatten die Mädchen noch niemals Orgel ſpielen hören und noch niemals ſo alterthümlich erhabene Harmonien, die wie ein breiter Strom, Fluth an Fluth, einherbrausten.

Charlotte ward todtenblaß und hielt ſich krampfhaft

an der Lehne ihres Seſſels. Sophie ſprang auf mit einem hellen Schrei. Sie ſah auf die bleiche Freundin, welche gerade unter dem Bilde ihrer Urgroßmutter ſaß, und bemerkte entſetzt, wie ähnlich jetzt die Urenkelin der Ahnfrau ſey, nur däuchte ihr das Bild ein lebendes Weſen und die erſtarrte Freundin das Geſpenſt des Bildes, und ſie wußte nicht, was ſie tiefer erbeben mache, die Orgeltöne aus der Kirche oder die Geiſtergeſtalt Charlottens.

Dieſe aber winkte ihr Stille, erhob ſich heldenhaft feſt und ſprach: „Sophie! Ich muß hinüber in die Kirche. Jetzt oder nie kann ich inne werden, ob es den Lebenden vergönnt iſt, mit ihren Vorfahren über das Grab hinweg zu verkehren.“

Sophie hielt die Freundin am Kleide feſt, bat und flehete, daß ſie da bleibe und wollte Frau Weiland und Chriſtian wenigſtens als Schutzwache herbeirufen. Alles vergebens! Schon ſchritt Charlotte zu der Thüre des Ganges, welcher auf den herrſchaftlichen Kirchenſtuhl führte; der Schlüſſel ſteckte, die Thüre war nur von innen verſchloſſen. Charlotte beſchwor Sophien, keinen Lärm zu machen; es

war, als werde ſie von den fort und fort heran=wogenden Tönen widerſtandlos hinweggezogen.

„Wenn wir denn durchaus Geiſter ſehen müſſen, ſo will ich wenigſtens Licht dazu haben," rief So=phie verzweiflungsvoll, holte eine der brennenden Kerzen und eilte der Freundin nach. Das andere Licht blieb in dem verlaſſenen Zimmer.

Auf dem Verbindungsgange erreichte ſie wieder die traumhaft aber feſt Voranſchreitende, umklam=merte ſie und ſprach: „Theuerſte Charlotte! Blicke doch hier ſeitwärts nach den Kirchenfenſtern: in der Kirche iſt's ganz dunkel, und die Orgel wird ſicher wo anders geſpielt. Und graust es Dir denn nicht vor dem blutigen Meßgewande?"

„Es iſt ein Zeugniß des Glaubenseifers meines Ahnherrn und mit dieſem Gedanken kann ich es zu jeder Stunde des Tages und der Nacht ruhig be=trachten," erwiderte Charlotte.

Jetzt traten ſie in den Kirchenſtuhl. Mit einem abgeriſſenen Accord verſtummte die Orgel. Obgleich die plötzliche Stille nunmehr faſt unheimlicher war, als vorher die Muſik, ſo ſchritt doch Charlotte aus dem Stuhle auf die nahe Orgelbühne. Da trat

ihnen ein altes, hageres Männlein entgegen; in der Linken hielt es eine trübe Laterne, mit der Rechten ſtreckte es ein großes Notenbuch vor, gleich einem Schilde. Beide Parteien blieben ſtehen und maßen ſich eine Weile ſchweigend: Charlotte faſt unwillig verwundert, als wollte ſie fragen — „Nichts weiter?“ Sophie in unruhiger Angſt; der alte Mann mit zweifelnd verwirrten Blicken.

Endlich rief Sophie: „Der Mann iſt kein Geſpenſt; er hat von Noten geſpielt: Geſpenſter ſpielen alles aus dem Kopfe!“

„In der That, das iſt nicht die Urgroßmutter von dem Bilde, ſondern die Urenkelin, unſer gnädiges Fräulein Charlotte,“ ſprach jetzt der Alte gleichfalls ſichtlich erleichtert, nahm ſein Notenbuch unter den Arm und machte einen Bückling, wie er vor fünfzig Jahren ſchon altmodiſch geweſen. „Chriſtian hat mir nicht geſagt, daß die Herrſchaften im Schloſſe ſind, ſonſt würde ich gewiß zu ſo ſpäter Abendſtunde die Orgel nicht berührt haben.“

„Und wer ſeyd Ihr denn eigentlich, guter Mann?“ fragte Sophie.

„Ich bin der abgeſetzte Schulmeiſter und Organiſt Kaſpar Rübſamen.“

Beſchämt wollte Charlotte wieder hinweggehen. Sie hatte zum wenigſten den glaubenseifrigen Ahnherrn mit ſeinem Mordgewehr zu ſehen gehofft und nun war es blos ein lebendiger abgeſetzter Schulmeiſter mit einem abſcheulich plebejiſchen Namen.

Aber der Alte vertrat ihr den Weg und bat demüthigſt um kurzes Gehör. Es ſey ihm ſchweres Unrecht geſchehen und vergebens habe er bisher um eine Audienz bei dem Kirchen- und Schulpatron, ihrem gnädigen Herrn Vater nachgeſucht; auch ſeine ſchriftlichen Eingaben ſeyen unbeantwortet geblieben. Nun wolle er der Tochter wenigſtens ſein Leid klagen, vielleicht lege ſie ein Fürwort bei dem Vater ein.

Gutherzig und allezeit bereit, einem ſchuldlos Gekränkten zu helfen, kehrte Charlotte wieder um, und nach ihrer Art jede Thatſache mit höheren Bezügen verknüpfend, dachte ſie, dieſe Geiſternacht auf Wodenburg ſey denn doch eine Fügung des Himmels, der verborgenes Unrecht habe an's Licht bringen wollen. Sie ſetzte ſich alſo mit Sophien auf die Bänke neben der Orgel und ſprach herablaſſend

und mit entſprechender Handbewegung zu dem Schulmeiſter: „Setze Er ſich, Wurmſamen, und rede Er ganz frei.“

„Rübſamen, wenn Ew. Gnaden erlauben! Ich war vierzig Jahre lang Schulmeiſter und Organiſt im Dorfe Wodenburg und darf mich wohl einen ſchulgerechten Muſikanten nennen; denn ich lernte das Orgelſpiel und den Contrapunkt von einem Schüler des großen Sebaſtian Bach. Heiligere Muſik als dieſer erhabene Ahnherr meiner Kunſt hat kein Menſch je geſchrieben, und ſo ſpielte ich denn beim Ein- und Ausgang der Kirche und zwiſchen Altardienſt und Predigt immer nur Präludien und Fugen, Phantaſien und contrapunktirte Choräle vom alten Bach. Der alte Pfarrer verſtand die Muſik und erbaute ſich daran, und die Bauern, welche nichts davon verſtanden, erbauten ſich ebenſogut. Nun kam aber eine neue Zeit und ein neuer Pfarrer. Leichtfertige Schwarmgeiſter wurden Mode, Gluck, Haydn, Mozart und wie dieſe verliebten Bänkelſänger alle heißen, in deren Harmonie keine Kunſt und Schule, in deren Melodie keine Pracht und Gravität zu ſpüren iſt. Der neue Pfarrer war

ein Rationaliſt. Er wollte kürzeres Orgelſpiel, weil die Waſſerſuppe ſeiner Predigt ſo ungeheuer breit und lang fließt und befahl mir, meine Fugen abzukürzen. Der Ignorant! Eine Fuge iſt ein unlösbares Ganze, wie kann man die abkürzen? Es iſt, als wollten gnädiges Fräulein Ihren Strumpf kürzen, indem Sie ihn unten abſchneiden: die ganze Strickerei fädelt ſich auf und alle Zehen kommen heraus. Dem neuen Pfarrer war meine alte Muſik überdies zu orthodox, zu wenig aufgeklärt. Wir zankten uns darüber, der Pfarrer wurde grob und ich wurde noch gröber; denn wenn man mir an meine Heiligthümer der guten alten Zeit taſtet und an meinen Ahnherrn Sebaſtian, dann kann ich ſackgrob werden, und ſo ward ich ſchließlich wegen Injurien gegen den Pfarrer des Dienſtes entſetzt. Jetzt ſpielt ein neuer Schulmeiſter zum Eingang ein Rondo von Pleyel und zum Ausgang den Menuet aus Don Juan, und das paßt vortrefflich zu der Predigt in der Mitte. Tiefer jedoch als der verlorene Dienſt ſchmerzt es mich, daß ich nur noch wie ein Dieb in der Nacht Orgel ſpielen darf; denn der neue Schulmeiſter läßt mich natürlich nicht hier herauf.

Der alte Chriſtian aber, der alles Alterthum zu ſchätzen weiß, gab mir ſeinen Kirchenſchlüſſel, damit ich wenigſtens im Dunkeln, wann die geſpenſterſcheuen Leute des Dorfes ſich nicht mehr auf den Berg wagen, heimlich den großen Geiſt vergangener Zeit beſchwören kann."

„Und fürchtet Ihr Euch nicht?" unterbrach ihn Sophie.

„O nein! Der alte Bach ſcheucht mir allen Spuck hinweg. Indem ich mich in die geheimſten Gedanken des unſterblichen Todten verſenke, wird Alles um mich her lebendig und ſprüht und leuchtet lauter Leben. Wie ſollen ſich Geſpenſter in ſolche Fülle von Licht und Leben wagen? Wenn ich ja dergleichen fürchtete, ſo wäre es am hellen Tage drunten bei dem neuen Pfarrer und Schulmeiſter; die ſind todte Schatten, bei denen mir's kalt um's Herz und Nacht um's Auge wird."

„Und doch zittertet Ihr vorhin bei unſerm Anblick? Sind wir auch ſolche todte Schatten?" fragte die muthwillige Sophie.

„Furcht iſt ein eigen Ding," entgegnete der Alte. „Wenn man auch das beſte Schutzmittel wider

dieſelbe beſitzt, ſo läuft es Einem doch manchmal eiskalt den Rücken herunter. Uebrigens hielt ich nicht umſonſt mein Notenbuch wie einen Schild empor. Es enthält jene überaus herrlichen Choralfugen, welche Sebaſtian Bach ſo beſcheiden als ſeiner „„Klavierübung dritten Theil““ bezeichnet hat, und zwar in des Meiſters eigener Handſchrift. Betrachten Sie mit Ehrfurcht dieſe windſchiefen Noten, dieſe gekritzelten Correcturen und vor allem die vielen Dintenkleckſe. Sie ſind ein Zeichen der Aechtheit. Denn der große Sebaſtian radirte nie und ſtrich ſelten aus, ſondern wenn er ſich verſchrieben, wiſchte er die falſche Note mit dem Finger weg und putzte denſelben dann vermuthlich an der Perrücke ab oder an dem Futter ſeiner Rockſchöße. Bei dieſen Dintenkleckſen, die wie Kometenſchweife durch die Fixſternreihen des Notenfirmaments fahren, fühlt man den unmittelbarſten Hauch des ſchaffenden Geiſtes, und oft birgt der Klecks eine nicht minder tiefe verlöſchte Schönheit als die verbeſſerte Note nebenan. Dieſe theuere beklecksſte Handſchrift aber, in welcher der Meiſter ſchaffend uns erſcheint, halte ich wie einen Schild empor und fordere im Namen des ewig lebenden

ſchaffenden Geiſtes jedes Geſpenſt zum Kampfe heraus!“

„Jetzt haben wir heute Abend ſchon das dritte Schutzmittel wider die Geſpenſterfurcht,“ rief Sophie, „und doch fürchteten wir uns alle Drei.“

„Und der Junge, welcher mir die Bälge tritt,“ fügte der Schulmeiſter hinzu, „beſitzt glaube ich noch ein viertes und iſt, wie ich ſehe, trotzdem davongelaufen.“

Charlotte war mit ſteigender Theilnahme den wunderlichen Reden des Alten gefolgt. Sie verſprach, den Vater zu bitten, daß er einem Märtyrer der guten alten Zeit, welcher den Eifer für ſeinen künſtleriſchen Ahnherrn ſo ſchwer gebüßt, wieder zu einer Stelle verhelfe.

Kaſpar Rübſamen aber fiel ihr faſt beleidigt in die Rede. „Um Gotteswillen keine Organiſtenſtelle mehr! Soll ich bei einem anderen Pfarrer den Menuett von Mozart ſpielen? Ich bin mit Recht wegen Injurien abgeſetzt und will es bleiben. Nur die Gnade möchte ich von dem gnädigen Herrn erbitten, daß mir die Orgel zu jeder Stunde des Werktags für meinen Bach geöffnet werde; am Sonntage mag

dann der neue Schulmeiſter der Gemeinde vorſpielen was er will.“

Charlotte wollte antworten, aber ein ſeltſam verworrenes Getöſe nahm ihr das Wort vom Munde weg.

Der Alte ſprang an's Fenſter und rief: „Die Rathhausglocke im Dorfe drunten läutet Sturm!“ Und zugleich rief Sophie, welche eilends zur andern Seite hinausgeſchaut: „Ein großer Menſchenſchwarm mit Fackeln und Laternen dringt durch den Luſtgarten den Berg herauf. Wie ſie ſchreien und ſingen! Ein luſtiges Lied! Und wie klingt es doch ſo gräßlich!“

„Ein luſtiges Lied?“ fragte der Alte. „Laßt mich doch hören, welches Lied ſie ſingen!“ — Alle lauſchten athemlos. — „Jetzt verſtehe ich das Lied,“ ſprach er dann mit der leiſen Stimme des ſtarren Schreckens, „jetzt weiß ich wer die Leute ſind. Das iſt die furchtbarſte Geſpenſterſchaar! Höret ihr die Tanzweiſe? Verſtehet ihr den Rundreim?

Vive le son
De canon:
Dansons la Carmagnole!“

Drittes Kapitel.

Mit Staunen erfuhr der Schulmeiſter erſt jetzt von den geängſteten Mädchen, daß ſie faſt ohne Begleitung auf Wodenburg eingekehrt ſeyen. An Flucht war nicht mehr zu denken; denn in wenigen Minuten hatte die andringende Schaar das Schloß umzingelt. Die Mädchen wollten in ihre Gemächer zurück, um bei Frau Weiland und Chriſtian Schutz zu ſuchen, aber der Alte widerrieth das dringend, blies raſch und entſchloſſen die Kerze und ſein Laternchen aus und überzeugte die Mädchen, daß ſie, in der Orgel der dunkeln Kirche verſteckt, weit ſicherer als im Schloſſe ſeyen. Charlotte forderte, daß dann aber wenigſtens Frau Weiland ihre Zufluchtsſtätte theilen müſſe; ſie wollte die alte Frau nicht hülflos allein laſſen und eilte zu deren Zimmer hinüber. Allein ſie fand es dunkel und leer. Die gute Alte,

welche gleichfalls vor Angſt nicht ſchlafen konnte, hatte nämlich ſchon viel früher den Lärm gehört und die herandringende Maſſe geſehen, und war in das Gemach ihrer Schützlinge geſtürzt. Als ſie es aber verlaſſen fand und auch im ganzen übrigen Hauſe keine Spur von den Mädchen, glaubte ſie, dieſelben ſeyen ſchon vorher entflohen, zürnte heftig, daß man ſie im Stich gelaſſen, und entkam mit Chriſtian im letzten Augenblick, nachdem ſie das Thor noch von Außen verſchloſſen hatten. Auf dem Weg zum Dorfe begegneten ihnen fliehende Bauern und berichteten, die beiden Fräulein ſeyen ſoeben mit dem Kutſcher im hellen Galopp nach der Stadt gefahren. Dies war richtig, inſoweit es den Kutſcher betraf. Als derſelbe nämlich unten im Dorfe die drohende Gefahr erkannt, hatte er ſofort die Pferde angeſchirrt und wollte auf's Schloß fahren, um ſeine Herrſchaft in Sicherheit zu bringen, ſah aber den Fahrweg von Weitem bereits beſetzt und jagte nun, ſo ſchnell die Pferde laufen konnten, nach der zwei Stunden entfernten Stadt, um von dort den Bewohnern des Schloſſes Hülfe zu bringen.

So hatte im Grunde Jeder klug gehandelt und

das Seinige gethan, und dennoch waren die Mädchen hülflos abgeſchnitten oben zurückgeblieben.

Der Schulmeiſter, welcher hinter den dunkeln Scheiben des Kirchenfenſters Alles genau beobachtete, erklärte Charlotten bald, daß die Andringenden weder Bauern des Dorfes ſeyen, noch franzöſiſche Soldaten, ſondern aufgewiegeltes Volk und Geſindel aus den elſäſſiſchen Gränzdörfern, welches in den letzten Tagen ſchon mehrfach die entferntere Nachbarſchaft in Schrecken geſetzt habe. Uebrigens ſpreche man auch ſeit heute früh von einem Einfall Cüſtine's auf deutſchem Boden, und vermuthlich ſtehe das freche Umherſchweifen dieſer Banden mit den Bewegungen des Revolutionsheeres in Zuſammenhang. Er meinte, die Leute würden hier oben wohl allerlei Muthwillen treiben, etwa die Fenſter des Schloſſes einwerfen, aber ſicherlich auch raſch wieder abziehen, da man weit und breit wiſſe, daß auf der geſpenſtigen Wodenburg nicht viel zu ſuchen ſey. Etwas gefaßter belauſchten nun auch die Mädchen das unerwartete Schauſpiel.

Mit gewaltigen Schlägen pochte man wider das Thor des Schloßhofes, vor welchem die Tanne

Schildwacht ſtand, ſchrie, heulte, pfiff und wartete dann wieder einige Minuten, ob von innen keine Antwort erfolge. Im Schloſſe blieb es ſtille wie im Grab. Da mehrten ſich immer donnernder die Schläge, das Holzwerk krachte, die Thorflügel ſtürzten zertrümmert in den Hof, die Menge fluthete nach, erfüllte bald den weiten Raum und pflanzte unter gellendem Gejauchze den Freiheitsbaum mit der Jakobinermütze in deſſen Mitte. Es war die Tanne vor dem Portal, das Sinnbild des Schloſſes, in welchem die Zeit hundert Jahre geſchlafen, die man beim Einſchlagen der Thorflügel gefällt und nun als wurzelloſen Freiheitsbaum bekrönt hatte!

Nachdem aber die Tanne aufgerichtet und unterm Abſingen der Carmagnole umtanzt war, zerſtreute ſich der Schwarm nach verſchiedenen Seiten des Schloßberges. Die einzelnen bunten Gruppen ſchienen ſich eher zur Feier eines Volksfeſtes anzuſchicken, als zur Erſtürmung des Schloſſes. Doch begann planloſe Gewaltthat bald auf allen Seiten. Die ſchlecht verwahrten Nebengebäude wurden erbrochen und verwüſtet, die Wappen von den Thoren heruntergeſchlagen, ein paar beutelustige Kerle dran-

den kleinen Keller bei dem Häuschen Chriſtians, den ſie anfangs für den Schloßkeller hielten, brachten aber unterm jubelnden Hohne ihrer Geſellen nur ein altes Sauerkrautfäßchen herauf.

Vor dem Eingang des Herrſchaftsgebäudes drohte eine ernſtere Scene. Einige der entſchloſſenſten und beſtbewaffneten Männer verſuchten hier einzudringen. Aber die Thüre, von innen durch eiſerne Querſtangen gefeſtet, widerſtand; die Fenſter des Erdgeſchoſſes waren wohl vergittert; zum Einſteigen in den oberen Stock fehlte es an einer Leiter.

Da gewahrte Einer Licht in dem Erkerzimmer, welches auf den Garten ging: es war jene zweite Kerze, die Sophie auf dem Tiſch zurückgelaſſen. „Das iſt ein Geſpenſterlicht!“ rief eine Stimme. „Das Schloß iſt ſeit hundert Jahren unbewohnt. Sehet ihr die Schattengeſtalten, welche an der Decke auf und nieder tanzen?“

Einige lachten, Andern grauste es. Vier muthige Burſche aber kletterten über die Mauer in den Luſtgarten, um das Erkerzimmer von vorn zu faſſen, und forderten die Inſaſſen auf, herabzukommen und die Thüre zu öffnen. Keine Antwort; das Licht

ſchimmerte ruhig weiter. Da ſprach Einer von den Vieren: „Ich will den harthörigen Herrſchaften da droben die Ohren aufknöpfen,“ legte ſein Gewehr an und ſchoß in das erleuchtete Fenſter. Alles blieb ſtumm; das Licht ſchimmerte fort, nur etwas unruhiger, vom Luftzug bewegt, der durch die zerſchoſſene Scheibe drang. „Sehet ihr die Schattengeſtalten nicht immer wilder und zürnender an der Decke tanzen?“ fragte ein Anderer. Man wiederholte den Schuß. Dieſelbe Stille wie vorher. „Kann man die Geſpenſter nicht herausſchießen, ſo kann man ſie vielleicht herausräuchern!“ rief ein Dritter und ſchleuderte ſeine Fackel in weitem Bogen zu dem zertrümmerten Fenſter hinein, Andere thaten das Gleiche, und in wenigen Minuten quoll ſtatt des unheimlich ſtillen Lichtſchimmers dicker Rauch aus dem Fenſter hervor.

In demſelben Augenblicke aber brauste ein mächtiger Choral, wie von den Poſaunen des Gerichtes, zu den Frevlern herüber. Die unſichtbare Muſik ſchien aus der Luft zu kommen und überhallte gewaltig die Tanzweiſe, welche von den Gruppen auf der andern Seite des Schloſſes zwiſchen durch

klang. „O Ewigkeit, du Donnerwort“: die Weiſe war es, welche mit vollſtem Orgelton aus den rauchenden Gemächern herabzudröhnen ſchien, und dazwiſchen, immer dünner und zaghafter verſchwebend: „Vive le son de canon: Dansons la Carmagnole!“

„Das ſind die Geiſter von Wodenburg!“ riefen Stimmen in dem Haufen, und gerade der Muthigſte, welcher zuerſt geſchoſſen, ſprang nun in ſinnloſer Flucht den Berg hinab. Die Andern folgten ihm, der Schloßhof ward leer und ſtille.

Schlimmer jedoch ſtand es auf der andern Seite, an und in der Kirche. Als der Schulmeiſter in ſeinem Verſtecke ſah, wie die Angreifer nach den Fenſtern des Schloſſes ſchoſſen und Feuer hinein warfen, an ihren Ausrufen aber doch auch wieder ihre Geſpenſterfurcht erkannte, ſprach er zu den Mädchen: „Jetzt müſſen wir dieſe Tröpfe bekämpfen und verjagen, oder wir ſind verloren.“ Und er bat Sophien, in den Orgelkaſten zu ſchlüpfen und die Bälge zu treten. Sophie widerſprach; ſie hielt es für ſicherer, ſtille zu bleiben, als die wilde Rotte herauszufordern. Aber Charlotte kroch muthig in

die Orgel und begann die ungewohnte Arbeit. Da zog der alte Rübſamen die Regiſter des vollen Werkes und ließ zuerſt den Choral in den breiteſten Accorden erſchallen, als würde er von der Gemeinde geſungen, dann aber wob er die mächtige Fuge Sebaſtian Bach's über den Choral, der breit und ſchwer in den tiefſten Contratönen des Pedals unter dem phantaſtiſchen Tongewimmel der Oberſtimmen einherdröhnte. Und wie es ſich für Geſpenſter ziemt, ſpielte er Alles aus dem Kopfe.

„Nicht zu haſtig, gnädiges Fräulein!“ rief er zu der Bälgetreterin hinüber. „Sie dürfen den Balg nicht wieder aufheben, bevor er all ſeinen Wind ausgeblaſen hat, ſonſt ſchreien die Pfeifen! Nur ruhig, Fräulein Sophie! Haben die Schufte wirklich das Schloß angezündet? Nur ruhig! Wir verbrennen nicht; der Wind bläst aus Nordoſt, er wird die Flamme von der Kirche hinwegtreiben. Sie treten die Bälge noch immer zu haſtig, Fräulein Charlotte, das ganze Werk wird ſich verſtimmen. Wir haben Zeit, wir können die Fuge ausſpielen und noch einige andere dazu, bevor der erſte Funke auf's Kirchendach fällt. Nur keine abgekürzte Fuge!“

Und dazwiſchen ſang er wieder im tiefſten Bruſtton mit ſeinem Pedalbaß: „O Ewigkeit, du Donnerwort!“ und: „Mein ganz erſchrock'nes Herze bebt, daß mir die Zung' am Gaumen klebt.“ — „Werfen die frechen Kerle gar die Kirchenfenſter ein?“ rief er dann wieder, und in der That fielen die Scheiben klirrend auf das Pflaſter herab. „Jetzt kommen ſie gar an die Thür'! Das hätte ich nicht gedacht! Ganz ſtille, Fräulein Sophie, nicht gewimmert! Schlagen ſie uns auch todt, ſo ſterben wir wenigſtens mitten im fromm erhabenen Geſange, und ſo lange unſer Herrgott ſeine Hand über uns hält und der große Sebaſtian mir Feuer in die Seele gießt, fürchte ich den Teufel nicht, geſchweige dieſe miſerablen Schufte!“

In der That war der Trupp, welcher unweit der Kirche lagerte, nicht halb ſo tief gepackt worden von den überirdiſch feierlichen Tönen, wie die Andern. Denn da ſie die Kirche vor Augen hatten, ſo merkten ſie wohl gleich, daß man dort Orgel ſpiele, und es erging ihnen nicht wie Jenen, welche wähnten, die dämoniſche Muſik ſchalle aus den brennenden Gemächern. Doch näherten ſie ſich nur

verzagt dem Gotteshauſe; galt es doch für ganz beſonders ſpuckhaft. Als aber ein paar böſe Buben Steine wider die Kirchenfenſter warfen, wuchs den Uebrigen der Muth. Ein ortskundiger Mann trat vor und ſagte zu einem Schützen, der neben ihm ſtand: „Bürger! Lege doch Deine Büchſe genau auf die Mitte jenes kleinen Fenſters an; zielſt Du gut, ſo triffſt Du das orgelnde Geſpenſt an den Kopf und die Muſik wird ſtracks verſtummen. Schon einmal hat Jemand in dieſer Kirche einen Meiſterſchuß gethan und den Prieſter vom Altare weggeblaſen; es wäre doch ſchön, wenn Du nun den Organiſten von der Orgel hinwegſchöſſeſt.“

Der Schütze zielte lange und genau. Plötzlich aber ſetzte er wieder ab. „Die Hand zittert mir. Gälte es, auf einen Prieſter zu ſchießen, dann grauste mir's nicht. Aber Mitternachts hält der Teufel Gottesdienſt in den alten Kirchen, und wenn man nach dem Teufel ſchießt, ſo fährt die Kugel geraden Wegs auf den Schützen zurück.“

Der Andere aber rief: „Schlagen wir dann die Thüre ein! Ich bin doch neugierig, zu ſehen wie der Teufel Gottesdienſt hält.“

So ſtürmte der Trupp wider die Kirchenthüre. Doch, o Grauſen! beim erſten Schlage ſprangen die beiden Flügel weithin von ſelber auf! (Der Junge, welcher dem alten Rübſamen die Bälge trat, hatte ſie bei ſeiner Flucht zu ſchließen vergeſſen.) — Schon dieſer Spuck bewog gar Manchen, das Weite zu ſuchen. Als aber die Beherzteſten dennoch in die Kirche drangen und die Orgeltöne immer mächtiger flutheten, während man doch in dem tiefen Dunkel der Emporbühne nirgends einen Organiſten ſah, ſchrie Einer unter ihnen: „Die Orgel ſpielt von ſelbſt!“ Dieſes Wort wirkte wie ein Zauber: Alle ſtoben zitternd auseinander. Eine verſchloſſene Thüre, die von ſelber aufſpringt, und eine Orgel, die von ſelber ſpielt, das war eine Verrückung aller Naturgeſetze, und wenn auch keiner von den fliehenden Frevlern an Gott und den Teufel glaubte, ſo glaubten doch jetzt Alle wieder an Geſpenſter.

Die Orgel ſpielte noch lange fort. Als ſie endlich verſtummte, da war es auch rings auf dem Berge ganz ſtill geworden, und nur das Krachen der brennenden Balken hallte zu Zeiten fürchterlich durch die ſchweigende Nacht. Behutſam ſchlich der

Alte mit den beiden Mädchen aus der offenen Kirchenthüre. Sophie weinte und ſchluchzte; Charlotte war ſtill gefaßt, nur ungewöhnlich bleich. „Da verſinkt die alte Herrlichkeit,“ ſprach ſie und blickte in die Gluth, und empor zu der dicken, roth beleuchteten Rauchſäule. „Da verſinkt die alte Zeit mit ihren Geiſterſchauern und all den wunderſchönen Träumen meiner Jugend!“

Der Alte aber faßte die Hände der beiden Mädchen und ſprach, zu dem Feuer aufblickend und zu dem ſchwarzen Nachthimmel über dem Feuer:

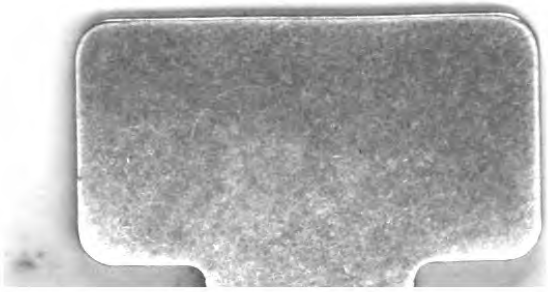
„O Ewigkeit du Donnerwort,
O Schwert, das durch die Seele bohrt,
O Anfang ſonder Ende!
O Ewigkeit, Zeit ohne Zeit,
Ich weiß für großer Traurigkeit
Nicht wo ich mich hinwende.
Mein ganz erſchrock'nes Herze bebt,
Daß mir die Zung' am Gaumen klebt!

Das Donnerwort der Ewigkeit, mit Donnerkraft gepredigt von dem frommen, beſcheidenen Sebaſtian, hat doch zuletzt alle Nachtgeſpenſter verjagt. Der Geiſt vom Geiſte hat die Geſpenſter geſchlagen. Stehen

wir nicht jetzt auf dieſem Feuerberge wie auf der Stätte des Gerichtes? Und Jeder, der hier oben die Geſpenſterſchlacht mit durchgekämpft, iſt gerichtet worden in ſeinem Wahn, Jeder nach ſeiner Weiſe. Der Geiſt aber behielt den Sieg! Und ſelbſt Die, welche dieſen Geiſt nicht verſtanden, fühlten ſich doch niedergeſchmettert von dem Geiſte.“

Als die beiden Mädchen am frühen Morgen nach mancherlei Noth und Gefahr glücklich zu der nahen Stadt gelangten, fanden ſie dort bereits den ſchwer geängſteten Vater und flohen mit ihm raſch auf das rechte Rheinufer. Allein es währte nicht lange, ſo erreichte ſie auch dort der Strom der Revolution. Die alte Zeit war verſunken gleich den Mauern und Geſpenſtern von Wodenburg.

An die ſchwarzen Mauerreſte des Schloſſes aber knüpfte ſich ſpäter eine Volksſage. Die Wodenburg, ſo erzählen die Leute, habe hundert Jahre lang verlaſſen geſtanden, innen und außen unverändert, und die Zeit habe keine Macht gehabt über das Haus, in welchem nur Geiſter wohnten. Da ſeyen eines Tages zwei wunderſchöne Fräulein gekommen, Niemand habe gewußt woher, die hätten als

Menſchenkinder leben wollen mit den Geiſtern, und ganz in Gewand und Art der vergangenen Zeit, wie vor hundert Jahren. In der Nacht aber ſey ein furchtbarer Geiſterkampf, ein Kampf des Todes mit dem Leben entbrannt, unſichtbare Chöre hätten durch die Räume des alten Schloſſes geſungen, die Kirchenglocke habe von ſelber geläutet, die Orgel von ſelber geſpielt, die Kirchenthüren ſeyen von ſelber aufgeflogen, Flammen hätten mit einem Schlage aus allen Winkeln des Schloſſes gezüngelt, die beiden Fräulein aber ſeyen verſunken in dem ſchrecklichen Kampfe, zuſammt der alten Herrlichkeit.

Denn ſchlafen laſſen dürfe man wohl die alte Zeit, aber wecken dürfe man ſie nicht wieder.